Kohl

Am Wege

Am Wege.

Am Wege.

Blicke in Gemüth und Welt

in

Aphorismen

von

J. G. Kohl.

Neue Folge.

Bremen, 1874.
Verlag von C. Ed. Müller.

Vorwort.

Was Jedermann für ausgemacht hält, verdient oft am meisten untersucht zu werden.
Lichtenberg.

Ein im Jahre 1866 veröffentlichtes Buch, welches wie das vorliegende kleine kurze Aufzeichnungen, aphoristische Betrachtungen und Selbsterkenntnisse im Umgange mit der Seele und mit der Außenwelt enthielt, hat einen kleinen Kreis gleichgestimmter und theilnehmender Leser gewonnen. Dies hat mir den Muth gegeben, dem vorigen ein zweites Bändchen nachfolgen zu lassen. Ich weiß demselben zur Einleitung nichts Anderes voranzuschicken, als was ich im Vorworte zum ersten gesagt habe, und füge nur den Wunsch hinzu, daß auch diese flüchtigen Gedanken Anklang und günstige Aufnahme finden möchten.

Bremen, October 1873.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Gedanke und Schrift	1
II.	Die Personen der Dichter und ihre Schöpfungen	37
III.	Leben, Schicksal, Kampf und Arbeit	57
IV.	Selbstkenntniß, Innere Welt	85
V.	Seelenanlagen, Charaktere und Stimmungen	109
VI.	Unsere Mitmenschen, Freundschaft, Umgang, Benehmen	135
VII.	Cultur, Erziehung, Bildung, Wissen	171
VIII.	Ueber Conversation	203
IX.	Schulung der Höflichkeit	249
X.	Warum prunken wir zuweilen mit unseren Mängeln und Fehlern?	259
XI.	Ueber Tische	271
XII.	Einige Klugheitslehren	309
XIII.	Ueber Ruhm	333
XIV.	Gedächtniß, Erinnerung, Ideen-Association	347
XV.	Bilder und Gleichnisse	381
XVI.	Miscellen I.	395
XVII.	Miscellen II.	421

Gedanke und Schrift.

Sich Anderen verständlich machen.

Wer Anderen durch Sprache und Schrift etwas mittheilen will, sollte zuvörderst und vor allen Dingen **sich selbst** klar sein.

Hiermit geht es uns meistens noch leidlich. Denn so wunderlich auch die Ausdrücke, die ein Autor wählt, sein mögen, so weiß er selbst doch mehr oder weniger deutlich, was er sich Kluges oder Thörichtes dabei dachte, und er vermag den Sinn, den er in seinen Worten nicht klar und vollständig genug ausgedrückt hat, zu suppliren.

Nun aber sollen wir zweitens auch **den Anderen**, für die wir schreiben, verständlich werden. Das zu bewirken, ist schon viel schwieriger. Denn diese Anderen, die von den Empfindungen und Ideen, welche im Herzen und Kopfe des Schreibenden stecken und vorgehen, noch gar nichts wissen und von ihnen erst durch seine Schrift etwas erfahren sollen, verhalten sich in dieser Beziehung zu ihm wie die ABC-Schüler zu ihrem Lehrer, den diese mit ihren Fragen oft in Verlegenheit setzen. Sie spüren manche Lücken in den Schriften, da, wo der Autor keine sah, und sie vermissen allerlei Brücken, Treppen und Zwischenthüren in seinem Werke, die er selber in Gedanken zwar schaute, die er aber

hinzubauen und seinem Leser sichtbar zu machen vergaß. Sie füllen daher wie die Schüler das Buch mit Fragezeichen an.

Unsere eigenen Schriften uns selber lesbar und verständlich zu machen, dazu reicht schon ein bischen Dämmerlicht hin. Aber für unsere Leser können wir die Laterne nicht hell genug putzen, und wir sollen für sie die Beleuchtung stets bedeutend stärker machen, als wir es für unsere Augen nöthig hätten.

Endlich ist auch mit einem nun präcisen, knappen und transparenten Style allein noch nicht Alles gethan. Denn es muß nun noch etwas Drittes hinzukommen, welches die Leser zwingt, unsere Geistesproducte auch verstehen zu wollen.

Dazu gehört denn neben der Klarheit auch noch der Schmuck und das Feuer der Rede, der geistreiche und pikante Ausdruck, der hinreißende und fesselnde Vortrag, der die Leute reizt und anlockt, sie veranlaßt, sogleich still zu halten, zu lauschen und die Mühe des Lesens zu übernehmen.

Mit der Anlegung dieses Redeschmuckes verderben wir Autoren dann leider wieder nur zu leicht die einfache Klarheit unserer Darstellung, wie die Maler den Farbeneffect in ihren Bildern mit ungeschickt aufgetragenem Firniß oder mit dem von goldiger Ueberladung strotzenden Rahmen.

Die Schriftsteller sollen den Leser an ihrer Arbeit theilnehmen lassen.

Der Geist hat seine Freude am selbstthätigem Forschen, wie das Wasser am Fließen. Schlußfolgerungen zu machen, Wahrheiten zu entdecken, Räthsel zu lösen, das Richtige herauszufinden, das sind ihm lauter willkommene An=

strengungen. Dies gewährt den Schriftstellern bei ihren Studien und Forschungen den schönsten Genuß. Sie freuen sich über eine gewonnene Ansicht, über ein gesichertes Resultat und über eine neu entdeckte Wahrheit, wie ein brasilianischer Minenarbeiter über einen aufgefundenen Diamanten.

Aber wie der producirende Autor, so hat auch der empfangende Leser seine Lust an selbstgemachten Wahrnehmungen. Die Schriftsteller sollten daher dem Leser an ihren eigenen Entdeckerfreuden einigen Antheil gönnen. Mithin nicht gar zu deutlich und umständlich sein. Hie und da eine kleine Dunkelheit nicht scheuen. Manches in ein poetisches Räthsel hüllen, das der Leser allenfalls errathen kann. Die Wahrheiten nicht zu handgreiflich machen. Sich hübscher Kürze befleißigen. Vor allen Dingen nichts sagen, was sich von selbst versteht, die Schlußfolgerungen aus dem Gegebenen den Leser zuweilen selber ziehen lassen, — seine Erwartung etwas spannen und ihn nicht zu bestimmt ahnen lassen, was nun weiter kommen werde, ihm vielmehr einige Ueberraschungen bereiten. Mit einem Worte, sie sollten ihrem Leser Perspectiven eröffnen, aber nicht mit ihm *bis an's Ende jeder Perspective* laufen.

Um Leidenschaften richtig darzustellen, muß man selbst leidenschaftslos sein.

Von einem gewissen Herrn, der als alter Junggeselle verstarb, erzählte man, daß er einmal wirklich nahe daran gewesen sei, in den heiligen Ehestand zu treten, daß er in der That eine Braut besessen, aber durch eine sehr unangenehme Entdeckung, die er an ihr zu machen glaubte, davon abgehalten sei,

sie auch zur Frau zu nehmen. Das Hochzeitskleid war bereits angefertigt. Schon wurden dem verlobten Paare zu Ehren rauschende Feste gegeben. Da ereignete es sich, daß an einem dieser Feste, bei welchem man ein Schauspiel aufführte, die hübsche Braut die Rolle einer coquetten, putzsüchtigen, rechthaberischen und dabei eifersüchtigen „Bösen Sieben" zu spielen hatte. Zu ihrem Mißgeschick führte sie diese Rolle so vortrefflich durch, so lebhaft, so wahr, daß der Bräutigam, der dies mit ansah, ganz tiefsinnig darüber wurde. Denn er fing an es für unmöglich zu halten, daß eine Person schlimme Eigenschaften so naturgetreu fingiren und darstellen könne, ohne sie selber zu besitzen. Er glaubte es nun klar zu erkennen, daß in seiner Auserwählten, die in Wirklichkeit eine exemplarisch gutgeartete, allerdings dabei talentvolle Person war, eine leibhaftige Xantippe verborgen stecke. Kurz, er erschrak plötzlich dergestalt über sie, daß er ihr einen Absagebrief schickte, und, wie gesagt, dann später ohne je die Freuden und Leiden des Ehestandes kennen gelernt zu haben, verstarb.

Aus dieser Geschichte mag man lernen, wie großes Unheil die Meinung anrichten kann, daß die Menschen diejenigen Leidenschaften und Fehler, oder auch diejenigen Tugenden und Vorzüge, die sie selber in hohem Grade besitzen, auch vorzugsweise am besten zu schildern, im Bilde darzustellen oder auf der Schaubühne vorzuführen geeignet sind. Und doch ist dies ein sehr allgemein verbreitetes Vorurtheil, dem gemäß viele Leute verlangen, daß die Dichter so aussehen, handeln und agiren sollen, wie die edlen Helden, die sie besingen, und sich hinterdrein wundern, wenn diese Poeten in ihrem Wesen meistens so wenig Heroisches besitzen. Jenem Vorurtheil gemäß handelt auch das Kind, das mit Abscheu den Menschen anblickt, den es entsetzliche Dinge wahr vortragen hörte, und auch jener englische Matrose,

der sich nicht enthalten konnte, demjenigen Acteur, der den Verräther im Stück spielt, mit Verachtung eine Apfelsinenschale an den Kopf zu werfen.

So allgemein diese Ansicht ist, so irrig und verkehrt ist sie aber auch. Schon die tägliche Erfahrung lehrt es uns ja, daß wir uns gerade nach dem, was wir am wenigsten besitzen, am meisten sehnen, dies am lebhaftesten in unserer Phantasie ausmalen, dafür am häufigsten schwärmen, und eben daher auch am glühendsten und schönsten von ihm zu reden vermögen.

Auch die politische und die literarische Geschichte bestätigt es, daß gerade die tüchtigen Männer, die von der Natur so vortrefflich für Verrichtung großer Thaten ausgestattet und geschaffen waren, eben diese Thaten oft am wenigsten geschickt besungen haben, während die Dichter, denen dies am besten gelang, nur selten unruhige Heroen gewesen sind. Der lustige Bajazzo auf der Bühne ist häufig, fast gewöhnlich, im Leben selbst ein wahrer Hypochondriacus, und mehr als ein höchst humoristischer und launiger Lustspieldichter hat sogar in finsterer Verzweiflung dem Leben ganz entsagt. Unsere Phantasie arbeitet, wenn ich so sagen darf, gerade am besten per contrarium. Wo sie in unserer Seele schon etwas Wirkliches groß ausgebildet findet, da hat sie eben nicht nöthig, zu fingiren. Aber da, wo sie in unserem Geiste einen leeren Platz herausfühlt, da stellt sie ihre Schöpfungen hin. Sie zeichnet nicht gern auf einer schon bemalten Leinwand, vielmehr schafft sie am schönsten auf einem unbeschriebenen Blatte.

Channing in seinem Essay über Fénélon hat über diesen Punkt folgende sehr treffende Bemerkungen gemacht: „So seltsam es erscheinen mag," sagt er, „so ist es doch „wahr, daß die düstern und Entsetzen erregenden Züge unserer „Natur von den reinsten und edelsten Geistern am besten

„verstanden und gezeichnet worden sind. Die gewöhnliche „Vorstellung ist zwar, daß überwältigende Leidenschaften, je „mehr sie selbst erfahren worden sind, desto wirksamer be„schrieben werden können. Aber wenn nichts Anderes, so „ist gleich das Beispiel Shakespeare's dagegen. Denn ob„gleich er die Stürme der Leidenschaften so treu und furcht„bar malte, so war er doch nach Allem, was wir von ihm „wissen, ein sehr ruhiger und heiterer Mensch. Die Leiden„schaften sind von ihrem Gegenstande zu sehr erfüllt und in „Anspruch genommen, als daß sie über sich selbst reflectiren „könnten, und Niemand kennt ihr Wachsen und ihr listig „feines Wirken in der Seele weniger, als ihre eigenen „Schlachtopfer. Niemand versteht, wie ich glaube, die „wilden und unregelmäßigen Bewegungen des Geistes so „gut, wie der, in welchem ein Princip göttlicher Ordnung „begonnen hat, dauernde Freude zu stiften. Keiner begreift „und empfindet das Grausen der tiefen Finsterniß, welche „sich über dem Sklaven einer heftigen Leidenschaft sammelt, „so lebhaft wie der, der sich zu dem Lichte und der Freiheit „der Tugend erhoben hat. Nichts setzt uns so in den Stand, „die menschliche Natur in allen ihren Formen, in ihren „guten und übeln Selbstdarstellungen kennen zu lernen, als „jene erleuchtete himmlische Liebe, welche allein die Religion „uns einhaucht; denn diese stellt Sympathien zwischen uns „und allen Menschen her und macht sie uns dadurch er„kennbar und verständlich."

Manierirtheit.

Engherzige Geister erkennt man an den Manieren ihrer Clique, die sie sich begierig zu eigen gemacht haben. Sie sind in ihr Geschäft ganz einseitig verliebt. Sie brauchen immer gern

gewisse modige Schul- und Kunstausdrücke, und sagen sich auch nur schwer von den gewohnten Phrasen los, die sie selber erfunden haben, die sie für besonders bezeichnend halten und selbstgefällig wiederholen.

Sie finden sich nie aus den Kreisen ihrer Kunst heraus. Sind sie Schauspieler, so sind sie auch dann noch pathetisch, wenn es gar nicht nöthig wäre, und gehen auch da noch auf dem hohen Kothurn einher, wo sie besser entweder Pantoffeln oder Wasserstiefeln anzögen. Sind sie Prediger, so predigen sie nicht blos auf der Kanzel, sondern auch bei einem lustigen Convivium oder in ihrem Familienkreise, und entwickeln eine gewisse Gottseligkeit, selbst wenn sie blos ihrer Magd in der Küche einen Auftrag geben. Sie werden von den Rollen, die sie im Leben spielen, ganz gefangen genommen, während tüchtige Talente über ihren Rollen stehen und diese nur aufnehmen, wo es angebracht ist.

Cicero war ein von der ganzen Welt anerkannter großer Redner und componirte äußerst beredte, eben so elegante als schwungvolle Orationen. Nichtsdestoweniger hat er aber doch auch so ganz classisch einfache, vertrauliche, natürliche und durchaus unoratorische Briefe, die voll von gesundem Menschenverstand sind, an seine Freunde, Brüder und Freigelassenen geschrieben. Er ließ gewiß auch, wenn er mit dem Hausmeister und den Bauern auf seinem Tusculanum sich unterhielt, den rednerischen Pathos gänzlich bei Seite.

Gastfreundschaft gegen die Gedanken Anderer.

Manche gescheidte Leute, gute und scharfe Denker, die aber zugleich von Egoismus beseelt sind, haben den Kopf und alle seine Abtheilungen so voll von ihrem eigenen Ge-

dankenstoff, daß nichts mehr von den Ideen Anderer hinein will. Sie lassen die Einfälle der Uebrigen so wenig zu, wie ehemals die fest ummauerten Städte des Mittelalters fremde Bürger. Nur „unsere Leute" sind berechtigt und ebenbürtig.

Mehr oder weniger halten wir Alle nur zu viel auf unsere eigenen Erfindungen und Empfindungen, während uns die der Fremden fast verdächtig sind. Es ist daher, wenn wir unsere Mitmenschen überreden wollen, sehr nöthig, sie wo möglich glauben zu machen, daß unsere Meinungen und Ansichten ihre eigenen seien, so wie es auch bei der Belehrung ein Hauptpunkt ist, den Schülern nicht neue Ideen eintrichtern zu wollen, sondern sie solche an und in sich selbst finden zu lassen, sie aus ihnen in sokratischer Manier herauszuziehen und hervorzuspinnen.

Nur recht großgesinnte, liberale, unbefangene und freigebige Leute sind wie gegen zureisende Wanderer, so auch gegen die Ideen Anderer gastfreundlich. Sie haben in ihrem Kopf, so voll er auch von ihrem eigenen Wissen und Denken sein mag, doch immer noch eine kleine unbesetzte Kammer, in welcher sie die Meinungen und Ansichten ihrer Freunde einquartieren können.

Nackte und geschmückte Wahrheiten.

In dem Kopfe eines Schriftstellers geht es ungefähr so zu, wie in dem Atelier eines Bildhauers. In diesem wird zuerst die nackte Statue in ihrer ganzen Blöße hingestellt und sorgsam nach der Natur ausgearbeitet. Das sieht noch nicht sehr künstlerisch und gefällig aus.

Darnach aber legt der Bildhauer die Draperie der Kleidung auf, verdeckt das, was die Schamhaftigkeit zu ver-

decken gebietet, verschleiert die Glieder mit anmuthiger Gewandung. Hätte er sie vorher nicht in ihrer natürlichen, correcten Nacktheit ausgearbeitet, so könnten sie auch durch den Schleier nicht so reizend erscheinen. — Erst nachdem er sie ganz herausgeputzt hat, entläßt er die Statue aus seiner Werkstatt.

Ebenso muß der Dichter und Autor erst die Ideen und Wahrheiten, die er aussprechen will, unverhüllt in seine Phantasie aufnehmen, muß sie nach allen Seiten durchdenken und sich klar machen. Darnach erst, wenn er sie richtig concipirt hat, darf er sie in Worte fassen, einkleiden, schmücken und dann so hübsch eingehüllt von sich geben.

Ein geistreicher Franzose giebt daher dem Schriftsteller folgende Lehre: „Ayez un esprit, où la vérité puisse entrer „nue, pour en sortir parée“.

Draperie.

Die Mäntel und Shawls machen eine recht nichtsnutze Figur, so lange sie schlaff im Kleiderschranke hängen. So wie aber eine lebendige Person in sie hineinschlüpft, werden sie ganz poetisch und bedeutungsvoll. Sie lassen dann die Schönheit und Eigenthümlichkeit der Formen, die unter ihnen stecken, ahnen. Sogar ein seidenes Band, sobald eine Schöne es an der Haube flattern läßt, wird von den Grazien inspirirt und vom liebenden Dichter besungen, während es zuvor im Laden ellenweise für ein paar Groschen feil war.

Ebenso ist es mit den Worten unserer Sprache. So lange sie im Lexikon aufgespeichert daliegen, sind sie nichts als hohle Schalen. So wie sie aber von geschickter Hand zur Einkleidung eines schönen Gedankens verwendet werden,

gewinnen sie eine hohe Bedeutung, lassen wie die Kleider den darin steckenden willkommenen Inhalt errathen und erscheinen goldig, poetisch, voll Leben.

Was und wie man schreiben soll.

„Um Euch gut zu benehmen, hütet Euch, nachzudenken! Folgt der Regung Eures Instincts. Durch Eingebung werdet Ihr treffen, was gethan werden muß." — Diese Lehre des Fürsten von Ligne könnte man auch zuweilen den Schriftstellern etwa so modificirt wiederholen: Um gut zu schreiben, hüte Dich, nachzusinnen. Das Wählen macht Dich unsicher. Folge Deiner Inspiration und schreibe nur aus Eingebung.

Das heißt erstlich, was die Themas Deines Nachdenkens und Deiner Rede betrifft, so nimm nur Das vor, was Dir in Deinen Träumen häufig und ungerufen wiederkehrte. Zwinge Dich heute auch nicht zu einer Arbeit, die Dir gestern näher lag. Ergreife vielmehr nur Das, von dem Du Dich eben jetzt ergriffen fühlst.

Was zweitens die Manier der Behandlung betrifft, so sprich, wie Dir zu Muthe ist, wie es Deinem Munde gerecht ist. Ahme nicht die Redeweisen Anderer nach. Bediene Dich Deiner eigenen Sprache. — Es ist ein vergebenes Bemühen, Deinen Pegasus dahin zu spornen und zu treiben, wohin er nicht mag. Laß ihm freien Lauf. Er leistet in der Richtung, die ihm lieb ist, sein Bestes.

Roher Styl und gute Gedanken.

Man lobt den sorgfältig polirten Styl der Schriftsteller. Man sagt sogar, daß die Hälfte des Gedankens in dem schönen Ausdrucke stecke.

Nichtsdestoweniger giebt es Schriftsteller, deren Styl sehr roh ist, deren Worte gar keine Anmuth haben, deren schöne und großartige Gedanken aber trotz der nicht gefälligen Einkleidung doch uns packen. Diese Autoren schreiben so, wie manche geniale Maler zeichnen, mit dem ersten besten Kreidestücke, mit hie und da hingekritzelten Zickzacklinien, die wie zufällig auf's Papier gefallen zu sein scheinen, und die doch ein sehr charakteristisches Portrait enthalten. Es giebt auch Redner, die mit rauher Stimme und unbeholfener Zunge reden, und doch gefällige Ideen und sanfte Gefühle zum Ohr und Herzen bringen. — Ihre Producte gleichen unbearbeiteten gediegenen Goldklumpen, die, obgleich sie knorrig und bucklig sind, doch großen inneren Werth haben.

Geistige Geburtswehen und Erziehung der Gedanken.

Ein neuer Gedanke blitzt in uns auf wie ein Himmelsfunken. Er senkt sich in unsere Seele wie ein Balsamtropfen von oben. Es ist uns bei seinem Aufleuchten zu Muthe, wie an einem Winterabend, wenn plötzlich das liebe Licht in die Stube gebracht wird.

Der Geist erzeugt und gebiert mit Entzücken. Seine Geburtswehen sind Wonnegefühle. Aber nachdem das kleine noch unbehülfliche Gedankenkind mit Lust zur Welt gekommen ist, fängt darnach bei der Abfassung und Aufzeichnung eine lange

und mühselige Pflege, Erziehung und Ausbildung desselben an, bis es als Gedicht oder als Buch auf seinen Füßen stehen und durch die Welt wandern kann.

Unser phantasievoller Geist geht leichtfüßig auf die Jagd und spürt neue Ideen auf seinen schweifenden Streifwegen aus, wie ein Jäger das Wild. Ihm fallen zahlreiche schöne Themas der Betrachtung und Untersuchung auf. Behende und feurig packt er an. Darnach aber gilt es, den Dachs aus der Grube zu ziehen, und alsdann muß gegraben, gehackt und gekämpft werden, und das ist denn ein schweres Geschäft, bei welchem ein Autor es hinterdrein wohl manchmal bereut, daß er sich von seinem leichtsinnigen Genius verführen ließ. — **Le genie commence les beaux ouvrages, mais le travail les achève.**

Zeitgemäße Gedanken.

Wir können im Grunde nur von denen verstanden werden, die schon halb und halb unserer Meinung sind. Da, wo gar kein Verständniß für die Sache ist, sind fast alle unsere Bemühungen vergeblich.

Daher zünden auch in der Welt die Gedanken nur dann recht, wenn sie zeitgemäß sind, d. h. wenn unsere Mitmenschen gerade in der Stimmung sind, die neuen Ideen aufzunehmen, wenn sie beinahe schon dasselbe gedacht und empfunden, nur noch nicht deutlich in Worte gefaßt haben, welches letztere dann die Redner und Schriftsteller übernehmen.

Daher sehen wir auch einen Plato oder einen Luther oder Newton, wenn sie zur rechten Zeit erschienen, sogleich von einer Menge Anhänger und Schüler umgeben. Und

darum traten auch diese großen Leute fast immer zur rechten Zeit auf, d. h. wenn gerade eben ihre Mitwelt reif und vorbereitet für sie war, und wenn diese im Begriff stand, ungefähr dasselbe zu thun oder auszusprechen, was Jene nun thun oder aussprechen. Jene Männer nehmen ihrer Mitwelt die Worte, so zu sagen, nur aus dem Munde.

Eben deshalb nutzt es einem Lehrer auch wenig, den Kindern etwas vorzutragen, was sie doch nicht schon halb verstehen. Was nicht bereits beinahe in ihrem Kopfe ist, bringt er nicht ganz hinein. Eigentlich führen uns die Lehrer, Denker und Dichter mithin gar keine neuen Gedanken zu, sondern sie erwecken bei uns nur schlummernde Ideen und Ahnungen.

Die Dichter müssen national sein.

Will ein Dichter uns recht gefallen, so muß er Themas behandeln, die uns bereits mehr oder weniger geläufig waren, Personen und Charaktere vorführen, die uns schon einigermaßen vertraut sind. Er muß mit einem Worte recht national und einheimisch sein.

Homer hätte nicht so großes Glück bei den Griechen gemacht, wenn er nicht den in Griechenland so beliebten Stoff der Iliade und Odyssee gewählt hätte, wenn nicht schon längst vor ihm Hector und Agamemnon und Odysseus populäre Helden unter den Hellenen gewesen wären. Auch Aeschylos und Sophokles wählten ja ihre Themas fast nur innerhalb des griechischen Sagenkreises und wurden in Griechenland deshalb so angesehen, weil sie den griechischen Zuhörern griechische Ideen recht klar machten und griechische Ideale verherrlichten, Alles auch nach griechischem Geschmacke behandelten.

So schön und bedeutungsvoll auch anderweitige Mythen und Traditionen, z. B. germanische oder hindostanische, im Allgemeinen sein mögen, so hätten sie doch den Hellenen nicht gefallen können. Es ist uns viel lieber, wenn der Dichter uns Fremdes nicht aufdringen will, vielmehr nur das, was uns im Busen schlummert, zum Erwachen und Blühen zu bringen und unsere eigenen Erinnerungen zu verschönern strebt.

Denker, Historiker und Philosophen, ich meine überhaupt die Prosaisten, brauchen sich ihre Kreise nicht so eng zu ziehen. Da sie Alles deuten, auseinandersetzen und mit commentirenden Anmerkungen begleiten können, so vermögen sie uns sogar durch die Geschichte und die Sagen ganz fremdartiger Völker zu fesseln. Der Dichter kann aber nicht so viele Explicationen machen. Er muß immer kurz und bündig sein und voraussetzen dürfen, daß seine Zuhörer Manches, was er ausläßt oder nur andeutet, selbst zu suppliren im Stande sind.

Was wir selbst erlebten.

Poesie und Kunst sind zwar schöne Gaben, die unser Leben verherrlichen. Aber dennoch wie matt und effectlos sind zuweilen die Eindrücke, welche sie sogar durch ihre gelungensten Schilderungen und Producte auf uns machen, im Vergleich zu denjenigen Eindrücken, die das Leben selbst auf uns hervorbringt.

So Vieles von dem, was Dichter besangen und Künstler darstellten, ist am Ende doch nur wie leichter Schaum auf unserer Lebenswelle. Was wir selbst sahen, hörten und erfuhren, ist dagegen gewichtig und unverwüstlich wie Gold.

Wenn ein Maler ein Ereigniß, z. B. eine Bärenjagd,

ihre Aufregungen und Gefahren treffend und naturgetreu darstellte, so unterhält mich das zwar bei der Anschauung, und mich ergreift für den Augenblick die Wahrheit der Auffassung dieser schreckhaften Scene. Aber hinterdrein ist mir das Ganze doch bald wieder aus dem Sinne. Es fällt mir nicht ein, Anderen von dem gemalten Blutvergießen und Gebrüll eine lebhafte Erzählung zu machen. Hörte ich aber auch nur einmal eine athmende, lebendige, zottige Bärenmutter aus dem Dickicht hervorbrechen und neben mir vorüberstreichen, so vergesse ich Das nachher nie wieder und schildere den Leuten die Anekdote noch oft.

Die so gewöhnliche Frage der Zuhörer bei unseren Erzählungen: „Haben Sie es selber erlebt?“ „Haben Sie es mit eigenen Augen gesehen?“ ist daher auch eine sehr berechtigte. Und wer viel Selbsterlebtes in sich aufnahm, hat demnach auch ein bedeutendes Uebergewicht über Den, der nur Alles in der Literatur, in den Kunstgallerien, in den Museen, Bibliotheken und in seiner Phantasie schaute. Auch ist der durch das Leben und die Erfahrung selbst Gewitzigte — ein gebranntes Kind! — viel nachhaltiger belehrt, als der, welcher blos bei den Pädagogen und Professoren in die Schule ging. Die Lehren, welche diese geben, hinterlassen keinen tieferen Eindruck, als jene gemalten Bärenjagden.

Frische Gedanken.

Wenn ein guter Einfall, eine neue Idee in uns aufkeimt, sollen wir rasch bei der Hand sein und sie gleich pflegen, bewässern, cultiviren und entwickeln, den Boden fleißig rings umher lockern, wie wenn im Garten eine neue Bohne das grünliche Köpfchen aus der schwarzen Erde steckt.

Unterläßt man dies, faßt man den jungen Gedanken nicht augenblicklich in den Rahmen der Worte, verpflanzt man ihn nicht alsbald in fruchtbares Erdreich, legt man ihn bei Seite, meinend, man könne ihn später einmal vornehmen, so vertrocknet er wie ein vernachlässigter Pflanzenkeim.

Dieselbe Idee kehrt uns nie wieder, oder doch nicht in derselben Weise wie eben jetzt, auch nicht mit derjenigen Frische und Wärme, in welcher sie uns heute gefaßt hat. Sie zerschmilzt wie eine Schneeflocke, die wir zu zeichnen versäumten.

Der Ueberschuß bei Geisteswerken.

Was die Schriftsteller auf's Papier bringen, befriedigt sie selber meistens nicht sehr. Sie wissen Alles besser, sie schauen es in ihrem Innern weit klarer, schöner und umfangreicher, als sie es mit den mageren Worten auszudrücken vermochten.

Sie sollten dies aber nicht, — wie sie es doch oft thun, — beklagen. Denn wenn sie ihre Ideen alle bis auf den Grund hingeben könnten, so wäre es wohl eben nicht weit her mit diesen Ideen. Das Gefühl der Unbefriedigtheit ist eben ein Beweis davon, daß der Autor etwas recht Schönes im Kopfe hatte, und das, was er vorbringt, wird doch noch darnach schmecken, daß, wenn er auch kein hohes Ziel erreichte, so doch ein solches ihm vorschwebte.

Bei den guten Schriften muß immer ein solcher nicht in ihnen eingefangener und verkörperter Ueberschuß gewesen sein, wie bei gut angelegten Gärten ein Stück Landschaft umher, die man nicht ganz in den Park mit hineinbringen konnte, in die man aber den Spaziergänger hinausblicken läßt.

Ungethümliches in poetischen Productionen.

Die Schönheit keines Theiles eines Ganzen wirkt für sich allein bezaubernd auf uns, vielmehr nur in Verbindung mit dem Ganzen, welchem der Theil angehört.

Ein Gebiß schöner Zähne im Laden eines Zahnarztes, so perfect gearbeitet es sein mag, läßt uns ungerührt, während ähnliche Zähne, zwischen den Corallenlippen eines lebendigen Rosenmundes schimmernd, uns entzücken.

Man kann nicht sagen, daß die Nüsternbildung des Löwen an und für sich schön sei. Denn einem Vogel statt des Schnabels angesetzt, würde sie widersinnig und mißfällig erscheinen. Nur in dem Antlitz des Königs der Thiere, zu welchem sie paßt, wirkt sie wundervoll.

Das Pferd, dem Du solche rosige Wangen, wie Du sie bei einem Knäblein lobst, geben wolltest, würde Dir durch sie widerlich entstellt erscheinen.

So muß man denn bei jedem Geschöpfe den Maßstab zur Beurtheilung seiner Schönheit in ihm selber finden.

Bei den eben genannten äußeren und in die Augen fallenden Gegenständen wird die Sache Jedem leicht begreiflich. Aber auch für nicht so handgreifliche Dinge, z. B. für die Seelenanlagen und Charaktere der Menschen oder für die Geistesproducte und poetischen Compositionen gilt das Gesetz, daß alle ihre Theile, wenn sie gefällig, effectvoll oder ästhetisch vollkommen sein wollen, unter einander in Harmonie stehen müssen, sowie auch die damit zusammenhangende Regel, daß uns bei Einem recht wohl gefällt, was bei einem Andern, wenn er es sich aneignen wollte, unsern Widerwillen erregen würde. Bei diesen unsichtbaren Dingen und insbesondere bei den poetischen Productionen entdeckt jedoch nur ein rechter Kenner dergleichen Disharmonien, und

da schlüpfen ein Pferdefuß an der Gestalt eines Adlers oder ein paar Wolfszähne im Munde eines Lammes oder ähnliche Ungethümlichkeiten viel leichter unbemerkt durch.

Wie der Maler dem Dichter beistehen könnte.

Ein Dichter sollte bei seinen Productionen, wo möglich, stets einen Maler zur Hand haben, oder wenigstens einen solchen sich zur Seite denken.

Fände er, daß die Bilder und Vergleiche, die er in seiner Dichtung verwendete, sich gemalt und hingezeichnet gut ausnähmen, so möchte er sie als wirkungsvoll beibehalten. Gäben sie aber mit Farben und Linien zu Papier gebracht ein ungefälliges Bild, so müßte er sie verwerfen.

Ein Versemacher, der einst den Neubau einer großen Kunsthalle zu besingen hatte, beschrieb zuerst in seinen Reimen das neu entstandene schöne Haus, darauf pries er den Architekten, den Maurermeister, den Zimmermeister, und endlich ließ er auch die Gesellen und Arbeiter hoch leben, indem er dann das Ganze mit folgendem Ausbruch seiner Freude schloß:

„Und damit ist mein Spruch zu Ende,
Hoch leben dieser Männer Hände!"

Hätte der Urheber dieses Toastes sich die letzte Wendung hingemalt, so würde er eine Menge gesonderter Hände, die er leben lassen wollte, auf's Papier bekommen haben, die aber mit ihren hoch erhobenen zehn Fingern nichts weniger als eine hübsche Figur gemacht hätten, und er würde dann gleich deutlich erkannt haben, daß er dieselben in seinem Gedichte mit irgend etwas Anderem, jedenfalls mit den vollständigen Personen der „Arbeiter" hätte vertauschen sollen.

Ein Künstler, der auf ähnliche Weise alle die verschiedenen in einem Gedicht vorkommenden Bilder ausmalte, könnte es dadurch sich und Anderen recht handgreiflich machen, daß die Poesie entweder recht poetisch, schön und künstlerisch, oder umgekehrt, daß sie recht prosaisch und verkehrt sei. Die bildliche Darstellung diente so bei der Kritik als vortrefflicher Prüfstein. Welche wunderlichen Dinge würden uns bei vielen Dichterwerken, wenn man sie so illustrirte, vor Augen kommen!

Gewitter und Drama.

Die Natur scheint es in den atmosphärischen Aufregungen, welche wir Gewitter nennen, den dramatischen Dichtern haben vormachen zu wollen, wie sie ihre dichterischen Producte und namentlich ihre Trauerspiele anlegen und in welche Acte sie dieselben abtheilen sollten.

Der Hergang bei einem Gewitter ist gewöhnlich in der Hauptsache etwa folgender:

Zuerst ist die Natur noch ruhig und in ihrer alltäglichen freundlichen Verfassung, obgleich die Leute schon anfangen, sich über das Drückende der Luft zu beklagen.

So beginnen auch die Tragödien, wenigstens die guten, zunächst mit Scenen und Schilderungen des Glücks und der Zufriedenheit derjenigen achtungswürdigen Personen, die im Verlaufe des Stücks mit dem Schicksal ringen oder geprüft werden sollen.

Doch vernimmt man von ihnen schon einige Aeußerungen der Besorgniß und manche Andeutungen über den Wandel und den Unbestand des menschlichen Glücks. Auch treten bereits einige zweideutige und unheimliche Figuren auf, die

uns mit Bangigkeit um das Geschick der uns lieb gewordenen Charaktere erfüllen und die Atmosphäre (die Stimmung) schwül machen.

Darauf fängt der Himmel an sich zu verfinstern. Man hört den Donner in der Ferne grollen. Im Drama erklären sich nun jene unheimlichen Gestalten deutlicher. Sie conspiriren und offenbaren ihre böse Gesinnung. Der edle Held des Stücks wird von finsteren Mächten umstrickt. Das füllt ungefähr den zweiten Act.

Im dritten bricht dann das Gewitter und der Kampf los. Es wird ganz dunkel. Die schwarzen Wolken stehen uns und den Personen des Dramas zu Häupten. Donner und Blitz erfolgen in der Nähe. Die Himmelsgewässer ergießen sich in Strömen, und das Hagelwetter schlägt zerstörend nieder. Alles ist Verwirrung, Angst und Schrecken. Unsere Sorge um unsere Lieblinge auf der Bühne und unsere Spannung, wie das enden werde, erreichen ihren Höhepunkt. — Der Blitz zündet, die Flamme lodert empor. Mancher Unglückliche geht dabei, von uns beklagt, zu Grunde.

Aber die Gottheit zürnt nicht ewig. Die Nebel vertheilen sich in der Landschaft, die Fluthen verlaufen sich wieder. Und am Ende steht die Sonne wie zuvor siegreich und lächelnd am Himmel da, erweckt neue Hoffnung in uns und entschädigt uns für die ausgestandene Angst mit Befriedigung.

So hat auch im Drama entweder unser Held den Kampf siegreich bestanden und steht, wenn auch mit Wunden, doch zugleich auch mit Lorbeeren bedeckt, wieder kräftig vor uns. Oder, wenn er als Märtyrer endete, so gingen doch die Bösen mit ihm unter, oder er hat wenigstens einen Nachfolger oder einen Sohn, der die Ordnung und Ruhe wieder herstellt und der an dem Orte des Schreckens neuen Sonnenschein, Friede und Hoffnung verbreitet und über die

Gräber Derer, die ausgelitten haben, ein feierliches Gebet sprechen läßt.

Die Dichter, wie man sieht, könnten Manches von dem Hergange eines natürlichen Gewitters für den Plan und die Anlage ihrer Dramen lernen, und, wenn sie ihn gut beobachteten, nach seinem Muster ihre Stücke einrichten. Fehlt darin etwas, entweder zu Anfang die vorgängige Ruhe und die erwartungsvolle Schwüle, oder am Schlusse der nachfolgende Sonnenschein und die Versöhnung, oder ist die Mittelpartie des dramatischen Gewitters selbst nicht tragisch, nicht spannend und nicht erschütternd genug, so ist das Stück unvollkommen.

Shakespeare scheint fast immer seine Dramen nach dem Hergange und Verlaufe eines natürlichen Gewitters angelegt zu haben.

Diese atmosphärischen Dramen haben auch noch das ästhetische Gesetz mit denen auf der Bühne gemein, daß das Ganze sich sehr concentrirt und in dem kurzen Verlaufe weniger Stunden Schlag auf Schlag recht rasch und malerisch abspielt.

Ideen und Thaten.

Den kritisirenden Schriftstellern, den Philosophen, Historikern, Gelehrten, allen Prosaikern müssen vor allen Dingen recht klare und bestimmte Ideen und Vorstellungen bei ihren Arbeiten vorschweben. Denn nur mit solchen vermögen sie so zu schreiben und zu reden, daß sie auch Anderen Alles hell machen.

Aber die großen Männer der Action sind sich der leitenden Gedanken bei ihren Handlungen gewöhnlich gar

nicht so deutlich bewußt. Sie haben im Gegentheil in der Regel irgend welche unbestimmte, dunkle Ideen, von denen sie zu ihren Thaten gedrängt werden. Sie handeln, nicht von ihrem Verstande und ihrer Ueberlegung, sondern von ihrem Genie getrieben, ohne klares Selbstbewußtsein, ohne scharfe Erkenntniß ihres Zieles, von einem unwiderstehlichen Drange hingerissen. Ja in der Dunkelheit und Unbestimmtheit ihrer Ideen besteht wohl eben die Kraft derselben. Mit ihnen arbeiten sie gleichsam wie mit stumpfen, dicken Instrumenten, die brechen würden, wenn sie zu spitz und scharf wären.

Wenn nun ein Biograph die Lebensgeschichte eines großen Helden oder Staatsmannes analysirt, ist es zwar sein Geschäft, die leitenden Ideen desselben, deren dieser selbst sich nicht ganz bewußt war, herauszufinden und an's Licht zu stellen. Der Held und Staatsmann selbst hätte es nicht so gut auseinandersetzen können. Er selber stieg, wie ein Luftballon von Naturkräften gehoben, in die Höhe. Er nahm seinen Weg und erreichte sein Ziel so sicher, daß es schien, es müßte Alles vorher bedacht und überlegt gewesen sein. Und doch war es nur die Sicherheit der unbewußten Natur.

Auch die großen Dichtergenies, ein Shakespeare oder Dante, geben ihre Inspirationen wie Thaten von sich, und obgleich ihre Productionen so perfect wie etwas nach den Regeln der Aesthetik Construirtes, so schön organisirt wie ein künstliches Uhrwerk zu sein scheinen, so hat der Dichter doch durchaus nicht so regelrecht und theoriegemäß dabei gedacht und verfahren. — Und er selber, wenn er es noch erleben könnte, möchte wohl geneigt sein, seine gescheidten kritischen und ästhetisirenden Commentatoren zu bewundern. Er selber hätte kaum so viel Kluges darüber zu sagen vermocht.

Eine Abhandlung mag sich wie das Bild eines Baumes entwickeln.

Die geschickt angelegten Essays, Dichtungen oder Vorträge der geschmackvollen und künstlerischen Schriftsteller, Dichter und Redner machen auf uns den Eindruck von schön entwickelten Pflanzen oder hübsch verzweigten Bäumen, nach deren Vorbilde sie ausgearbeitet zu sein scheinen.

Der Redekünstler bearbeitet erst den Grund und Boden, befestigt in ihm die Wurzeln seines Themas und zeigt, wie dasselbe mit der ganzen Natur oder mit der übrigen weiten Welt des Wissens und Forschens zusammenhänge.

Dann präcisirt er den Hauptgedanken seiner Untersuchung, und stellt ihn auf das Wurzelwerk, wie den Stamm des Baumes, der sich durch das ganze Gezweige hinzieht, und auf den er dann und wann wieder zurückkommt und hinweist.

Dieser fruchtbare Hauptgedanke oder Stamm zerlegt sich wachsend unter seiner Behandlung in die Unterabtheilungen der Aeste und Nebenzweige. Jedem Aste folgt der Vortrag eine Zeit lang bis zu seiner Spitze hin, führt ihn aber nicht zu weit hinaus, läßt ihn vielmehr, indem er ihn hübsch abrundet, bei Zeiten fallen, um das Grundthema nicht aus dem Gesichte zu verlieren.

Gewandt schwingt er sich zum Hauptstamm zurück, läßt ihn, der Alles zusammenhält, für seine Zuhörer, damit sie ihn nicht vergessen, wieder einmal unter dem Astwerk erscheinen, und zeigt die Art des Zusammenhangs und der Verbindung der Theile mit ihm, indem er dann wiederum zu einer andern, ganz natürlich sich darbietenden Nebenpartie übergeht.

Die ganze Gliederung und Verästelung des Baumes, das logische Gerippe des Hauptthemas, das man nicht gern allzu schroff hervortreten sieht, wird mit dem frischen und

schönen Blätterwerk der Rede bedeckt, und zuweilen die farbige Blüthe oder die glänzende Frucht eines pikanten und besonders treffenden Einfalls, einer recht nachdrucksvollen Redewendung hineingehängt.

Jedoch geschieht dies nur hie und da, denn der Baum soll nicht gleich einer ausgeputzten Weihnachtstanne mit solchen schimmernden Früchten überladen erscheinen, und das Blätterwerk der gewöhnlichen Rede muß den goldenen Früchten zur Folie dienen. En passant mag auch ein zwitschernder Vogel durch die Zweige schlüpfen und sein Liedchen singen, ich meine, es mag eine charakteristische Anekdote oder der besonders anregende Vers eines hübschen Gedichtes, ein lehrreiches Sprichwort, ein schlagendes Motto oder sonst eine kleine Episode zur Erläuterung eingefügt werden.

Beim Gipfel angelangt, wird zum Schluß des Ganzen endlich eine hübsch abgerundete Krone angelegt. Der Redner zeigt, wie der Baum sich dort oben auszweigt, wie seine Spitzen zum Himmel hinweisend sich in der Atmosphäre verlieren, als Gegenpol des Wurzelstocks, der aus dem irdischen Boden die Nahrung zieht.

Die Productionen der geschickten Redner und Autoren, sage ich, erinnern uns zuweilen an diese der Natur und der Landschaftsmalerei abgelauschte Weise. Manche freilich scheinen mehr blos dem Handwerker gelauscht zu haben und leimen und schachteln ihre Schrift- und Rede-Machwerke zusammen, wie die Nürnberger Tischler ihre Holzkästchen.

Beurtheilung und Genuß eines Kunstproducts.

Für die Beurtheilung einer Dichtung ist es allerdings sehr nützlich und wichtig, seinen Verfasser, dessen Lebensumstände, Charakter, Verhalten, Sprechweise &c. &c. recht genau

zu kennen. Für den reinen Genuß eines poetischen oder künstlerischen Products ist aber diese Kenntniß zuweilen recht störend.

Wenn ich mit einem Dichter sehr intim befreundet bin und dann seine Werke lese, so tritt mir bei diesem oder jenem Verse seine oft durchaus nicht sehr ideale Persönlichkeit nur allzu deutlich vor Augen und ich erinnere mich z. B. dabei, wie er dies oder jenes seiner Lieblingsworte wunderlich oder incorrect auszusprechen pflegte, wie er stotterte oder sich sonst linkisch geberdete. Und seine sorgenvolle Alltagsphysiognomie mit der Nachtmütze auf dem Kopfe und der Tabackspfeife im Munde blickt mich oft plötzlich, wenn ich seine poetischen Herzensergüsse vor mir habe, zwischen den Zeilen an.

Ich kenne auch das kleine nicht sehr bedeutende Gustchen, das er in seinen Versen unter dem Namen „Augusta" verherrlicht hat, und ferner die Eigenthümlichkeiten und Schwächen dieses Gustchens, die er bei jener „Augusta" abstreifte. Ich weiß, wie des mir befreundeten Malers Frau, die er zu einer Madonna idealisirte, in der Kinderstube angethan war, oder in der Küche, wenn sie die Kartoffeln schälte. Und — obgleich dies an und für sich sehr nothwendige und auch einer jungen Mutter und Hausfrau sehr wohl anstehende Geschäfte sind, so kann es nicht fehlen, daß die Erinnerung daran beim Anblick und Genuß der verklärten Madonnen, zu denen sie als Modell saßen, nicht gerade erhebend wirkt. Wer von dem oft sehr prosaischen „Walten im häuslichen Kreise" jener Heiligen gar nichts weiß, genießt sie reiner und schwungvoller.

Zum Theil wohl erklärt es sich hieraus, daß die Autoren erst dann, wenn sie nicht mehr unter uns wandeln, wenn wir z. B. vergessen haben, daß sie wie Schiller nicht immer classisch deutsch sprachen, sondern etwas schwäbelten, und wie

er es that, statt der „Pabst": „der Poabsten" sagten, freier genossen und höher gehalten werden.

Es geht uns dabei ähnlich wie bei der Lectüre von Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Wer die fremde Sprache gar nicht kennt, der wird die Uebersetzung viel besser goutiren und über einige Unvollkommenheiten derselben leichter hinwegkommen. Wer dagegen mit der Ursprache innig vertraut ist, wird die Uebersetzung zwar besonders gut zu würdigen verstehen, aber wenn sie nicht ganz vollkommen ist, bald unerfreulich finden, denn es werden ihm stets die schlecht wiedergegebenen Ausdrücke der Ursprache vor den Ohren summen, und er wird, wenn es z. B. Englisch war, vor Verwirrung und Verdruß zuweilen nicht mehr wissen, ob er Englisch, Deutsch oder sonst etwas hörte, und die Poesie, die dem Unwissenden doch leidlich erschien, wird ihm ungenießbar sein.

Kritisiren und besser machen.

Die Kritiker verschwenden einen großen Theil ihrer Kraft damit, schlechte Bücher kunstgerecht hinzurichten. Es würde in vielen Fällen sehr heilsam sein, wenn sie ihre Zeit lieber zur Producirung besserer Schriften verwendeten. Diese würden dann, emporwachsend und sich Raum schaffend, die schlechten von selbst und viel gründlicher, als die beste Kritik es vermag, aus dem Wege räumen.

So wäre auch sonst der Welt meistens weit mehr damit genützt, wenn Jeder die Zeit, die er der Beurtheilung, dem Tadel und der Schulung seiner Mitmenschen widmete, lieber auf seine eigene tüchtige Ausbildung und Selbsterziehung verwendete. Damit verschaffte er dem Staate und der Welt

einen tüchtigen Bürger, der den Anderen als Muster vorleuchten könnte, und dies wäre viel wirksamer als die eifrigsten Besserungsversuche. Die Welt ist ja doch so spröde und widerspänstig gegen unsere Belehrung. Dagegen folgt sie viel williger einem vorleuchtenden Beispiele.

Heitere Kritik.

Unsere Kritiker haben zuweilen ganz recht bei ihren tadelnden Bemerkungen. Aber bei dem Bestreben, diesen noch mehr Nachdruck zu geben, gerathen sie dann häufig in einen keifenden Ton hinein und schelten ihre Opfer mit einer Art von bitterem Enthusiasmus.

Die Literatur heißt ja aber die schöne Literatur, les belles lettres, oder wie die Troubadours sagten: „la gaie science“ (die heitere Kunst).

Etwas von dieser schönen Heiterkeit sollte sich auch immer bei der Kunst der Kritiker, die ja doch ein Theil der Literatur ist, finden. Sie sollten möglichst guter Laune bleiben. Haben doch sogar die Scharfrichter im Mittelalter Humor gezeigt! Man spricht von lachenden Philosophen. Auch jeder Kritiker sollte ein lachender Kritiker sein. Die Büttel haben ein Geschäft, das uns schon ohne dies wehe genug thut. Sie dürfen nicht noch Hohn und Spott hinzufügen: „Quelque aménité doit se trouver même dans la critique. Si elle en manque absolument elle n'est plus litéraire“. (St. Beuve.)

Gedanken im Zusammenhange.

Nicht alle Gedanken brilliren für sich allein, können nicht auf ihre eigenen Füße gestellt werden. Die meisten leuchten nur in Verbindung mit anderen Ideen, die der Autor ihnen

an die Seite setzte. So wie man sie aus ihrem Zusammenhange nimmt, verlieren sie ihr Licht, das oft nur durch das Licht der Nebengedanken, welches auf sie fiel, so gute Wirkung machte.

Es geht damit so, wie mit einer Blume im Walde, die mitten im Moose und unter ihren Geschwistern sich so reizend darstellte, und die, wenn wir sie pflückten und zu Hause trugen, uns nicht mehr bezaubert.

Dies sollten die Kritiker bedenken. Sie würden dann gegen die Autoren gerechter sein, als sie es gewöhnlich sind, wenn sie die Gedanken derselben aus dem Zusammenhange bringen und jeden einzeln für sich allein durchgeißeln.

Mathematische Probe bei Gegenständen der Aesthetik.

Bei der Beurtheilung der Anlage und des Plans dichterischer Productionen, Erzählungen, Dramen, Romane könnten die kritisirenden Aesthetiker vielleicht mit Erfolg ein Verfahren anwenden, das ich „die mathematische Probe" nennen möchte.

Ich meine, sie könnten, um zu erfahren, ob der ganze Gang und Fortschritt der Action in der Dichtnng ein schöner und angemessener sei, versuchen, denselben in mathematischen Figuren wiederzugeben und ihn auf ein paar Linien zu reduciren. Nur wenn man dabei zu gefälligen Umrissen, zu wohlproportionirten Gruppirungen, zu anmuthig verschlungenen Wellenlinien oder zu einer in sich selbst zurücklaufenden Kreisfigur gelangte, wäre die Anlage zu loben.

Hat der Dichter den Schauplatz der Begebenheiten unnöthiger Weise bald hierin, bald dahin verlegt, hat er einige Gespräche und Schilderungen zu lang ausgesponnen, andere

überaus kurz abgemacht, hat er das Ende nicht gehörig mit dem Anfange verknüpft, und giebt dies Alles — hingezeichnet — eine ungefällige, unruhige und verwirrte Zickzacklinie mit schiefen Winkeln und oft langen und oft kurzen Schenkeln, so wird es dadurch augenscheinlich gemacht, daß die Intrigue, der Plan, das Knochenwerk der Erzählung ein widersinniges oder unschönes war.

Man könnte die ganze Erzählung in ihren Hauptumrissen auch so hinzeichnen, wie man den Plan einer Gartenanlage entwirft. Gelangte man dabei zu einem einheitlichen Bilde, bei dem sich die schlängelnden Pfade zu einem schönen Schlosse oder zu einer bescheidenen, malerisch gelegenen Hütte oder sonst einem anmuthigen Hauptschauplatze der Begebenheiten concentrirten, bei dem sie sich nicht in's Wilde verlören, so wäre die Anlage gut.

Bei Anwendung einer solchen Methode würden sich vermuthlich manche Productionen unserer Literatur dem Auge in der Hauptsache — nämlich in der Structur ihres Baues — als sehr ungeschickt darstellen. Bei anderen aber würde es auf diese Weise recht handgreiflich gemacht werden können, warum sie einen so harmonischen Eindruck auf uns machten. — Wenn man die Gruppen auf den Gemälden Raphael's, seine Propheten, Madonnen und Christkinder mit rohen äußeren Umrissen umzieht, kommt man stets zu wohlgefälligen Linien oder Figuren, zu gleichseitigen Dreiecken, schön sich verjüngenden Pyramiden, angenehm in einander greifenden Kreisen, oder von einem Mittelpunkt ausstrahlenden Radien.

Allgemeine Anschwärzung des Menschengeschlechts in der Literatur.

Was ein trefflicher Franzose, der Akademiker Gilbert, von seinem minder lobenswerthen Landsmanne, dem einst

berühmten Herrn von La Rochefoucauld sagt, nämlich daß derselbe die Menschen so oft blos deswegen scharf kritisirt und bitter bespöttelt habe, um auf ihre Kosten seinen Witz zu zeigen, das kann man auch von vielen, vielleicht von den meisten Kritikern der ganzen Menschheit und von der Literatur im Allgemeinen sagen.

Die Schriftsteller haschen allzu häufig nach dem Pikanten, Witzigen und nach dem, was Eclat macht, und das können sie bei einfacher Anerkennung des Guten oder bei Lobeserhebungen, die das Publikum bald langweilig findet, nicht so leicht zu Wege bringen.

Sogar die Geschichtschreiber besitzen einen gewissen Hang, die Kniffe der Politik zu enthüllen, lieben es auch, blutige Schlachten, geheime Verschwörungen, grausame Mordscenen recht tragisch und herzerschütternd zu schildern. Sie scheinen alle mehr oder weniger von der Furcht beseelt, daß man sie nicht für gescheidt genug halten möchte, wenn sie nicht die Schleichwege und Triebfedern der Diplomaten und Intriguanten aufhellen, oder für nicht freisinnig genug, wenn sie nicht die Despoten recht schwarz machen. Das Gute, denken sie, kann auch ein gutmüthiger Simplex wohl finden und vortragen.

Kurzum, man kann diesem nach, glaube ich, im Allgemeinen annehmen und behaupten, daß die gesammte Menschheit in Summa etwas besser ist und ein wenig höher steht, als sie in dem Tempel der Musen abportraitirt wird.

Familiäre Ausdrücke und gewählte Phrasen.

Manche Schriftsteller ziehen bei ihren Compositionen die recht exquisiten und gewählten Ausdrücke und die hochpoetischen Vergleiche vor. Doch werden dann auch nur

immer von einem sehr exquisiten, kleinen und gewählten Publikum verstanden. — Besser thäten sie, wenn sie recht populäre, allgemein verständliche Ausdrücke, Bilder, Vergleiche und Phrasen zur Hand nähmen. Diese haben nicht nur ein größeres Publikum, sondern sie gehen auch Jedem tiefer zu Herzen. Sie packen den ganzen Menschen. Die familiären Worte, die Alltagsbilder, die Vergleiche mit nahe liegenden allbekannten Gegenständen bringen uns die Dinge recht nahe und machen uns die Aussprüche unvergeßlich. Die größten Gedanken lassen sich in ein ganz schlichtes Gewand einkleiden und machen dann, wenn wir ihnen dies Gewand anlegen, um so stärkeren Eindruck, gefallen uns um so besser, ebenso wie große Männer uns in einfacher Kleidung am besten gefallen.

Aber freilich ist es nichts Leichtes, die großen Wahrheiten so schlicht und einfach einzukleiden. Dies vermögen nur die geschicktesten Schriftsteller und gründlichsten Denker, welche lange mit den Wissenschaften umgegangen sind und sie als Hausfreunde besitzen.

Die Wissenschaft populär darstellen, sie Allen verständlich machen, das kann nur die Aufgabe der größten und geistvollsten Kenner sein. Die meisten bleiben in ihren wissenschaftlichen Kunstausdrücken stecken, halten diese für vornehm, nennen dagegen das Populäre — „vulgär". Freilich ist das bequemer, da man sich dann mit wenigen Kunstausdrücken den Kunstgenossen leicht verständlich machen kann.

Der größte Kenner, Gelehrte und Wortkünstler zugleich wäre der, der einem einfachen Bauern von gesundem Menschenverstande die höchsten Speculationen der Philosophie klar und geläufig wie das Sonnenlicht zu machen verstände.

Accentloses Sprechen.

Nur wer selbst recht leidenschaftslos ist, kann die Leidenschaften der Menschen, sei es als Dichter, sei es als Acteur, recht ergreifend, recht objectiv darstellen. Seine Seele gleicht einem klaren, ungefärbten Spiegel, auf dem sich die bunten Bilder des Lebens bestimmt und hell reflectiren.

Auch die treue und pikante Nachahmung der Dialekte einer Sprache bringt nur der zu Stande, der die Sprache recht rein, recht classisch und ganz dialectlos redet.

Auch nur der wohlerzogene, classisch gebildete, ganz elegante, ganz manierenlose Pariser vermag alle die lächerlichen Manieren der Provinz nachzuahmen. Das Umgekehrte, daß ein Provinziale das feine Benehmen des Residenzstädters darstelle, geht viel schwerer.

Desgleichen versteht sich der ganz affectlose Philosoph am besten auf alle Thorheiten der Menschen, kann sie treuer und treffender schildern, als die Narren selbst es vermögen.

Fruchtbare Geister.

Schön wäre es, wenn die Köpfe der Menschen, wenigstens der Ausgezeichneten, gleich einem fruchtbaren Acker wären, auf dem man jeden Frühling etwas ganz Neues säen und nach der Ernte wieder etwas ganz Anderes aufwachsen lassen könnte.

Aber selbst die größten und umfassendsten Genies besitzen nicht diese Unerschöpflichkeit. Vielmehr scheint es, daß auch sie mehr oder weniger nur den Citronen gleichen, die anfänglich viel und reichlich Saft von sich geben, die man

aber bald nachher schon tüchtig quetschen muß, um noch etwas Frisches herauszubekommen.

Man kann dies fast bei allen Dichtern, Künstlern und Denkern wahrnehmen. Zuerst steckt ihnen das Herz ganz voll mit schwellenden Ideen. Ihr Himmel scheint mit Geigen behangen. Sie schäumen, träumen und schwärmen von neuen Gedanken und Empfindungen wie die Bienenkörbe. Dann geben sie ihre schönsten und zahlreichsten Erzeugnisse, ihre Meisterwerke von sich. Nach und nach werden sie minder productiv und auch ihre Producte selbst werden dürftiger.

Zuletzt tröpfelt es nur noch ganz spärlich. Und dabei sind doch auch diese Tropfen am Ende immer wieder derselbe frühere und längst bekannte Citronensaft, — nur etwas verwässerter, wie denn ja auch sogar die allerletzten Poesien unseres Goethe immer zwar noch nach Goethe schmeckten, aber doch nur — es ist betrübt! — ganz wenig.

Die Dichter Kinder.

„Die Dichter sind Kinder," hat Jemand gesagt; und man kann eben so gut umgekehrt sagen: „Die Kinder sind Dichter." In unserer Jugend fassen wir alle Gegenstände um uns her idealisch, die ganze Welt sehr poetisch auf. Wer überhaupt je gedichtet hat, hat es wenigstens einmal in seiner Jugend gethan. Den meisten Weltkindern geht aber diese Jugendlichkeit der Auffassung bei fortschreitendem Mannesalter bald verloren. Den poetischen Naturen dagegen bleibt die Jugendfrische für's ganze Leben, und man erkennt eben diese poetischen Naturen an ihrer stets knospenden Kindlichkeit. — In Shakespeare's Charakter ist ein kindlicher Zug und Sinn sehr auffallend. Auch Homer, so alt er gewesen sein

mag zu der Zeit, da er sang, hat entschieden etwas Kindliches. Dasselbe trifft bei vielen anderen Dichtern zu. Insbesondere gewahrt man auch bei allen Künstlern und Componisten ein sehr kindliches Gemüth.

Und dies gilt Alles nicht blos von den großen Dichtern und Künstlern der Nationen. Auch im gemeinen Leben wird man bei den Menschen von dichterischem Sinne bis in's hohe Greisenalter hinauf einen kindlichen Zug, eine gewisse unvergängliche Jugendlichkeit, eine Art von Unschuld und Unbefangenheit entdecken. Ja diese Kindlichkeit ist das wahre Merkmal eines dichterischen Gemüths.

Die Personen der Dichter und ihre Schöpfungen.

Die Heiterkeit der Kunst-Genüsse.

Die geistigen Genüsse, welche uns Kunst und Literatur bereiten, sind ganz eigenthümlicher Art. Lauter stille Genüsse. Lauter Entzückung ohne Lärm und heftige Geberden. Lauter innere Freude und Heiterkeit ohne Gelächter, höchstens mit einem Lächeln. Lauter innere Erhitzung, daß Einem der Kopf dampft und dennoch die Flammen nicht zum Ausbruch kommen.

Man beobachte ein Publikum in einem Concertsaale. Alles ist Auge und Ohr. Alle Gesichter sanft verklärt. Sie erscheinen wie gefesselt und ganz ruhig, und doch ist ihre Brust voll Entzückung und Jauchzen. Oder man betrachte ein junges Mädchen, das eine Dichtung liest. Sie sitzt ruhig da. Ihr Körper wie eine Bildsäule. Ihre Seele scheint ihn verlassen zu haben. Ihr Geist ist wandern gegangen in eine andere Welt, in die reizende und heitere Welt der Phantasie. Selbst wenn es in dem Buche wild hergeht und poltert, genießt es die Leserin in Ruhe.

Diese geistigen Genüsse sind alle sanft und süß, auch wenn es ganz 'was Bitteres und Tragisches ist, was der Dichter vorbringt. Auch die idealen Schmerzen thun der Seele des Lesers und Beschauers wohl und bereiten ihm Genuß und Freude. Sogar das Abstoßende und das Häß-

liche, wenn ein Dichter oder ein Maler es behandelte, erweckt Lust und Gefallen. — Mit Recht nennt man daher auch die Dichtung eine heitere Kunst. Denn sie macht selbst die Finsterniß lichtvoll und läßt sie in schönen Farben spielen.

Poesie und Musik.

„Une des causes principales de la corruption et de „la dégradation de la poesie est, que les vers n'aient „plus été chantés", sagt St. Beuve. Und andere Aesthetiker haben etwas Aehnliches behauptet oder gedacht, nämlich, daß die Poesie ihren Hauptschmuck und ihren vorzüglichsten Schwung aus der ihr verbündenden Musik schöpfe.

Mir scheint es dagegen, daß die Poesie ihren eigenen zarten musikalischen Duft für sich hat, ihre leise rhythmische Bewegung, die wie das Säuseln des Windes im Laube der Bäume oder das Murmeln des Wassers von der etwas spectaculösen Musik unserer Instrumente und Kehlen leicht übertönt wird.

Goethe machte seinen „Fischer" oder seinen „Erlkönig" gewiß nicht für den Gesang, und doch wie musikalisch ist die Sprache in diesen Dichtungen. Wenn ein Schubert den Erlkönig in Noten setzt, so wirkt der Geist seiner Composition allerdings mächtig auf uns. Aber dennoch geht dabei manche Schönheit des Gedichts und der Sprache Goethe's verloren, die wir viel besser heraushören, wenn wir es lesen oder wenn ein geschickter Mime es uns vorträgt.

Ein vollkommen schönes Gedicht wird ungefähr in derselben Weise durch Musik und Gesang verbessert und gehoben, wie ein roher Pfirsich durch das Einkochen und Candiren. Das Gericht wird süßer. Aber das gewisse eigen=

thümliche zarte Natur-Aroma der frischen Frucht verwischt sich.

Man könnte daher vielleicht im Widerspruche mit der obigen Behauptung St. Beuve's gerade umgekehrt sagen, daß wenn alle unsere Dichter für die Musik und den Gesang dichten wollten, dies eben den Verfall der edlen Dichkunst herbeiführen würde. Jede dieser beiden Musen behauptet ihr eigenes Feld.

Die Dichter und die Könige.

„Les âmes privilegiées rangent à l'égal des souverains", bemerkte Friedrich der Große dem Hofmarschall und placirte seinen literarischen Freund Voltaire bei Tische zu seiner königlichen Rechten.

Voltaire hat aber am Ende von diesem seinem Ehrensitze an der Tafel des großen Königs nicht viel Vortheil gehabt, wenig Gelegenheit zu Inspirationen, vielmehr viel Kummer und Verdruß. In seinem Buen Retiro in Ferney am Genfer See war er weit mehr an seinem Platze.

Schon blos als die Lieblinge der Musen haben die Schriftsteller „Privilegien" genug, und an ihnen sollten sie sich genügen lassen. — Sie können nur in der Stille und auf den Seitenwegen oder gar unter dem Drucke gedeihen. Erleben sie ihre Apotheose schon bei ihren Lebzeiten, so werden sie gar leicht verdorben.

Nichtsdestoweniger ist es immer wieder eine der verkehrten Lieblingsideen der Poeten, Glanz und Ehre bei der Welt einzuernten und neben Königen placirt zu werden. Daher ist es wohl als ein Glück für die Literatur zu preisen, daß nicht viele Könige ebenso, wie Friedrich der Große, die Passion haben, Autoren an ihre Tafel zu ziehen.

Die vorwitzige Psyche.

Petrarca sagt irgendwo, daß er viele Leute gekannt habe, die, nachdem sie „einmal" einen berühmten Autor von Angesicht zu Angesicht gesehen, sich hinterdrein aus seinen Werken und Gedichten nichts mehr gemacht hätten.

Mehr oder weniger geht es uns Allen so mit viel gepriesenen Leuten. In ihren Schriften entdeckten wir so viel Außergewöhnliches, und stehen sie uns nun gegenüber, so finden wir sie so wenig verschieden von anderen Menschenkindern, daß wir uns dabei fast immer enttäuscht fühlen. „Welche Arroganz, daß ein solches Männchen etwas so Erhabenes erzeugt, gedacht und geschrieben haben will!" — Dies oder etwas der Art fällt uns dabei ein. Wir Undankbaren vergessen aber, daß wir diese Leute in den Momenten ihrer Entzückung und ihres Aufschwunges, wo sie wirklich in der That ganz anders als wir waren, nie zu sehen bekamen. Den verklärten Verfasser der Apokalypse hat uns nur ein Maler in einem idealen Bilde vorgeführt, die Feder in der Hand, die gerührten Augen zum Himmel gerichtet, den heiligen Geist in Gestalt eines Adlers ihm zu Häupten und ihm seine Offenbarungen dictirend.

Da wir indeß nun einmal jener Schwäche unterworfen sind, so wäre es viel besser, wir genössen die Productionen der großen Geister in völliger Unbekanntschaft mit ihrer Persönlichkeit und ahmten nicht, wie wir doch gewöhnlich thun, die vorwitzige Psyche nach, die mit brennender Lampe herbeikam, um ihren Liebhaber, der ihr bisher in der Dunkelheit genaht war, zu belauschen und von Angesicht zu Angesicht zu schauen, die sich dadurch aber zu Enttäuschungen und in Trübsal brachte.

Begeisterung durch Freunde.

Goethe gesteht, daß seine besten Lieder Gelegenheitsgedichte gewesen seien, d. h. daß sie nicht aus einer allgemeinen großen Begeisterung durch die Muse geflossen, sondern wie der Funken am Feuerstein durch einen speciellen Stahlschlag, bei einer besondern Veranlassung oder in Folge einer von werthen Personen ausgehenden Anregung hervorgerufen worden seien.

Es geht vermuthlich auch vielen Anderen wie Goethe. Ich glaube, daß wir Alle ein gutes, wo nicht das beste Theil der Energie und der Begeisterung, die wir bei Verrichtung unserer rühmlichen Thaten, oder bei unseren Schriften nöthig haben, nicht aus dem Interesse für das Allgemeine, nicht aus Begierde nach großem Ruhm bei der Welt, sondern aus Liebe und Theilnahme für eine gewisse Person, aus dem Wunsche, diesem oder jenem Freunde zu gefallen, schöpfen.

Petrarca dachte wenig an uns und die Nachwelt, als er seine Sonnette dichtete. Er richtete sie an seine Laura, und nur dieser wollte er gefallen. Auch unter den Rittern im Mittelalter hatte Jeder seine Dame, in deren Namen er sich in den Kampf stürzte und Heldenthaten vollführte. Diese wären wohl nicht so außerordentlich geworden, wenn die Ritter blos für die heilige Sache oder das Vaterland im Allgemeinen gekämpft hätten.

Die Märtyrer waren am geduldigsten und tapfersten, wenn sie sich einem speciellen Heiligen widmeten. Für die heilige Maria oder Elisabeth erduldeten sie mehr als selbst für die Gottheit.

Auch Hercules verrichtete seine zwölf Großthaten im Auftrage des Königs Eurotas und nicht im Dienste der Menschheit, obgleich sie dieser schließlich zu Gute kamen.

Je specieller und individueller der Gegenstand ist, für den wir schwärmen und arbeiten, desto besser werden unsere Productionen.

Daher ist es denn auch unter Anderm in der Schule so wichtig, daß die Lehrer liebenswürdig seien, und daß sie von ihren Schülern verehrt werden. Diese strengen sich weit häufiger aus Liebe zu ihren Lehrern zu bedeutenden Leistungen an, als aus Liebe zur Sache und zu den Musen.

Glücklich zu preisen ist der Autor, der seine Gedanken und Schriften an ein theures Wesen richten kann! In ihm werden noch ganz andere Kräfte erwachen, als in Dem, der keine solche persönliche Inspiration zur Seite hat.

Die ächten Dichter und die Unberufenen.

In den sogenannten apokryphischen Evangelien kommt unter gar manchen ansprechenden Erzählungen und Sagen vom „Herrn Jesus" auch eine vor, die besonders bedeutungsvoll ist.

Das Christkindchen, so heißt es darin, als es schon zu einem Knäblein herangewachsen war, spielte eines Tages mit seinem guten Kameraden Johannes. Die beiden Kinder versuchten es, aus Thon kleine Vogelfiguren zu gestalten. Als das Knäblein Jesus die seinigen zu Stande gebracht hatte, freute es sich sehr darüber, jauchzte laut auf, streichelte das Thierfigürchen und schmeichelte ihm wie einem lebendigen Vogel.

Und siehe da! mitten unter den Caressen der Hand des Gottessohnes fing auf einmal das Vögelchen an zu athmen, die Federn zu schütteln und flog, die Flügel ausbreitend, wie eine Lerche zwitschernd zur größten Erlustigung der

beiden jauchzenden Knaben in's Freie hinaus. Die Vögel des armen ganz menschlichen Johannes aber blieben todte Figuren und regten sich nicht.

Diese hübsche Mythe trifft unter Anderm auch den ächten Dichter und den unbefähigten Afterpoeten. Beide arbeiten ihre Gebilde aus demselben Stoffe, der Sprache. Aber die des letzteren bleiben stumm und kleben bleiern am Boden. Die des ersteren dagegen lüften die Flügel und erfüllen die lauschende Welt mit Gesang und Freude.

Lebensfreuden und poetische Genüsse.

Alle die so viel gepriesenen Geschenke der Musen, die Genüsse der Poesie, der Kunst und Literatur, verhalten sich doch am Ende zu den Gaben und Früchten vom goldigen Baume des Lebens, wie gemalte zu wirklichen Trauben. Jene bewundern wir allerdings einige Augenblicke. Diese genießen und schlürfen wir mit innigster Befriedigung und fühlen uns bei dem Labetrunk durch und durch erquickt und erheitert.

Nur das geringste trauliche Beisammensein und ein gemüthliches Gespräch über Wetter und Stadtneuigkeiten vermag uns in ein so angenehmes Behagen zu versetzen, daß Homer und Shakespeare dagegen zuletzt gar nicht mehr aufkommen, und daß wir Den am Ende langweilig finden, der wieder mit ihnen angezogen kommt, und ihn bitten, seine sibyllinischen Blätter und die gedruckten Bücher bei Seite zu legen, dagegen die liebe Gegenwart, das warme holde Leben und das Geplauder von Mund zu Mund, von Herz zu Herz schalten und walten zu lassen.

Spendet wie die Wolken.

Die Regenwolken sind nicht wählerisch. Sie tränken die Kornfelder und Wiesen, überschütten aber auch die Steine und das Sandland mit ihrem befruchtenden Naß. Vielleicht, so denken sie wohl, wächst doch auch zwischen den Felsen irgendwo noch ein Blümchen, dem's zu Gute kommt.

Gleiche Du, Reicher, jenen Wolken und forsche nicht zu ängstlich nach, wem Du Dein Almosen spendest, ob es auch „ein Würdiger" sei. Gieb her! bescheere! laß regnen auf Feld und auf Fels!

Auch manche kluge, aber zu aristokratische Gelehrte und Lehrer der Menschheit, die sich nur gern mit Gleichen paaren, die eine ungemeine Scheu davor haben, sie möchten einmal „ihre Perlen auf die Straße werfen", könnten jenen Ruf an sich ergehen lassen. Wer recht geistvoll ist, der hält seine Gedanken so wenig bei sich, wie die Wolke den Regen. Er theilt seinen Witz und seine Erkenntniß aus zur Rechten und zur Linken, und schaut nicht allzu ängstlich nach, wo die Wohlthat hinfällt, ob in das behaarte Gehörorgan eines plumpen Bauern, oder in die zierlich gestaltete Ohrmuschel einer Salondame. Am Ende schlägt es doch wohl irgendwo Wurzel.

Gereifte Früchte.

Die Sonne wird nicht müde, über den Aprikosen an den Bäumen viele Tage hintereinander aufzugehen, mit Licht und Wärme in ihre Säfte einzudringen, sie zu würzen und zu süßen, dazu auch ihnen eine fein geröthete Hülle anzulegen.

Nur so reifen sie allgemach heran, werden saftig und zart, schmackhaft und auch anmuthig anzuschauen.

Nicht anders sollten wir es auch mit unseren Ideen machen. Wir sollten sie, nachdem die Befruchtung geschehen, nachdem ein Kern in der Blüthe sich entwickelt hat, lange bei uns im Herzen tragen, hegen und pflegen, das Licht unserer sich mehrenden Kenntniß auf sie scheinen lassen, über sie am Tage meditiren und Nachts träumen.

Verfahren wir so, dann fällt uns eines Tages beim Erwachen eine schöne, reife Frucht lächelnd in den Schooß, wohlgestaltet, mit Worten hübsch bekleidet, würzig und süß, und wir mögen sie alsdann unseren Freunden zum Genuß überreichen.

Schweigen.

Das Stillschweigen ist mindestens wohl zu eben so vielen Dingen nütze wie das Reden.

Zuerst, wenn man mit sich allein ist, da ist es sehr gut, daß man über die Dinge, die man nun einmal nicht ändern kann, nicht klage und in sich hinein raisonnire, vielmehr sie in Ruhe und Resignation ertrage.

Alsdann auch und ganz besonders im Umgange mit Anderen, der nur, wenn wir recht viel durch die Finger sehen und recht oft still schweigen, möglich und angenehm wird.

Viele haben eine wahrhaft unglückselige Neigung, Alles zu besprechen, erklärt und begründet zu wissen, und machen aus jedem kleinen Vorfall einen endlosen Proceß. Aber wie Mancherlei giebt es, was sich nicht auseinandersetzen und nicht völlig schlichten läßt. Verständigen wir uns nicht zuweilen auch *stillschweigends*, so werden wir uns in hundert Fällen *nie* verständigen.

Auch beim künstlerischen Schaffen und Schriftstellern muß ja so Vieles verschwiegen werden. Wer da sich abmüht, Alles zu sagen, verliert das beste Mittel zum Ziele, welches die Kürze ist. — Dieselbe Bündigkeit, die den Schriftsteller ziert, macht den Menschen im Leben umgänglich — und auch mit sich selbst zufrieden.

Arbeit und Product.

Wenn man den Werth unserer Bestrebungen und Arbeiten nach der Großartigkeit der Resultate, die dabei erzielt wurden, abschätzen wollte, müßte man ihn meistens ziemlich gering anschlagen. Denn fast überall stößt man auf den kreisenden Berg mit seinem ridiculus mus.

Zahllose Schiffer und Kaufleute in England sind mit der Beschaffung der Kaffeebohnen aus fernen Landen beschäftigt. Große Capitalien werden dabei eingesetzt, und unglaubliche Anstrengungen gemacht, die Waare in den Hafen zu schaffen. Und dampft endlich der braune Trank in der Tasse, so ist er unschmackhaft und nichts werth. Die Natur schuf die gewürzige Kaffeebohne, aber den Trank machten die Verderber aller Dinge, die englischen Köchinnen, welche so verfahren, daß man bei dem Genusse ihres Gebräues die gesammte große Branche der englischen Handelsthätigkeit, die sich mit der Kaffeebohne beschäftigt, für überflüssig halten möchte, was sie in anderen Beziehungen doch nicht ist.

Die Bevölkerungen weiter Thäler und Landstriche, in denen es nicht eine einzige „gute Lage" giebt, mühen sich seit ihrer Väterzeiten beim Weinbau ab, wenden dabei unsägliche Arbeit und Kunst auf. Und perlet im Herbst endlich der

grüne saure Wein im Becher, so erfreut er keines Menschen Herz, und man möchte seufzen: so viel Schweiß um — ein Glas Krätzer?

Aehnliches könnte man noch von anderen Zweigen der menschlichen Thätigkeit anmerken. Viele von ihnen erzeugen und beschaffen sogar entschieden schädliche Dinge, und diese, wie z. B. der Tabackshandel oder die Opiumfabrikation, sind gleich den Bäumen mit giftigen Früchten, die man gänzlich ausrotten möchte.

Dennoch aber erscheinen sie in einem ganz andern Lichte, wenn man erwägt, wie viele unschuldige und fleißige Wesen in diesen Bäumen ihr Nest aufgeschlagen haben, wie viel Arbeitslust und Unternehmungsgeist jeder Thätigkeitszweig erweckte, wie viel Muth, Klugheit und andere Tugend dabei geübt wurde. Nur nach der bei ihnen aufgewandten Arbeitskraft, nicht nach dem Werthe der Erzeugnisse schätzt der philosophische Nationalökonom jene verschiedenen Geschäfte.

Es ist weit wichtiger, daß überhaupt gearbeitet, geschafft und Menschenkraft geübt werde, als daß etwas Bedeutsames dabei herauskomme.

Dieselbe Ansicht sollte namentlich auch jedes Individuum bei den Bestrebungen seines eigenen Lebens festhalten. Auch da muß man in so vielen Fällen die Arbeit selbst schon als Zweck ansehen und sie als ein schönes Resultat preisen. In magnis v o l u i s s e sat est. (In großen Dingen genügt ein ehrliches Wollen.) Und nicht blos in den g r o ß e n, sondern überhaupt in fast a l l e n Dingen.

Darum ist es auch eine sehr melancholische und äußerst verkehrte Ansicht des Lebens, die unserem trefflichen Dichter Platen beim Tode eines Menschen den Seufzer auspreßte: „So viel Arbeit um ein Leichentuch!" Unser Leben ist köstlich gewesen, wenn es voll von Mühe und Arbeit war.

Wer die Dinge s o ansieht, — und nur e r — kann

dann so Manches gelten lassen und freundlich beurtheilen. Sogar einen Dichter, der schlechte Verse machte, braucht er nicht so hart zu bestrafen, wie Apollo den Marsyas, kann ihm vielmehr ein wenig Lob gönnen. Denn dieser gute Stümper glühte doch, er strebte doch, er lebte und that nach Kräften das Seine.

Gelehrte Unwissenheit.

Manche große Geister sind wohl, nachdem sie das ganze Gebiet des Wissens durchmessen hatten, wie Dr. Faust zu dem Resultate gelangt, daß sie nichts wissen und sich fast in derselben Unwissenheit befinden, welche ihnen angeboren war.

„Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Bin so klug, als wie zuvor —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen."

Ignoranten haben sich dies zu Nutze machen und damit ihre eigene Dumm- und Trägheit beschönigen wollen. Sie haben wohl gar mit ihrer Unwissenheit groß gethan und sich und Andere damit zu trösten gedacht, daß ja auch ein Newton am Schlusse seiner Laufbahn sich für einen Unwissenden erklärte. Wozu soll ich mich bemühen und quälen, sprechen sie, wenn ich doch am Schlusse der Rechnung sehen muß, daß es mit all' der grauen Theorie nichts ist, und daß ich rings herum vergebens wissenschaftlich schweifen werde.

Allein Diese übersehen es, daß man, um diejenige Unwissenheit zu spüren, die ein Newton oder ein Goethe empfanden, erst tüchtig gearbeitet haben und daß man dabei auch ein großer Geist sein muß. Es giebt, so zu sagen,

eine gelehrte Unwissenheit, die uns aber beglückt und erfreut, weil sie uns zeigt, wie groß und wie weit der Ocean des Wissens ist und wie da wohl für unsere unsterbliche Seele noch Nahrung für alle Ewigkeit vorhanden wäre.

Die unwissenden Hohlköpfe dürfen sich nicht den Gelehrt-Unwissenden an die Seite stellen, sie haben kein Recht, wie diese zu klagen. Sie werden vielmehr dem bösen Geiste anheimfallen, der da spricht:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
— So hab' ich Dich schon unbedingt."

Historiker und Dichter sollten nicht viel schulmeistern.

Die Geschichte, welche man die große Lehrmeisterin der Menschheit nennt, sollte doch nicht zu viel schulmeistern. Thun die Historiker dies, so schaden sie der Eindringlichkeit der Lehre, die sie zu bieten vermögen. Viel besser wirkt es, wenn sie die Personen, Charaktere und Ereignisse recht einfach und klar herausstellen und die Anwendung den Leser selbst finden lassen.

Auch die Bühne, welche die Welt bedeutet und was auf ihr vorgeht, lobt man als eine vortreffliche Schule. Sie ist es aber nicht, wenn wir zu deutlich gewahren, daß Dichter und Schauspieler es nur der Belehrung wegen veranstaltet haben. Eine solche den Zuschauer verstimmende Absichtlichkeit schwächt sogleich den Effect der komischen oder tragischen Vorstellungen und folglich auch die belehrende Kraft, die in ihnen steckt. Auch da wirkt es viel besser, wenn der Dichter, ohne zu philosophiren, seine Personen und Ereignisse ganz frisch und lebensgetreu vorführt und uns Zuschauer selber die Lehre daraus schöpfen läßt.

Es ist dabei auch noch dies zu beachten, daß die Ereignisse in einem Schauspiel oder in der Geschichte immer äußerst mannigfacher Verwendung fähig sind. Wenn die Dichter und Historiker moralisiren, können sie dies doch immer nur auf sehr einseitige Weise thun und schaden also auch der Vielseitigkeit der Belehrung, die darin vorhanden ist

---

Neue Erkenntniß.

Nicht nur für das Erkennen und Wissen im Allgemeinen, sondern auch für jeden neuen speciellen Zweig der Wissenschaft muß uns erst der Staar gestochen werden.

So lange wir nichts von ihm wußten, verhielten wir uns ganz indifferent zu ihm und hatten gewissermaßen die Augen und den Sinn in dieser Richtung geschlossen. So wie wir aber anfangen, ein wenig davon zu erfahren, beginnen wir auch, uns dafür zu erwärmen, und werden bald von der Begierde erfüllt, mehr davon zu wissen. — Das Verständniß für die Sache geht uns auf, die Schuppen fallen uns auch auf dieser Seite von den Augen.

Der Proceß, der dann vorgeht, ist wie das Knospen und Keimen an einem Baume, der auch dieses Jahr wieder einen neuen Zweig entwickelt. Es ist eine wundervolle Wahrnehmung, einen solchen neuen Zweig in uns selber wachsen zu spüren. Chaque année il se fait en nous un noeud, comme dans les arbres; quelque branche d'intelligence se développe, ou se couronne et se durcit.

Es geht so nicht nur denen, die völlige Neulinge in einer Wissenschaft sind, sondern auch denen, die auf einem Gebiete längst bekannt und zu Hause waren. Auch ihnen eröffnen sich in ihrem speciellen Gebiete immer wieder neue

Perspectiven und Ueberraschungen, und auch sie lernen täglich wieder Dinge, mit denen sie bisher noch nicht vertraut waren. Und auch sie müssen stets wieder stille halten und sich den Staar stechen lassen.

Man könnte den Palast der Wissenschaft mit einem unermeßlich großen Labyrinthe vergleichen, das aus unzähligen Sälen, Corridoren und Gehöften besteht. Viele schöne Räume waren uns bisher ganz verschlossen. So wie man uns aber eine neue Pforte öffnet, sind wir erstaunt über die langen Reihen von ungeahnten Kammern und Kämmerchen, in denen so viele Schätze aufgespeichert sind, wo auch die Wände — und das ist noch besonders überraschend! — bereits längst mit zahllosen Portraits behangen sind, von solchen Personen, die sich auf diesem Felde als Vorkämpfer und als Märtyrer einst schon bewährt haben und zu einem Ruhm gelangt sind, von dem wir bisher ebenfalls noch nichts ahnten.

Gelehrsamkeit.

Für alle Weisheit und Kenntniß, die einst ein egyptischer Priester besaß und für die er Tag und Nacht gearbeitet hatte, würde jetzt Niemand viel geben. Eben so wenig für alle die talmudische Gesetzes- und Auslegungskunde, die ein jüdischer Rabbiner mit unsäglicher Mühe sich erworben hat. Auch ein chinesischer Mandarin, der alle Staatsexamina bestanden hat und sich damit spreizt, erregt uns wenig Neid.

Großer Gott, und mit wie vielem Stoff unserer heutigen europäischen Gelehrsamkeit ist es auch nicht viel anders! Jedenfalls ist er wieder in China oder in Egypten kaum etwas werth. Und wie wenig erst in der andern Welt.

Was hilft er mir zur Seligkeit? Was folgt mir davon hinüber in's Jenseits? Sind nicht so Vieles davon auch „Allotria" oder Schätze, die der Rost und die Motten fressen?

Gelehrte und Schöngeister.

Die geistvollen Menschen sind gemeiniglich bescheidener als die vielwissenden Gelehrten. Und diese spielen auch eine größere Rolle in der Welt als jene, obgleich dies eigentlich wie so Vieles auf Erden verkehrt ist. Denn der erfinderische, selbstdenkende Mann gehört doch sicherlich einer höheren Gattung an, als der blos mit Bienenfleiß ausgestattete Gedächtnißmensch. Aber dieser hat lauter nützliche und erprobte Waare, die man gleich brauchen kann, in seinem Magazin. Der Geistvolle dagegen bringt nur Ideen, von denen man noch nicht weiß, ob sie sich bewähren werden. Weil seine Speculationen originell und neu sind, befindet er sich auch mit der Welt und den in ihr zur Geltung gekommenen Ansichten meistens in Opposition, während der Gelehrte alles Dasjenige zur Hand hat, was schon ausgeprägt ist und unter den Menschen Cours hat. Der Gelehrte beruft sich auf hohe Autoritäten, auf das, was Aristoteles, Plato und Tacitus gesagt haben. Der Mann von Geist weiß hiervon nicht so viel. Er beruft sich auf Das, was seine eigene liebe Seele ihm zuflüstert, und wie kann man erwarten, daß dies der Welt imponiren solle.

Jener schmückt sich zwar meistens nur mit fremden Federn. Aber er selbst vergißt dies leicht und hält es für sein Eigenstes. Der Gelehrte ist daher sehr selbstbewußt. Der geistreiche Mann hat die Vielseitigkeit der Dinge, das Unsichere aller menschlichen Urtheile besser erkannt. Er tritt

daher auch weniger entschieden vor den Leuten auf. Er ist vorsichtiger und zugleich schüchterner, und natürlich gilt er daher sowohl bei sich als bei Anderen nicht viel. Er ist bescheidener — und auch weniger angesehen.

Verluste der Literatur.

Wenn schon ein Pflanzenblatt in seinem Geäder jedesmal etwas verschieden von jedem andern Blatte ist, so sind so außerordentlich complicirte Producte wie die Menschen gewiß noch weit eigenartiger, und jeder von ihnen ist ohne Zweifel in sehr hohem Grade individuell, ein Original für sich, eine ganz frische, noch nie dagewesene Offenbarung des Weltgeistes. Eine solche Physiognomie, mit den Zügen und der eigenthümlichen Bildung, wie dieser oder jener meiner Freunde sie trägt, ist, so lange die Welt steht, noch nie dagewesen und wird auch mit demselben Gepräge nie wiederkommen.

Und so wie mit der äußern Physiognomie ist es auch mit dem Charakter, den Talenten, den Geistes- und Gemüthsanlagen. Die Biographie hat von Methusalem und Abraham bis auf unsere Zeitgenossen herab noch keines Menschen Leben und Wesen zergliedert, ohne bei der Analyse auf ganz frappante Besonderheiten zu stoßen.

Darnach geht denn also beim Tode jedes Individuums etwas Unersetzliches verloren, so wie auch bei jeder neuen Geburt etwas noch nie Dagewesenes auftaucht.

Wie mit den Blättern, wie mit den Physiognomien, wie ferner auch mit allen Lebenslagen und Gelegenheiten, die ebenfalls nie wiederkehren, so ist es vermuthlich auch mit allen einzelnen Gedanken, Anschauungen, Inspirationen und

Empfindungen, die uns während des Laufes unseres Daseins anwandelten. Auch sie haben wir in der Eigenthümlichkeit, mit der Färbung, mit der Nuance, mit der Stärke, wie sie uns jetzt eben kamen und packten, später nie wieder. Denn es kehrt in dieser täglich sich neu gestaltenden Schöpfung eben Nichts wieder, und Alles ist nur einmal dagewesen. Wenn wir daher die in uns sich krystallisirenden Gedanken nicht sogleich haschen, zu Gefangenen machen und mit Hülfe der Sprache fesseln, so sind sie wie Blumen auf immer verblüht und verloren.

Allerdings ist nicht jeder solche unersetzliche Verlust auch ein beklagenswerther. Denn von hunderttausend Dingen mag es gleichgültig — oder auch sogar gut — sein, daß sie nie wiederkehren. Aber Literatur, Wissenschaften und Künste haben doch bei ihren eminenten Geistern, wenn sie zu früh hinweggerafft wurden oder wenn sie nicht eifrig genug bei Fixirung und Ueberlieferung ihrer Inspirationen waren, Verluste erlitten, die nicht blos unersetzlich, sondern auch höchst bedauerlich waren.

Die Ideen, die ein in der Blüthe seiner Jahre dahingegangener Vauvenargues nicht mehr verzeichnete, — die Charaktere und Themas, die Shakespeare nicht mehr ausarbeitete, — die Bilder und Visionen, die Raphael mit in's Grab nahm, — die Regungen und Empfindungen, die Goethe, Schiller und Walter Scott nicht mehr aussprechen konnten und die ihnen auf den Lippen erstarben, sind leider auf ewig für die Welt verloren.

Leben, Schicksal, Kampf und Arbeit.

Leben, Schicksal, Kampf und Arbeit.

Unser Geschick.

Wenn man das Thun und Treiben der Menschen beobachtet, glaubt man zu gewahren, wie aus dem Einen sich das Leben gleichsam wie ein Kranz von fast lauter hübschen Blumengewinden hervorspinnt und herauswindet, während bei dem Andern beinahe alle täglichen Begegnisse und Verrichtungen in Widerwärtigkeiten auslaufen.

Unser Gehirn, Herz und Brust, unser ganzes Eingeweide scheint eine Art von Maschinerie zu sein, aus der nicht blos unsere Reden und Thaten, sondern auch sogar die Begegnisse und die sogenannten Zufälligkeiten des Lebens — fast möchte ich glauben, sogar auch die Gewinnste in der Lotterie — als Fabrikat hervorgehen.

Ist die Maschinerie gut, so zeigen sich als Producte: heitere Tage — eine hübsche Frau — eine glückliche Ehe — muntere Kinder — viele gute Freunde — Ehren und Aemter — Titel und Würden und — das große Loos!

Ist der Organismus nichts werth, oder irgendwie verkehrt, so sind unter seinen Producten: verdrießliche Wechsel aller Art, Verluste, Familienlosigkeit, Täuschungen, Zurücksetzungen, Processe, Nieten, Sorgen, eine zänkische Frau und alles das, was wir ein beklagenswerthes „Schicksal" nennen, was dem Gesagten nach aber fast Alles nichts weiter ist,

als unser eigenes trauriges Machwerk, hervorgegangen aus der miserablen Verfassung unseres grämlichen Innern.

Warum zieht ein Unglück das andere nach sich.

Wenn uns ein Unglück oder Verlust trifft, so pflegt dies in zwiefacher Weise traurig auf uns zu wirken.

Erstlich trifft es uns als ein reiner Schmerz oder als ein empfindlicher Verlust, z. B. von 100 Thalern oder so. Das ist schon schlimm genug.

Aber dann zweitens hat es auch noch einen lähmenden Eindruck auf unsere Energie und unsere Zuversicht für weitere Unternehmungen. Wir beginnen uns für Unglücksvögel zu halten, zweifeln an unserem Talente oder an der Gunst des Himmels.

Ebenso ist ein Glück auch doppelt ein Glück, erstlich als ein reiner und sehr willkommener Gewinn, z. B. von 100 Thalern oder so. Und dann auch nebenher noch wirkt es auf uns hebend, fördernd, und wie ein Sonnenstrahl, belebt die Hoffnung, und stärkt das Vertrauen zu der eigenen Kraft und zu unserm Stern!

In jener Dämpfung des Muthes beim Unglück liegt das Gesäme zu neuem Ungeschick und Mißgeschick, so wie in dieser Hebung der Stimmung beim Glück schon ein neues Glück knospet.

Hieraus eben mag es sich erklären, warum das alte Sprichwort: „Kein Unglück kommt allein!" (so wie auch kein Glück) sich so oft bewährt.

Die kleinen Steine des Anstoßes.

Die kleinen Dinge, die anscheinend geringfügigsten Umstände, sind, wenn sie uns recht nahe treten, zur Hinderung oder Förderung unserer Lebenspläne oft viel wichtiger, als großartige Verhältnisse, die uns in weiter Ferne umgeben. — Beide wirken ähnlich wie die großen und kleinen Objecte in der Perspective. In dieser ist immer das Nächste das Bedeutsamste. Ein häßlicher schwarzer Schornstein, der dicht vor meinem Fenster steht, verdeckt mir die halbe Aussicht in die freie, weite Natur. Könnte ich ihn beseitigen, so würde ich mehr Spielraum für meine Augen gewinnen, als wenn ich einen ganzen Berg abtragen ließe, der drei Meilen von meiner Wohnung entfernt liegt, und mithin meinen Horizont nur wenig behindert.

Es ist daher für Jeden ein ganz vorzügliches Glück, nicht nur wenn seine Zeitverhältnisse, sein Jahrhundert, sondern ganz besonders, wenn seine nächsten Umgebungen und Privatverhältnisse sich recht günstig und förderlich für ihn gestalten. Eine liebe, heitere Lebensfreundin, die das Schicksal einem Menschen bescheert hat, ist ihm eine wichtigere Stütze und fruchtbarere Quelle der Erbauung und der Kräftigung des Geistes als Plato und Aristoteles. Denn sie erwärmt ihn täglich mit neuen Anregungen, während Jene wie entlegene Gebirge weit zurücktreten. — Wunderbarer Weise übersehen wir das Naheliegende leicht, wissen oft nicht, wo uns der Schuh drückt, und suchen nur allzu oft Das, was uns hindert, oder fördern soll, in der Ferne.

Deshalb ist es denn auch so wichtig für den Biographen, nicht nur von den Seelenanlagen seines Helden im Allgemeinen, von dem Zeitgeiste, der ihn in seinem Jahrhunderte umgab, sondern namentlich auch von dem Detail seiner

Privatumstände die genaueste Kenntniß zu nehmen. Er muß zu erfahren trachten, wie sein Vater, seine Mutter, seine Freunde, seine Söhne und seine Haushälterin beschaffen waren und zu ihm standen. Er muß ihm in den Geldbeutel sehen. Er muß auch genau das Aeußere seiner Persönlichkeit kennen, z. B. ob er etwa wie Lord Byron einen entstellten Fuß hatte oder nicht. Byron wäre ohne diese Verbildung seines Fußes ein ganz anderer Mensch gewesen, hätte sich anders zu seinen Mitmenschen verhalten, hätte in einem andern Tone gedichtet. — Seine Muse hätte wahrscheinlich eine viel bessere Laune gehabt, und er selber eine andere Stellung in der Literatur eingenommen.

Eulenspiegel's Philosophie.

Wer sich die vortreffliche Philosophie Till Eulenspiegel's, der eben dann, wenn sein Weg rauh bergauf ging, oder wenn es vom Himmel stürmte und hagelte, recht gutes Muthes war, weil sein Pfad nun bald wieder glatt bergab gehn oder es darnach Sonnenschein geben würde, aneignen wollte, der könnte fast beständig rosiger Laune sein und ganz herrlich in dieser Welt leben.

Bittere Kälte müßte ihm demnach sehr willkommen sein, — um sich hinterdrein zu wärmen. Der Hunger wundervoll, — um ihn nachher zu stillen. Eine Reise in die freudenlose Fremde eine wahre Lust, — um die liebe Heimath nach einiger Zeit wieder zu finden. Ein Zwiespalt mit einem Freunde ein rechter Spaß, — weil eine erfreuliche Versöhnung darauf folgen würde.

Auf diese Weise hätte jedes Mißgeschick eine schmeichelhafte Hoffnung oder eine schöne Aussicht zur Seite, die es angenehm und willkommen machte.

Und wer denn ganz arm, völlig verlassen und über alles Maß unglücklich wäre, der könnte erst recht guter Dinge sein, denn er würde wie Eulenspiegel wohlgemuth denken und sprechen: ärger kann es nicht kommen, und Alles, was jetzt mit mir geschieht, muß Besserung bringen und also ein ganz großes Glück für mich sein.

Blos die sogenannten Glücklichen hätten es nach dieser Theorie ein wenig betrübt, denn neben jedes Glück stellte sich alsbald auch die Furcht, daß es verloren gehen könnte, und man müßte dabei trauern, wie Polykrates bei seinem Ringe, und besorgen, daß die Götter nun bald etwas Schlimmes senden würden.

Gunst des Augenblicks.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Beschaffenheit der Felsentrümmer, die Höhe der Berge, der richtige Grad ihrer Böschung, der von der Umgebung gewährte Schutz gegen kalte Nordwinde und gegen andere böse Einflüsse, die Exposition der Geländde gegen die Sonne, gegen Osten und Süden, — das alles und sonst noch einige einem guten Weinwuchs günstige Verhältnisse und besondere Umstände trafen im herrlichen Rheingau, ja längs des ganzen langen Rheinstroms nur ein einziges Mal und bei einem kleinen Punkte, nämlich bei Schloß Johannisberg, der Art zusammen, daß daselbst das köstlichste und edelste Getränk Deutschlands, der unvergleichliche, königliche „Schloß Johannisberger" sich ausbilden konnte.

Desgleichen findet man in dem großen, weiten Ungarn nur eine sehr engbegrenzte Localität, in der Hügellandschaft der gesegneten „Hegyalla", in welcher alle Bedingungen zur

Erzeugung eines so goldigen und feurigen Weines, wie es der weit gepriesene Tokayer ist, zusammentreffen.

Man kann aber sagen, daß wie der Johannisberger und der Tokayer, so überhaupt alles Treffliche auf Erden nur eine sehr beschränkte Geburtsstätte hat, weil fast immer unter allen den mannigfaltigen Constellationen nur einmal alle Erfordernisse so bei einander waren, daß etwas Ausgezeichnetes zur Existenz und Blüthe kommen konnte. — Jede Pflanze, jede Thiergattung hat ihr engbegrenztes Vaterland, das ihr von allen Ländern gerade vorzugsweise behagt, meistens nur ein einziges. — Der unvergleichliche Mokkakaffee z. B. und die beste Sorte des chinesischen Kaiserthees haben es in ganz kleinen Provinzen Arabiens und Chinas.

Wie in der Natur, so sind auch namentlich in der Menschen- und Staatengeschichte alle Combinationen und die daraus hervorgehenden politischen Producte meistens einzig in ihrer Art. Es giebt da überall Momente, Situationen und Ereignisse, die nie wiederkehren und die, wenn sie nicht benutzt werden, für immer verloren sind.

Dasselbe gilt in unserem Privatleben, welches ebenfalls ein nie rastender Strom ist. Auch hier liegen die Umstände bald zu diesem, bald zu jenem Unternehmen oder Gedanken nur für eine kurze Spanne Zeit ganz günstig. Jede Situation, jeder Augenblick ist ein Unicum, und verpaßt man ihn, so hat man einen unersetzlichen Verlust erlitten.

Man muß daher mit allen Dingen, Stunden und Ereignissen möglichst vorsichtig umgehen und mit ihnen recht kostbar thun, wie die Leute im Rheingau mit ihren Weingärten und Trauben am Johannisberg.

Hoffnung und Erfüllung.

Selten entsprechen die wirklich eintreffenden Ereignisse, sowohl die traurigen als die erfreulichen, den Erwartungen oder Befürchtungen, die wir von ihnen hegten. Unsere Besorgnisse und Hoffnungen stehen, so lange das erwartete Ding selbst noch nicht da ist, unter der Herrschaft der Phantasie, und diese schießt meistens sowohl im Guten wie im Bösen weit über die Wirklichkeit hinaus.

Ist es ein Gut, was wir begehren, eine Freude, die wir hoffen, versprechen wir uns davon ganz wundervolle Ueberraschungen und sind lange im Voraus voll schmeichlerischer Anschauungen und Bilder. Kommt nun endlich der freudige Tag, wird uns das Geschenk zu Theil, wie das gehoffte Glück, so ist es oft nur ein vorübergehender Moment, und der Besitz ist bei Weitem nicht so beseligend, wie wir dachten.

Noch merkwürdiger ist es, daß Aehnliches auch mit den gefürchteten Uebeln so häufig der Fall ist. Ehe sie da sind, leiden wir, wie vor einem Gewitter, an allerlei schwülen Beängstigungen, und sind Blitz und Donner selbst losgebrochen, ist der Krieg da, so benehmen wir uns dann doch wohl leidlich gut oder gar ganz tapfer. Bei jedem Unglück, das uns trifft, mitten in dem Kampfe, zu dem wir aufgerufen werden, treten in uns auch dann wohl ganz andere und neue Kräfte hervor, die, so lange das Uebel noch zu befürchten stand, gar nicht zur Action kommen konnten.

Quand on a trop craint ce qui arrive, on finit par éprouver quelque soulagement, lorsque cela est arrivé. (Joubert.)

Vor- und Nachfreude.

Die Höhenpunkte unserer Lebensfreuden und Genüsse, der körperlichen wie der geistigen, haben in ihrer Natur etwas von den kalten und stürmischen Gipfeln und Spitzen der hohen Berge. Wie diese, obgleich erhaben, doch öde und rauh sind, und wie die genußvollen und anmuthigen Thäler weiter unten am Fuße um sie herum liegen, so sind auch die Haupt- und Centralmomente unserer Lust nicht ohne eine gewisse Beimischung von Schmerz und peinvoller Erregung, und das Herz ist entweder nur vorher voll schmeichlerischer Phantasien, oder es geht uns erst nachher recht auf, in Behagen zerschmelzend. Die Vor- und Nachfreuden sind das Schönste bei allen Genüssen.

Wenn zwei Liebende ein langersehntes Wiedersehen feiern, mit dem sie sich im Voraus schon so oft beschäftigt haben, das ihnen längst wie der Aufgang eines Sternes gewinkt hat, und wenn dann endlich der begehrte Moment erscheint, wenn sie einander in die Arme fallen, und wenn sie sich haben, so weiß, wer ihre Aufregung und Erschütterung gewahrt, wie sie verstummen, wie ihre Thränen hervorbrechen, oft nicht, ob es Freude oder Leid sei, was sie bewegt. Erst hinterdrein, nachdem sich die anfänglich so stürmischen Gefühle etwas gelegt haben, erheitern sich ihre Züge zu freudigem Lächeln. Erst nach einiger Zeit fangen sie an, sich mit behaglicher Ruhe anzuschauen, mit Verstand zu herzen, und ihres Beisammenseins recht innig froh zu werden.

Aehnliches gewahrt man bei der Beobachtung des Durstigen, wenn er trinkt. Zitternd ergreift er den Becher. Mit begierigen ernsten Zügen, mit gerunzelter Stirn, mit einem fast schmerzhaften Ausdrucke zieht er den Trunk zu sich.

Erst nachdem er abgesetzt hat, athmet er auf, und dann nach einiger Unterbrechung ruft er aus: „O! wie labend!“ Nun erst verklärt sich sein Ausdruck zu Wonne, jetzt strömet Stärkung und Erquickung durch seine Nerven fluthend. Er fängt an zu lachen und zu tanzen.

Die Morgenröthe ist so malerisch und lieblich, während der aufsteigende Ball der Sonne selbst, dem die anmuthigen Horen voranschwebten, so blendend und mit seinen Strahlen dem Auge so peinlich wird, daß dann, sobald sie selber da ist, auch die Zuschauer sich zurückziehen.

Mit unseren Schmerzen und Leiden ist es fast umgekehrt. Die Spannung im Augenblicke des höchsten Wehes ist so groß, daß wir es kaum empfinden. Stiche und Kugeln fahren uns durch die Brust, ohne daß wir im Momente der Verwundung selbst das Schlimmste fühlen. Erst hinterdrein beginnt die Wunde zu brennen und das Fieber und andere Leiden folgen nach.

Hohe Ziele.

Die hohen Ziele, welche wir auf unserer Lebensbahn im Auge haben, erreichen wir trotz unseres Strebens zwar selten. Nichtsdestoweniger aber ist es doch gut, daß wir sie bei unserem Schaffen vor Augen hatten. Sie animirten uns, und lockten uns doch eine Strecke weit hinaus. Die Sterne am hohen Firmamente sind uns auch nicht erreichbar. Aber sie erfüllen uns doch mit Sehnsucht und geben uns Begeisterung und Schwung. — Man verlangt von uns, daß wir sogar unsere Feinde lieben. Wir werden das kaum zu Stande bringen. Aber dennoch zeigt dies hohe Ziel, wie weit das Reich der Liebe gehen sollte, und wie viel wir

noch innerhalb der weit gesteckten Gränzen lieben können. — Wenn wir auch nie zur Liebe der Feinde gelangen, so kommen wir doch vielleicht dazu, wenigstens noch etwas mehr als blos unsere Brüder, Kinder und Frauen zu lieben. — Le but n'est pas toujours placé pour être atteint, mais pour servir de point de mire.

Liebe, Leben und Strömung.

„Wie eines Flusses Strömung, wenn sie vor dem Damme „rauher Felsen gehemmt war, nachher hundertmal stärker „wird, so auch die Liebe, wenn der Vereinigung Hindernisse „in den Weg gelegt wurden."

Und wie die Liebe, so auch alle unsere Bestrebungen, die durch Hindernisse, und was wir Unglück nennen, nur an Kraft und Feuer gewinnen.

Die, welche sich alle Engpässe, Hemm- und Bedrängnisse, Täuschungen, Schmerzen und Verluste aus ihrem Lebenslaufe wegwünschen, würden wohl auch aus der Landschaft alle Katarakten, munter arbeitende Bergströme und sprudelnde Brunnen hinwegnehmen und alles Wasser am Ende in Tümpeln, Teichen und Sümpfen sich sammeln lassen.

Die Sorgen der Thalbewohner.

Hat es im Thale eine Zeit lang nicht geregnet, so seufzen wir: „O Himmel dieser Sonnenschein! Wird er denn ewig währen?" — Kaum hat eine willkommene Wolke ein Stündchen getröpfelt, so wenden sich die Sorgen in die

entgegengesetzte Richtung: „Ach, möchte nur nicht zu viel Wasser kommen!" Und so laufen wir auch dann wieder zum Barometer, und Jeder hätte wohl gern das Himmelsgewölk wie eine Brause und die Sonne wie eine Laterne in seiner Hand, damit er so viel Naß und so viele Strahlen herabbringen könnte, wie er gerade für seine Wünsche bedarf.

Die tausendjährige Erfahrung, daß die Segler der Lüfte und die Gestirne unbekümmert um die Menschheit ihre eigenen Wege wandeln, macht uns nicht verständiger und geduldiger. Klagend und sorgend sträuben wir uns gegen das Unabänderliche, wie der Wurm im Schnabel des Vogels, und lassen uns den Kopf grau werden über Dinge, bei denen wir kein Titelchen zu ändern vermögen.

Bergauf und thalabwärts.

Es ist eine bekannte Sache, daß in den Gebirgen bei Weitem die meisten Unglücksfälle beim Hinabsteigen von den schroffen Höhen sich ereignen. Wenn wir emporklimmen, ist Geist und Körper weit mehr in Spannung. Auch ist das Auge dem Terrain näher und kann es besser beurtheilen. Beim Hinabklettern von Felsen ist man schlaffer und mehr in der Gewalt der Gesetze des Falles als des eigenen Willens.

Auch unter hundert Zufällen und Anständen, die es bei den Dampfschiffen auf einem Strome giebt, kommen erfahrungsmäßig neunzig bei der Thalfahrt und verhältnißmäßig wenige bei der Bergfahrt vor. Bei dieser hat der Capitain das Schiff weit mehr unter seiner Controle und kann allen vor seinem Bugspriet und Kiel unerwartet auftauchenden Gefahren viel prompter ausweichen, auch schnell wieder ein

wenig einlenken und zurückgehen, wozu das vom Fluß rückwärts getriebene Schiff ohnedies schon die Tendenz hat. Bei Thalfahrten dagegen ist das Fahrzeug mit seinem ganzen Gewichte mehr in der Gewalt der blinden Naturkräfte des Stromes, was es unfügsamer und unlenksamer macht.

Ähnlich die Luftschiffer heben sich wohl leicht und prompt in die Höhe. Aber die größten Schwierigkeiten fangen an, wenn sie den Ballon wieder zur Erde hinabbringen und landen wollen.

Desgleichen pflegt ein Redner oder Sänger bei einem tüchtigen crescendo mit der aufsteigenden Tonleiter sich so gewandt und leicht wie ein Aeronaut im Ballon emporzuschwingen. Aber die absteigenden Cadenzen, das „piu, piu andante“, das zarte allmähliche Austönen und Verklingenlassen der Stimme erfordert weit mehr Sorgfalt und fällt gewöhnlich weniger befriedigend aus. Wenn die Virtuosen dies vorzüglich gut zu Stande brachten, wird ihnen dafür auch von Kennern besonders lebhaft applaudirt, ebenso wie die Feldherren für eine meisterhaft ausgeführte Retraite gelobt werden.

Auch bei unseren Dichtungen, Lust- und Schauspielen hinterläßt leider das Ende so häufig weit weniger Befriedigung bei den Zuschauern, als der Anfang spannende Erwartungen erregte. Verwirren und schürzen können unsere Poeten noch allenfalls einen Knoten. Aber zur gefälligen und geschickten Auflösung fehlen ihnen nur allzu oft die feinen Finger. Daher auch das alte Sprichwort immer wieder daran erinnert, daß d a s E n d e das Werk krönen müsse.

Das Glück zu machen und zu erkämpfen, gelingt den unternehmenden Männern auch noch ziemlich oft, aber es festzuhalten und zu genießen — nicht schlaff und unaufmerksam zu werden, wenn sie auf dem breiten Strome des

Lebens mit vollen Segeln thalabwärts treiben — dazu mangelt ihnen häufig die nöthige Umsicht und Spannkraft.

Zufall, Unfall, Glücksfall.

Der Zufall bewegt sich in der Welt um uns her wie Shakespeare's Puck. Ohne ihn wäre das Leben bedeutend viel langweiliger, als es sich durch ihn gestaltet.

Dieser rührige, geniale Geselle bringt überall Ueberraschungen und interessante Verwickelungen hervor. Er ist leichten Fußes wie ein Bote der Götter und theilt hübsche Gaben aus. Er ist selber eine mächtige Gottheit. Häufig reicht er uns die freundliche Hand, und wer sie zu fassen versteht, dem hilft er höher empor auf der Leiter des Glücks.

Für kluge Leute ist fast jeder Zufall ein Glücksfall. Ja ich glaube, die Gescheidten haben meistens nur mit Hülfe des Zufalls, oder was man so nennt, ihre Carrière gemacht. Die Einfältigen freilich wissen mit ihm nichts anzufangen und für sie werden so viele Zufälle — Unfälle.

Die gefährlichen Dinge in unserem Haushalte.

Wie wir in Haushalt und Küche allerlei gefährliche Dinge haben, mit denen wir doch leben müssen und auch ganz gut wirthschaften können: die Pferde, welche ausschlagen, die Ochsen, welche stoßen, das Feuer, das brennt, das explosive Pulver, das tödtliche Gift, — so haben wir auch in unserem Gemüthe allerlei „schlimme" Triebe, die dies aber nur dann sind, wenn wir sie nicht hüten und wahren: die verführerische Eitelkeit, den verderblichen Ehrgeiz, sinnliche Begierden, — und heftige Leidenschaften aller Art.

Wenn wir diesen wie den Pferden die Zügel oder den Ochsen das Joch anlegen, wenn wir sie wie das Feuer im Ofen hinter einem Gitter halten und wie das Gift in Flaschen und das Pulver in Büchsen oder in unseren Jagdflinten, so können wir sie oft recht gut als treue und diensame Gehülfen gebrauchen, unsere Geschäfte mit ihrem Beistande erfolgreich vollbringen, sie als Segel an unserem Lebensschiffe benutzen und als Springfedern oder treibenden Dampf zu schönen Thaten vielfach heilsam verwenden.

Gemüthlichkeit ist der Thatkraft nachtheilig.

Gemüthlichkeit ist eine recht bequeme und für den Umgang sehr willkommene Eigenschaft. Aber rührigen und thatkräftigen Charakteren ist sie nicht eigen. Sie besteht in einer stillen Freude an kleinen und alltäglichen Dingen, am häuslichen Leben, am trauten Beisammensein, auch ohne daß 'was Wichtiges besprochen wird. Für gemüthliche Menschen braucht nichts Großartiges zu passiren. Ja, Ereignisse stören sie nur in ihrem Behagen. — Die Gemüthlichkeit baut daher ihr Nest vorzugsweise auf dem Lande, bei den Dorfpastoren und bei den Bürgern kleiner Städte. In den großen, geräuschvollen und bedeutsamen Residenzen wohnt sie nicht.

Im Kriege, in der Politik, bei den Geschäften und Arbeiten ist Gemüthlichkeit nichts werth. Sie ist eben so verführerisch als angenehm. Ja, sie ist allen energischen Entschlüssen und den Entsagungen, die das Leben von uns verlangt, im Wege.

Gott selbst hat uns Menschen gar nicht gemüthlich haben wollen. Er hat uns vielmehr, wie Christus sagt,

das Schwert und den Kampf gebracht. Das gemüthliche Anschließen an die vielen netten irdischen Dinge hienieden macht uns die Erde mit allen ihren kleinen ansprechenden Freuden nur gar zu lieb und erschwert dem gemüthlichen Menschen auch den Abschied von ihr, den Tod, nur allzu sehr.

In der Gefahr.

Beide, der Muthvolle wie der Feigling, fühlen sich ein wenig beklommen vor dem Anfange des Kampfes. Sogar der Löwe, wenn er die Feinde vor sich sieht, schlägt mit dem Schweife, reckt die Glieder, zaudert, gähnt und verräth einige Aufregung und etwas Mißbehagen. — Aber er wird wohlgemuth, wenn der Kampf ihm nahe tritt und wenn er mitten drin ist.

Häufig stellt sich sogar bei Denen, die anfangs zagten, wenn die Schwerter heraus sind, ein unverhoffter Muth ein.

Nur der ganz entschiedene Feigling verliert dann völlig den Kopf und läßt sich unter vielem Sträuben und Jammern wie ein Lamm abschlachten.

Ein Hasenherz.

Ein junger spielerischer Hund sprang auf ein paar kleine Burschen bellend und lärmend los, ohne jedoch viel Böses im Sinne zu haben. Der eine der beiden Knaben zeigte sich dabei außerordentlich erschreckt, schrie erblassend um Rettung laut auf und hob beide Hände zum Himmel empor, indem er zugleich den Mund weit öffnete und ein Gesicht zum Er=

barmen machte. Er schien zu glauben, daß das Ungethüm ihn schon verschlungen habe.

Da er einen Augenblick später gewahrte, daß er unversehrt geblieben und der gutmüthige Hund friedfertig neben ihm stand, indem er ein anderes Thier seiner Gattung begrüßte, ließ das furchtsame Bürschchen sogleich die Arme wieder fallen. Seine Gesichtszüge verzogen sich nun zu ganz heiterer Miene, und er brach in ein unmäßiges Gelächter aus, indem er seinem kleinen Kameraden, der den ganzen Vorfall viel kaltblütiger aufgenommen hatte, versicherte, es sei nichts mit dem Hunde, er sei ganz gefahrlos, ganz gut. „Komm her," sagte er zu ihm, „sei nicht ängstlich. Nein, der Hund thut Dir nichts! siehe, Du kannst ihn anfassen!"

Ameisen-Arbeit.

Wer vermag eine Messerspitze des schönen frischen Berghonigs, die er im Begriff ist in den Mund zu stecken, vorher anzuschauen, ohne der vielen Blumen zu gedenken, die ihre Kelche ausschütten mußten, damit dieser süße Bissen zusammentröpfele, und der zahllosen Reisen, welche die fleißigen Bienen unternahmen, um nur eine der kleinen Zellen mit dem goldigen Safte zu füllen!

Wer erkennt nicht, wenn er ein Stückchen Gesteins in der Hand zerbröckelte, zu seiner Verwunderung, daß der ganze große Berg aus Milliarden zierlich geformter und sorgfältig gestalteter Körnchen, Madreporen und Krystalle à la Ehrenberg besteht, und durch lauter Detailarbeit und unzählige Anstrengungen zusammengekommen ist, wie die Honigwabe!

Wer auch kann dem Leben und Treiben im Hause, in

der Stadt, im Staate und in der ganzen Welt zuschauen, ohne die Menge kleiner Dienstleistungen zu bewundern, aus denen sich täglich das Ganze aufbaut, und wie auch dort das Große und Gewaltige durch aneinander gefügte und sich verkettende Kleinigkeiten, durch lauter Bienen-, Ameisen- und Madreporen-Arbeit zu Stande kommt.

Die ganze Schöpfung, die große Welt und das Leben scheinen nicht, wie die griechische Mythe behauptet, von gewaltigen Titanen, sondern von kleinen Gnomen, Zwergen und Elfen zusammengebracht.

Was die Schiffe und der Handel tragen, es sind zahllose Wasser-, Oel- oder Weintröpfchen, Millionen Getreide-, Reis- oder Pfefferkörnchen. Was die Gewitter und den Donner schafft, es sind Wolken von Nebelbläschen. — Die großen Bibliotheken und die gesammte Literatur bestehen aus Millionen von Buchstaben, und ich lese zwischen den Zeilen die unsäglichen, alltäglichen und stündlichen Arbeiten und Anstrengungen, welche diese kleinen Figürchen formten und sie fleißig zu Phrasen und Foliobänden aneinander fügten.

Wer eine solche atomistische Anschauungsweise der Dinge sich zu eigen gemacht hat, wird dann auch dahin gelangen, jeden Gegenstand mit mehr Achtung und mit mehr Vorsicht zu handhaben. Er wird sparsam mit seinem Gelde, das aus Pfennigen zusammenkommt, mit seiner Lebenszeit und ihren Minuten umgehen, Alles sorgfältiger prüfen und gewissenhafter verwalten und verrichten.

Er wird, da er auch sich unter den arbeitenden Gnomen und Bienen erblickt, mehr Muth zu sich fassen und sich selber bedeutsamer erscheinen. Denn entsteht das Riesen-Große aus dem Winzig-Kleinen, so ist ja auch dieses von Wichtigkeit, und auch ich bin also ein nicht verächtliches Glied in der Kette.

Schwache Rettungsmittel.

Wer es sich recht handgreiflich zum Bewußtsein bringen will, wie selbst ein geringfügiger Gegenstand oft ein Mittel zur Rettung werden kann, der mag nur beim Klettern auf schwindligen Fels- und Bergpfaden ein wenig aufmerken.

Da ereignet es sich nicht selten, daß wir uns mit Hülfe eines einzigen Strauches, der sich unserer ausgestreckten Hand im rechten Augenblick darbietet, aus der Gefahr ziehen. Das dünne Zweiglein wäre freilich viel zu schwach gewesen, um das ganze Gewicht unseres Körpers daran vor Anker zu legen. Aber die Bergbesteiger gerathen beim Klettern oft in Positionen und Schwankungen, bei denen sogar ein Lufthauch hinreichen würde, den Ausschlag für Sein und Nichtsein zu geben, und wo selbst der Griff nach ein paar Grashalmen oder elenden Kräutern das Gleichgewicht wieder herstellt.

Das sollte der Bergbesteiger hinterdrein auch für die Thäler und Städte, wenn er zu ihnen wieder herabkommt, zu seinem Frommen im Sinn behalten. Auch da mag ihm oft der unbedeutendste Mensch, oder eine kleine Gunst des Schicksals, wenn sie zu rechter Zeit benutzt wird, als rettender Engel erscheinen. Heinrich IV. von Frankreich pflegte selbst jeden *armen* Bürger freundlich zu grüßen, weil er wußte, wie wichtig unter Umständen einem Könige auch ein Bettler werden könne.

Entgegengesetzte Handlungsweisen.

Es kommt fast bei allen unseren Handlungen weniger darauf an, *was* wir thun, als auf den Sinn, in welchem wir sie vollbringen.

Man kann daher ganz verschiedenartige und entgegengesetzte Handlungsweisen zugleich billigen. Wer z. B. in seinem Gebete den lieben Gott sich enthält, mit den täglichen Sorgen des Lebens, mit seinen individuellen Privat-Bitten anzugehen, der thut gut, — wenn er es aus Respect vor der großen Gottheit unterläßt.

Wer dagegen dem lieben Gott mit diesen seinen Herzens-Anliegen, Wünschen und Bitten doch kommt, ihm Alles vorlegt, was er sich in seinem Hause, in seiner Familie, in seinen Handelsgeschäften rc. wünscht und erbitten möchte, der thut auch gut, — wenn er es aus kindlichem Vertrauen zu dem allliebenden Vater und aus frommem Glauben an die Allmacht der Vorsehung thut.

In derselben Weise können zwei Menschen bei sehr vielen ihrer Handlungen zwei ganz entgegengesetzte Verfahrungsweisen beobachten, und doch beide dafür unsern Beifall ernten.

Wie vielen Herren müssen wir dienen.

„Man kann nicht zween Herren dienen", sagt der alte Spruch. Und doch, wie oft verlangt von uns das Leben, daß wir dies thun. Es will, daß wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist und dabei doch auch, daß wir Gott und seine Gebote über Alles setzen. Es legt uns Amtspflichten und Familienpflichten und wiederum Pflichten gegen uns selbst auf. — Wie Vieles sind wir uns nicht schuldig, — wie Vieles auch dem Nachbarn, — dem Freunde, — aller Welt!

Bei Jeglichem, was wir denken und unternehmen, befinden wir uns mithin in einem fast beständigen Conflicte der Pflichten, die häufig sich geradezu einander entgegen zu stehen scheinen. Und so ist es denn ja ein Haupterforderniß, daß wir darnach trachten, sie untereinander in Harmonie zu

bringen, und daß wir streben, auf ebenmäßige Weise nicht blos zween, sondern noch viel mehr Herren zu dienen.

Du mußt Dich zwei=, dreimal und noch mehre Male ganz wegschenken können. Du mußt mit Eifer Deine Privatgeschäfte betreiben und Deine Schätze mehren. Denn bist Du darin lau, so leiden Deine nächsten Lieben. Und zugleich mußt Du Dich dem Staate und der Gesellschaft widmen. Denn wie verächtlich werden wir ohne eifrigen Patriotismus! Vor Allem sollen wir uns dem Himmel weihen und Alles in seinem Namen thun, denn wie eitel wäre ohne ihn alle irdische Arbeit und Mühe.

Sogar auch Die, von denen es heißt, daß sie schwerer durch die enge Himmelspforte Eintritt gewinnen als ein Kameel durch ein Nadelöhr, die aber doch oft ganz unschuldig dabei sind, daß sich so viel ererbter Reichthum und Glanz um sie herum angehäuft hat, — sogar sie müssen es versuchen, des „Mammons", dessen sie sich sowohl ihrer selbst als auch des Heils Anderer wegen nicht so leicht entschlagen können, Herr zu werden und, ihm zum Trotz, dem lieben Gotte zu dienen und ihr ewiges Seelenheil zu fördern.

Eine unzweifelhafte Wahrheit.

Die arabischen Weisen sagen, daß Nichts oder doch sehr Weniges in der Welt behauptet und als Wahrheit hingestellt worden sei, von dem man nicht auch eben so gut das gerade Gegentheil beweisen und als wahr annehmen könne.

Wenn z. B. Einige das Nil admirari als das vornehmste Princip an die Spitze gestellt und es als ein Haupt=Merkmal der Weisheit betrachtet hätten, daß der Weise nichts bewundere, daß er sich bei allen Ereignissen und Dingen einen

unerschütterlichen Gleichmuth bewahre, so ließe sich mit eben so viel Fug und Recht verlangen, daß umgekehrt der Weise Alles gerade recht enthusiastisch bewundern solle, daß er vor allen Dingen die Fähigkeit haben müsse, sogar in dem Geringfügigsten etwas höchst Bewundernswürdiges zu entdecken und die Spur der Gottheit überall zu finden.

Ebenso, wenn Einige nach vielem Nachdenken festgesetzt hätten, daß Wohlbefinden und Glück unser höchstes Gut sei, so ließe sich auch eben so gut darthun, daß umgekehrt Schmerz, Leiden und Unglück für den Menschen viel wünschenswerther seien, und daß vor allem Andern gerade Wohlsein und Glück sie in Uebermuth und Verderben brächten.

In ähnlicher Weise — so behaupten jene Orientalen — ließe sich fast Alles umkehren und stände auf dem Kopfe eben so gut wie auf den Füßen.

Von diesem „Allen" giebt es indeß doch eine ganz ausgemachte Ausnahme, nämlich die Vorschrift der Mäßigung. Die Forderung, daß man in allen Dingen das rechte, schöne Maaß halten solle, läßt sich nicht umkehren und nicht auf den Kopf stellen.

Geistesgegenwart.

Es giebt wenige Eigenschaften der Seele, die uns stündlich so noth thun, wie diejenige, auf welche unsere deutsche Sprache mit dem Worte „Geistesgegenwart" hindeutet.

Unser ganzes Leben besteht aus einer Kette von Chancen und guten Gelegenheiten, die im rechten Augenblicke ergriffen werden müssen. Es ist ein Strom, der nie stille steht, der zahllose gute Dinge an uns vorüberführt und diese uns meistens nur einmal so recht bequem in den Bereich unserer Fangwerkzeuge bringt.

Wer da nicht rasch zupackt, der sieht den mit schönen Früchten behangenen Zweig bald wieder zurückschnellen und erleidet Tantalus-Qualen. Das Leben ist eine Jagd, auf der man das Wild in dem Momente, in welchem es sich schußgerecht darbietet, auf's Korn nehmen und erlegen muß. Es giebt Leute, die weder auf der Fuchsjagd, noch auf dieser Lebensjagd etwas taugen, und die erst dann die rechte Sammlung zum Zustoßen gewonnen haben, wenn die Forelle sich schon längst wieder in Sicherheit brachte.

Wir stehen beständig dicht vor dem Vorhange, der die nächste Zukunftsminute verdeckt. Und so nahe wir ihm auch sind, so undurchdringlich ist er doch für uns. — Alle unsere Berechnung und prophetische Begabung erweist sich als unrichtig oder unzulänglich. Die Dinge kommen fast immer schneller oder anders, als wie wir es dachten. Sie bereiten uns Ueberraschungen und fordern daher rasche Entschlüsse und promptes Handeln. So reich auch unsere Phantasie in Combinationen und in der Ausmalung aller denkbaren Möglichkeiten ist, so ist das Schicksal selbst meist doch noch erfindungsreicher und führt uns Erscheinungen und Ereignisse vor, auf die wir gar nicht vorbereitet waren, die ganz anders aussehen, als wie wir sie uns vorstellten, und die wir dann schnell als das, was sie sind, erkennen und benutzen müssen.

Wer daher im Leben sein Glück machen will, hat dazu der Energie des Blickes, der Festigkeit im Entschlusse, der Sicherheit beim Zugreifen oder mit einem Worte Geistesgegenwart noch weit mehr von Nöthen, als Geistesreichthum. Selbst ganz wenig Verstand, wenn nur zu rechter Zeit und an der gehörigen Stelle in Thätigkeit gesetzt, bewirkt mehr, als der umfassendste Geist, dem Energie der Gedanken und Elasticität der Action abgehen.

Bei allen großen Männern, welche die Göttin Fortuna

an ihren Wagen fesselten, war daher Geistesgegenwart eine ihrer vorzüglichsten Eigenschaften.

Grundbedingungen der Geistesgegenwart.

Geistesgegenwart ist das Product sehr complicirter Anlagen.

Es gehört vor Allem ein recht energisches Gedächtniß dazu. Personen von schwachem Gedächtniß erinnern sich der Dinge nicht rasch genug oder nicht zu der Zeit, wo sie sie brauchen. Vergeßlichkeit ist gewöhnlich mit der Neigung zur Geistesabwesenheit und mit Zerstreutheit gepaart. Ja das schwache Gedächtniß ist eigentlich die Hauptursache des Mangels an Geistesgegenwart. Mancher hat wohl viel Schönes gelernt und gedacht. Aber er erinnert sich der Aussprüche der Weisen oder seiner eigenen Ideen nicht in dem rechten Momente, weil sein Gedächtniß ihn lahm und nachläßig bedient.

Ein großer Theil der Geistesgegenwart beruht auch auf Furchtlosigkeit und muthiger Entschlossenheit. Nur der entschiedene und tapfere Mann besitzt Geistesgegenwart. Wer leicht zu erschrecken ist, verliert die Sammlung und greift bei einer Feuersbrunst, statt zu seinen Werthpapieren, zu dem Fidibus hinter dem Spiegel, um ihn zu retten. Der Muthige dagegen behält in dem Augenblicke der Versuchung und Gefahr seinen Kopf oben, seine Augen offen, seine Erinnerungen zur Hand und erspäht sogleich, was und wo es noth thut.

Die Geistesgegenwart ist daher sowohl eine Eigenschaft des Charakters und Herzens, als auch des Verstandes und Kopfes. — Feiglinge und Furchtsame besitzen sie eben so wenig wie Gedächtnißlahme und Verstandesschwache.

Geistreiche Männer und die Geschäfte des Lebens.

Contemplative Geister sind wenig geschickt zur Behandlung der nüchternen Geschäfte des Lebens. Ihre Köpfe sind vortrefflich ausgestattet, zur Entdeckung von Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in den Dingen zur Erkennung allgemeiner und durchgreifender Wahrheiten. Hiezu haben sie den weiten Blick, die rege Phantasie, die Elasticität des Denkens. Aber sie sind nicht geeignet zur Behandlung besonderer Fälle. Hiezu fehlt ihnen die Geistesgegenwart und Promptheit, die Concentrirung der Kraft und die Spontaneität der Gedanken.

Die Lebenspraktiker sind wie kräftige Bäche, welche Mühlen treiben. Jene dagegen wie Wolken, in denen zwar auch manche Tonne Wasser steckt, das aber wegen seines luftigen, verstreuten Zustandes keine Maschine in Bewegung setzen kann. Alle Praktiker, Politiker, Advocaten, Krieger, Feldherren sind daher in der Regel auch nicht sehr ideale Leute, und je mehr sie dies sind, desto weniger pflegen sie zu ihrem speciellen Geschäfte zu taugen. Daher werden auch die Theoretiker, weil sie nichts recht in der Welt durchführen können, sondern nur Schönes *denken*, von den Praktikern, die die Dinge *machen*, nicht hoch angeschlagen. Umgekehrt schätzt freilich auch der Theoretiker, der die Principien und Quellen, aus denen Alles fließt, beherrscht, den Praktikus, welcher idealer und großartiger Conceptionen nicht fähig ist, meist nur gering.

Hohe Anlagen, — gemeine Geschäfte.

So wie in der Natur eine Menge schöner Kräuter und Blumen, die doch nur für den Menschen da zu sein scheinen,

aufwachsen und verblühen, ohne daß Jemand sie anschaut oder ihren Duft genießt, so giebt es auch viele Menschen, die mit den edelsten Anlagen ausgestattet und dabei mit den gewöhnlichsten Bestrebungen und niedrigsten Arbeiten beschäftigt sind.

Ja man kann wohl sagen, daß das Leben mit den Menschen eben so verschwenderisch umgeht, wie die Natur mit ihren Pflanzen und Blumen. Unter uns giebt es mit Vernunft und Phantasie begabte Geschöpfe, die alle Befähigungen besitzen, um die Gottheit zu erkennen und ihn wie die Engel zu preisen, die aber dazu verurtheilt sind, als Steinhacker in den Bergwerken und Steinbrüchen zu arbeiten. Tausend andere, von deren weltumspannenden Geistesanlagen nicht mehr aufgerufen wird, als was nöthig ist, um ein Grabscheit zu führen, oder um ihr Leben lang Hanfschnüre zu Stricken zu drehen, oder um tagtäglich die Baumwollenfäden einer Spinn-Maschine vor Verwirrung zu bewahren.

Geschäfte dieser und jener Welt.

Wenn wir nur einen kleinen Theil derjenigen Leiden, Sorgen, Mühen und Arbeiten, welche die Kinder dieser Welt zur Erlangung von Geld, Ordensbändern oder von anderem irdischen Staube und von anderen nichtsnutzigen Ehren sich aufladen, auf Erwerbung himmlischer Güter verwendeten, so würden wir Alle der Erlösung theilhaftig werden.

Aber ein ganz gewöhnlicher Dienstherr, oder ein Regiments-Commandeur, oder ein Bureau-Chef werden hier auf Erden viel pünktlicher und gewissenhafter bedient, als der liebe Gott und seine für die Ewigkeit geltenden Anordnungen.

Todes-Gedanken.

So lange wir Menschen uns gesund und stark fühlen, leben wir trotz der ganz notorischen Kürze unseres irdischen Daseins fort, als gäbe es kein Ende. Wir vergessen den stets mitten unter Gesunden und Ungesunden herumschleichenden Knochenmann gänzlich. Wir sind guter Dinge und lachen dem alten Zeitgott in's Angesicht. Wir geriren uns wie Capitalisten mit einem langen tiefen Beutel und lassen uns auf dem Strome des Lebens ganz gemächlich hinabtreiben.

Dies ist die leichtsinnige Philosophie der Gesundheit, eine tadelnswerthe und ganz unnatürliche Todes-Vergessenheit.

Wenn wir uns dagegen schwach und krank fühlen, dann erfüllt uns plötzlich mit Schrecken der Gedanke an das Ende, an das wir schon längst hätten denken sollen. Dann erscheint das Memento mori mit Flammenzügen, und nun deutlich genug, vor unserm Geiste. Dann, wenn es fast zu spät ist, werden wir geneigt, in uns zu gehen, und viele gewichtige Fragen, auf die wir uns zuvor hätten eine Antwort schaffen sollen, beunruhigen uns die Seele, die nun nicht mehr die Kraft hat, eine Antwort zu finden.

Dies letztere aber ist nichts als die Philosophie der Krankheit, eine unnütze Todesangst, die eben so tadelnswerth ist, wie jene Todes-Vergessenheit der Gesunden.

Es kommt aber darauf an, daß wir uns bei Zeiten und noch bei starkem Leibe recht gesunde Todes-Gedanken anschaffen, nicht lähmende, sondern fördernde, nicht mit Furcht, sondern mit Hoffnung erfüllende, die ein Sporn zur Thätigkeit und eine Quelle des Lebens-Genusses werden können.

Selbstkenntniß, Innere Welt.

Sebsterkenntniß, Zeichen von Kraft.

Wir sind noch nicht ganz lahm und blind; wenn wir noch so viel Sehkraft besitzen, unsere eigenen Schwächen zu erkennen und uns über sie zu beklagen. So lange die Selbsterkenntniß noch auf Wache steht, ist der Sieg noch nicht verloren.

Die Selbsterkenntniß setzt voraus, daß da noch ein gewisses Etwas in uns stecke, was über alle unsere Schwächen erhaben ist. Erst wenn sie völlig abgedankt hat, wenn Eitelkeit und Schwäche uns so verblendet haben, daß wir unsere Mängel und Fehler nicht mehr spüren, steht es ganz schlimm um uns. Man kann sagen, daß die Selbsterkenntniß eigentlich der wahre Kern unserer geistigen Energie sei.

Selbstkenntniß und Weltkenntniß.

Wer Selbstkenntniß gewinnen will, thut gut eine Reise in ein fernes Land zu machen. Sich wie eine Auster in sich selbst abzuschließen und wie ein Eremit an seinem Innern studirend zu grübeln, ist nicht etwa das dienlichste Mittel

dazu. Du findest wohl eher bei den Antipoden, was Du zu Hause vergebens suchtest, Dich selbst, und bringst nicht nur Welt-, sondern zugleich die brauchbare Selbstkenntniß aus der Fremde heim. —

Je mehr wir uns in der Welt probiren „quid valeant humeri“, je verschiedenartigeren Charakteren und Menschen wir dieses unser kleines Selbst gegenübersehen und es mit ihnen vergleichen, desto deutlicher werden wir erfahren, was an ihm ist.

Nur nachdem wir uns eine große und mannigfaltige Welt- und Menschenkenntniß erworben haben, können wir auch unser eigenes Selbst richtiger abschätzen.

Auch in anderen Zweigen der Erkenntniß ist den Menschen gemeiniglich die nächste Umgebung zuerst durch Beobachtung der weit entfernten Dinge und Zustände recht klar geworden. Das christliche Missionswerk z. B. fing zuerst bei den Heiden und Indianern an, und darnach erst erkannten wir, wie viel Bekehrung und Mission noch vor unseren eigenen Thüren, in unseren Vorstädten bei den verwahrlosten Armen und auch bei den Reichen unserer Heimathsorte zu verrichten sei. Die Bestrebungen für die innere Mission folgten erst den Vereinen für die äußere Mission nach.

Auch der Gang vieler Wissenschaften ist so gewesen, daß bei ihnen das Zunächstliegende meistens zuletzt gewürdigt wurde. Namentlich haben sich die Naturwissenschaften sehr gewöhnlich zuerst mit dem Entlegeneren beschäftigt und haben dann erst auch zu Hause zu forschen und aufzuräumen angefangen. Die Herkunft und die Charaktere der wilden und so ganz anders gearteten Bewohner der Neuen Welten reizten und weckten uns, und erst nachdem sie sich an ihnen gleichsam satt gesehen, fingen die Europäer an, sich selbst und die civilisirten Nationen unter Dem, was man „Ethnographie“ nannte, auch mit einzuschließen.

Nur nachdem wir die ungemein glatten oder ganz besonders spitzen oder die über alles gewöhnliche Maß eckigen Schädel der Wilden untersucht hatten, begannen wir auch unsern eigenen Kopf zu betasten und die Proportionen unseres eigenen Antlitzes zu bemessen. Die Kranioskopie, die Phrenologie, die Physiognomik und andere Disciplinen, welche in neuerer Zeit so große Dienste geleistet haben, die Länderkunde, die Sprachforschung, die Thier- und Pflanzenkunde und der Eifer für sie haben sich alle zuvörderst an dem Fremdartigen, dem Auffallenden und dem Wundersamen, das man an den Enden der Welt fand, entzündet, und darnach ist man damit erst zu einer eindringlicheren und schärferen Analyse des eigenen Welttheils und der Heimath übergegangen. — Die Betrachtung der ungebildeten Naturkinder, die der übrigen Schöpfung noch so viel näher stehen, mußte uns erst begreiflich machen, daß der ganze Mensch (selbst auch der civilisirte) in den Banden der Natur liege, daß er einen Theil derselben bilde, daß es mit einem Worte eine Naturwissenschaft des Menschen gäbe.

So ist eben überall die intimste Selbstkenntniß ein Resultat der weit hergeholten Weltkenntniß.

Umgang mit uns selbst.

Für den Umgang mit sich selbst kann man fast alle Vorschriften des für den Umgang mit Anderen so detaillirt ausgearbeiteten Codex gelten lassen.

Eine vorläufige Hauptforderung jenes Codex ist ja die, daß man sich den Andern stets recht anmuthig, in möglichst ansprechender äußerer Erscheinung darstelle. Sich selbst gegenüber glauben dies Viele außer Acht setzen zu dürfen,

und lassen sich darin in hohem Grade gehen. Aber mit Unrecht. Sie sind auch sich selber Eleganz und Nettigkeit schuldig. Auch die Eremiten sollten nicht nur der Welt, sondern auch ihrer selbst wegen etwas auf sich halten und ein bißchen hübsche Toilette machen. Die, welche Unordnung in Aeußerlichkeiten bei sich einreißen lassen, vernachlässigen sich auch bald in wichtigeren Dingen.

Weiterhin sollen wir uns gegen die Anderen stets höflich benehmen, uns einer artigen und verbindlichen Redeweise gegen sie befleißigen und Hochachtung gegen sie zur Schau tragen. Daß diese Vorschrift auch für die Regulirung des Umganges mit uns selbst eine Bedeutung haben könne, fällt nur Wenigen ein. Sich selbst behandeln sie en bagatelle, um nichts Schlimmeres zu sagen. In ihren Selbstgesprächen keifen sie mit sich selbst oft ganz rücksichtslos und gewöhnen sich daran, sich selbst für wenig hochachtungswürdig zu betrachten. Dies thun nicht selten sogar Die, welche sich äußerlich und gegen Andere stolz geberden. Aber wenn man es Anderen so oft vorsagt, daß sie dumm oder schlecht und wenig werth sind, so glauben diese das am Ende wirklich, und eben dasselbe erfolgt, wenn wir dergleichen uns selbst häufig vorsagen. Das Wort des Seneca: „corrumpunt mores bonos prava colloquia“ gilt auch von den Selbstgesprächen.

Sogar das „Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst,“ können wir umkehren und daraus für den Umgang mit uns selbst den Satz construiren: „Liebe Dich selbst wie Deinen Nächsten“. Diese Idee liegt den Meisten nun gar gänzlich fern. Und doch wäre es so äußerst nützlich und förderlich, wenn wir zu Zeiten uns ganz die warme Theilnahme und das rege Mitleiden schenkten, welches wir Anderen widmen.

Die Freude, die wir an uns selbst haben.

„Le bonheur est de sentir son âme bonne, il n'y en a point d'autre." Das größte Glück auf Erden ist: mit sich selbst in Frieden zu leben, ein ruhiges und reines Gewissen zu haben, und sich im innern Herzen als ein guter und wohlgesinnter Mensch zu empfinden. Gegen dieses Glück ist alles übrige unbedeutend.

Denn wir haben, so lange wir leben, Niemanden beständiger um uns, als uns selbst. Werden wir von diesem Selbst mit Vorwürfen oder Zweifeln gequält, so haben wir keinen Augenblick Ruhe. Ist dieses Selbst aber unser Freund, sagt er uns Erfreuliches, so können wir allen Tadel und alle Mißachtung der Welt bei Seite stellen. Eifersucht, Neid, Habsucht, Geiz, Rache, Feindseligkeit gegen Andere sind häßliche Gefühle und böse Gesellen unseres Herzens, die uns selbst mehr als Andere drücken und plagen. Wenn aber der innere Spiegel unserer Seele klar, ruhig und ohne solche widerwärtige Leidenschaften und bittere Gefühle ist, so erblicken wir in ihm nicht nur die Welt, sondern auch unser eigenes Portrait zu unserer Freude schön und lieblich abgespiegelt.

Von sich selbst in Gesellschaft nicht reden.

In guter Gesellschaft sich selbst zum Thema der Unterhaltung zu machen, ist fast eben so unschicklich, als sich eine unpassende Blöße zu geben. Die größte Bescheidenheit, das gänzliche Verschwinden der eigenen lieben Persönlichkeit ist eins der wichtigsten Gesetze des angenehmen Umgangs.

Einige Leute verfallen sehr oft in jenen Fehler aus purer Selbstsucht und Eitelkeit, dagegen Andere, die sich selbst gern beobachten, weil sie das Philosophiren nicht lassen können, und immer den ihnen so interessanten Contrast zwischen der Außenwelt und ihrem eigenen Ich vor Augen haben.

Aber es geschehe, aus welcher Ursache es wolle, man macht sich jedes Mal unangenehm damit. In der heitern Gesellschaft soll eben unser Ich mit allem seinem Weh bei Seite stehen. Alle wollen dabei einmal aus sich heraus und an der äußersten Oberfläche des Tages sich erquicklich bewegen. Die Erinnerung an die innere Welt eines Jeden ist da ein Mißton, und wir sollten diese nie zum Thema der Unterhaltung und Kritik machen. Eher noch dürfen wir alle Anderen etwas scharf und witzig durchnehmen.

Sich als Individuum empfinden.

Es wird von Kindesbeinen an so viel an uns gebildet und erzogen, daß wir uns hinterdrein während unseres ganzen Lebens fast nur als Mitglieder dieser oder jener Gesellschaftskaste und durchaus nicht als selbstständige Individuen empfinden.

Zuerst nehmen uns im Hause Onkel und Tante vor und machen uns zu einem ordentlichen Mitgliede der Familie, in der wir geboren wurden und der wir Ehre machen sollen. Da werden wir denn ganz in die Denk- und Empfindungsweise unseres großväterlichen Geschlechts hinein gezwängt, werden angeleitet wie ein Pfahlbürger oder wie ein Edelmann, — in specie wie „die von Hahn" oder „die

von der „Pahlen", die stets so ritterlich waren, — oder auch wie die „Jacobsen" und „Michelsen", die seit alter Zeit den Syrup lothweise verkauften, — zu denken, zu empfinden, zu sprechen und anzusehen.

Darnach giebt man uns in die Schule. Wir werden A=B=C=Schützen, Tertianer, Primaner, Studiosen und wir treiben es wie alle anderen A=B=C=Schützen, Studiosen, und Candidaten der vier Facultäten.

Weiter kommt das Leben selbst, der Beruf oder das Gewerbe, und dies verkeilt und vermauert uns nun ganz, je nachdem es uns brauchen kann, in diese oder jene Partie seines weitläufigen und altmodigen Baues, in welchem wir dann als Krämer oder Schuster, als Steuereinnehmer, — oder als Geheimräthe oder Landjunker für die ganze Lebenszeit festsitzen bleiben. Dann haben wir unsere Individualität, unser Menschthum, unser originelles Selbst, von dem wir als Kinder und Jünglinge doch noch ein wenig besaßen, nun schon fast ganz verloren und werden vollständige Philister, denen „die Wege zum Weiterkommen" seit alten Zeiten gebahnt und vorgezeichnet sind. Sind wir Philologen, so lernen und treiben wir, was schon alle Philologen lernten und trieben. Sind wir Advocaten, so thun wir dasselbe, was bereits lange vor uns alle Advokaten thaten, und bedienen uns derselben Stratageme und seit der Römer Zeiten hergebrachten Kunstgriffe.

Die Pest der Nachahmung reißt uns hin und schleift uns Alle in den großen Mühlen zu glatten einförmigen Kugeln zu, die nach nichts Anderem streben und trachten, als darnach, durch die Welt zu rollen und, was sie so nennen, „Carrière zu machen."

Das, was uns, wie Homer sich ausdrückt, „die liebe Seele" zu thun gebietet, das überhören wir im Getümmel des Lebens und seiner Geschäfte gänzlich. Als ein Indivi=

duum, als ein selbst denkender Geist für sich, als ein independentes Kind Gottes empfindet sich fast Keiner, sondern nur als ein Blatt unter den Millionen Blättern auf dem Baume der menschlichen Gesellschaft. Das Wörtchen „Ich" zu brauchen und zu sprechen: „Ich (von Gottes Gnaden) denke so," „Ich will dies" haben nur Wenige das Recht. Sie sollten richtiger sprechen: „Wir Krämer oder wir Herren „von so und so," oder „Wir Kinder dieses Jahrhunderts denken, thun, wollen u. s. w."

Und ginge Gott im Garten herum, und riefe uns bei Namen, wie er Adam gerufen hat, so würden wir erschrecken und uns scheuen, Ihm statt des einfachen, biedern, ächten, von Ihm in die Welt gesetzten Adam oder Naturmenschen, den er suchte, den Tischlermeister, den Actuarius, den Herrn Hofrath, den Cavallerie-Offizier, den Baron, den Prinzen, zu dem wir durch unsere Umgebung und durch den Zeitgeist herausgestaltet sind, zu präsentiren.

Anerkennung der Gerechtigkeit Gottes bei unserem eigenen Mißgeschick.

Wenn ein Anderer für seine Vergehen und verkehrten Schritte gestraft wird, so sprechen wir: „es geschieht ihm eben Recht" — und dämpfen damit unser Mitleiden bei seinem Unglück. Trifft dagegen uns selbst ein Unfall, und wäre es auch eine noch so gerechte Strafe für unsern Leichtsinn oder Hochmuth, so sind wir meistens sehr geneigt, deswegen eher das harte Geschick und die ganze Welt als uns selbst anzuklagen.

Dennoch aber hat es zuweilen Verbrecher gegeben, die bei ihrer Verurtheilung und Bestrafung nicht nur sich be-

ruhigten, sondern auch sogar nach Abbüßung und Strafe verlangten und in ihr selbst eine Befriedigung gefunden haben.

Dies beweist nun, daß die Sünde selbst zuweilen in uns nach Vergeltung schreit, daß wir eine natürliche Neigung besitzen, Strafe überhaupt als etwas Gerechtes anzuerkennen und sie als etwas Heilsames zu empfinden, auch wenn sie uns selbst trifft.

Auf diese in uns zuweilen laut werdende interessante Stimme sollten wir besonders aufmerksam sein, ihr lauschen und das Gefühl davon in uns stärken. Wir würden dann wohl am Ende dahin gelangen können, die Gerichte Gottes in unseren eigenen trüben Schicksalen zu lobpreisen, — wie ein Patient bei der zwar bittern aber wohlthätigen Medicin, ein Gefühl der Befriedigung sogar in unserem Mißgeschick zu finden, und wie zu Anderen, so auch zu uns selbst beruhigend zu reden: „Es geschieht Dir Recht. Du hast es nicht anders verdient.“

Diese willige Anerkennung der Gerechtigkeit des Schicksals, wie sie sich bei und in uns offenbart, diese Bewunderung der Wege Gottes auch in unserer eigenen Brust und Leben würde eine unendliche Menge von Hader verhüten, uns viel zufriedener und ruhiger machen und uns dann auch befähigen, nun in Zukunft vorsichtiger und tugendhafter auf unserer Lebenslaufbahn weiter fortzuschreiten.

Spätes Erröthen.

Unserm Gewissen fallen zuweilen erst ganz spät die Schuppen von den Augen. Wie albern, wie ungeschickt oder ungerecht und inhuman wir uns bei diesem oder jenem Vorfalle benommen, welche lächerliche oder tadelnswerthe Figur

wir einst in den Augen Anderer gespielt haben, das wird uns oft erst nach langen Jahren ganz klar, und Scham und Reue darüber wälzen sich uns dann wohl wie ein Alp auf die Seele. Dreißig Jahre lang trug ich die Sache stillschweigend mit mir herum und dachte nie daran. Auf einmal aber taucht sie, wie ein in den Falten meiner Kleider verborgener Stachel wieder auf, beunruhigt mich, und nun erröthe ich darüber und fühle mich noch nachträglich so erbärmlich, wie ein Tropf, was mir vorher gar nicht eingefallen war.

Wie wir uns selbst, und wie Andere uns abschätzen.

Keine Seele ist so rein, daß ihr der Versucher nicht nahen dürfe. Unsere sündhafte Natur leidet allgemein an bösen Anwandlungen und Träumen. Wer, um das „Kenne Dich selbst" zu üben, sich in sich selbst vergräbt, und dabei dem Gange seiner innersten Vorstellungen und Versuchungen folgt, wie ein Beobachter dem Nachtwandler, der erschrickt dabei oft vor sich selber, und geräth dann in Gefahr, bei seiner Selbstkritik sich Unrecht zu thun. Denn er beurtheilt sich mehr nach den schlimmen Seelenregungen, auf denen er sich ertappt und die er sich zu hoch anrechnet, als nach seinen Früchten und Thaten, an denen allein wir recht erkannt werden können, die wir selber aber nicht so gut zu würdigen vermögen, wie unsere Freunde, welche uns handeln sehen.

So kann es denn kommen, daß Jemand, der über sich selber, über seine Schwächen und Anfechtungen, über seine innere Verderbtheit, über seine verkehrte Natur in Verzweiflung geräth, von Anderen seiner Thaten wegen viel höher, ja als ein ganz edler Mensch abgeschätzt wird.

Bewegen wir uns ohne meditirende Vertiefung im Getümmel des Lebens, so hilft uns dieses über Vieles hinweg, indem es die innere Stimme übertönt, die Versuchungen gar nicht zum Ausdruck kommen läßt, die Traumgesichter wie Spreu verweht, und die Thaten und Werke an's Licht bringt, wobei sich dann deutlicher herausstellt, ob das Gute oder das Böse bei uns überwog, und ob dieses oder jenes mehr Halt in uns hatte.

Die Menschen nicht auf der Goldwage wägen.

Der liebe Gott wird uns dereinst nicht auf der Goldwage wägen. Vielmehr wird Er die Centnerwage nehmen und uns Das gut schreiben, was in toto und im Allgemeinen bei uns in's Gewicht fällt.

Unsere Mitmenschen, die von unseren Eigenthümlichkeiten so nahe berührt werden, sind dagegen sehr geneigt, uns unter's Mikroskop zu bringen. Sie hängen sich an unsere Achillesferse und machen uns wegen unserer kleinen Fehler und Schwächen vor der Welt herunter. Die Kritiker mutzen den Autoren bei Beurtheilung ihrer Schriften gern die kleinen Mängel auf, und bringen darnach nur gar zu leicht das ganze Buch in Miskredit. Sie verfahren wie der Gourmand bei einer Sauce, zu der er deswegen ein saures Gesicht macht, weil ihr ein Körnchen verkehrten Gewürzes beigemischt war. Bei der Würdigung der Menschen sollte aber gar keine Feinschmeckerei gelten. Vor ihr würde am Ende keiner bestehen. Wer auch nur einige entschieden tüchtige Seiten zeigt, sollte uns als ein braver Mann gelten, und wir sollten großmüthig seine Schwächen mit in den Kauf nehmen. Die Nachwelt, die unsere kleinen Fehler vergißt, aber die Nach-

wirkungen unserer guten Eigenschaften spürt, wird uns, wie der liebe Gott, gerechter würdigen, als die Mitwelt.

Elemente, in denen die Seelen leben.

Dante und die anderen mittelalterlichen Beschreiber des Paradieses, des Fegefeuers und der Hölle stellen die des Leibes entkleideten Seelen als in sehr verschiedenen Elementen lebend dar. Die Einen, die Verklärten, wandeln, von duftigen Zephyren umfächelt, im Garten Edens, die Anderen leiden unsägliche Pein im Feuer der Unterwelt. Wieder andere ringen und winden sich im Pfuhle eines Sumpfes.

Schwerlich wären diese Ideen bei den besagten Autoren und ihren Zeitgenossen und ähnliche Mythen auch bei den Griechen und anderen Völkern aufgetaucht, wenn ihnen nicht ein wenig wirkliche Erfahrung zu Grunde gelegen hätte, wenn die Menschen nicht selbst bereits hienieden einen Himmel oder eine Hölle in ihrer Brust geschmeckt hätten.

In der That scheint es, daß die Seelen schon diesseits des Styx wirklich in ganz verschiedenen Elementen leben, wenn auch der Unterschied nicht so groß sein mag, wie ihn Poeten und Künstler für das Jenseits ausgemalt haben. Die reinen und tugendhaften Seelen existiren schon in ihrem irdischen Körper in einer heitern, lautern Atmosphäre, sind innerlich von Licht und Sonnenschein umflossen, und schauen aus unschuldigen Augen in die Welt hinaus, wie umgekehrt die Welt durch ihre Fenster klar und lieblich in sie hineinleuchtet. Ihre Existenz ist ihnen selbst wohlthuend, ihr eigenes Denken und Empfinden ein Genuß.

Die unreinen, tugendlosen Seelen dagegen stecken schon auf Erden in der That in einem Sumpfe, bewegen sich in

trüben Gedanken und Gefühlen, von denen sie selbst so wenig erfreut werden, wie Andere. Sie empfinden sich selbst so unrein oder so kalt und theilnahmlos, wie sie es sind, während die Warmen nicht nur Anderen Wärme geben, sondern auch ihre eigene Wärme angenehm spüren.

Jede Seele, indem sie sich selbst läutert und bessert, kann auch das Element, in welchem sie sich bewegt, allmählich abklären und herausputzen. Sie vermag ihre Atmosphäre aufzuheitern und es zu bewirken, daß sie in ihr schon jetzt fast wie in einem Paradiese existirt. Dadurch aber, daß sie fortsündigt und ihr Gewissen beschwert, bringt sie es auf der andern Seite dahin, daß sie schon in dieser Welt Qualen erduldet, wie im Feuer der Hölle.

Unsere Vorurtheile vertheidigen wir, als wären wir es selbst.

Wir haben meistens nur die Ansichten, die Vorurtheile, die Neigungen und Abneigungen unseres Alters, unserer Gesellschaftsklasse, unserer Nation. Wir theilen dieselben mit tausend Anderen. Wir selbst haben diese zwar durchaus nicht erfunden. Sie sind uns vielmehr angewöhnt, eingeflößt, aufgepfropft. Es ist ganz wenig von unserem Eigenen dabei.

Nichtsdestoweniger aber scheinen wir in der Regel das Alles für unsere selbstgemachte Erfindung zu halten, vertheidigen diese ererbten Ansichten wie unser Leben, und glauben, es gehe uns selber an die Kehle, wenn man unseren Vorurtheilen, die wir von Anderen entlehnten, zu Leibe geht.

„Das bin ich mir selbst schuldig.“

Die Phrase: „Das bin ich mir selbst schuldig!“ macht sich vielfach unter den Menschen laut. Und eben ihre Häufigkeit bringt sie ein wenig in Verdacht.

Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß ihr eine sehr richtige Idee zum Grunde liegt. Andere vermögen nie so innig und klar wie wir selbst die Reinheit unserer Absichten, die Ehrenhaftigkeit unserer Gesinnung, die Fleckenlosigkeit unseres Gewissens zu erkennen und zu empfinden. Niemand kann daher so überzeugungsfest für uns in die Schranken treten, wie — wir selbst. Und wer hierin etwas Flauheit und Gleichgültigkeit zeigt, erweckt leicht, und zuweilen mit Recht, die Meinung, daß es eben nicht besonders gut um seine Lauterkeit stehe.

In vielen Dingen und Verhältnissen kann wirklich sogar Niemand, als nur wir selbst, Zeugniß für uns ablegen. Wir sollen mithin allerdings etwas auf uns halten. Wir sollen unsere Ehre wahren. Wir sind — „uns das selbst schuldig“.

Man hört daher auch oft recht treuherzige, charaktervolle und dabei nichts weniger als hochmüthige Menschen, im Vollgefühl ihrer Tüchtigkeit, im Bewußtsein ihrer Redlichkeit, recht laut und entschieden von sich selbst reden, an sich selbst appelliren und löbliche Aussagen von sich selber machen, weil sie fühlen, daß sie sich Das schuldig sind, während es auf der andern Seite gewisse Kleinlaute giebt, die kaum von sich sprechen, vielleicht weil sie spüren, daß an ihrem Ich eben nicht viel ist.

Von dieser Gattung gewisser kleinlauter Leute hat Goethe gesagt: „Nur Lumpe sind bescheiden.“ Sie haben guten

Grund, auf Das, „was sie sich selber schuldig sind“, nicht zu pochen.

Auf der andern Seite aber giebt es doch wieder manche stille Gemüther, die trotz ihrer schüchternen Bescheidenheit Goethe's Pfeil nicht trifft. Für die Beurtheilung der Menschen, die sich auf so vielfache Weise darstellen können, existirt eben kein ganz untrügliches und durchgreifend gültiges Kriterium. Jene Stillbescheidenen lassen in Folge einer ihnen angeborenen Gleichgültigkeit gegen Alles, was sie selbst betrifft, die Dinge so gehen, wie sie gehen, und schaden sich in der Meinung Anderer oft dadurch, daß sie die Stimme nicht laut für sich erheben. Diese sollte alsdann zuweilen ein Freund daran erinnern, „was sie sich selbst schuldig seien“.

Das sind indeß Ausnahmen, und im Allgemeinen, glaube ich, ist die Gefahr auf dieser Seite bei den Meisten von uns nicht so groß. Vielmehr sind Egoismus und Selbstgefühl in der Regel so wach, daß wir gewöhnlich nach der andern Seite hin mehr thun, als wohl nöthig wäre. Unsere Selbstsucht vergrößert und vermannigfaltigt Alles, was wir uns selbst schuldig sind, und diese Phrase dient daher nur allzu oft dazu, Härte zu verdecken, Ungerechtigkeit zu stützen, und Eitelkeit zu entschuldigen. In der That, es ist zum Erstaunen, wie Vielerlei manche egoistische Menschen — „sich selbst schuldig zu sein“ — glauben.

Eine sichere Spur der Göttlichkeit in uns.

Alle Fähigkeiten unserer Seele, die ganze Mischung derselben, sind eben so gut eine Offenbarung der Gottheit, wie die Erscheinungen in der so wohl eingerichteten äußern Natur.

— Wir können die Wirksamkeit des Schöpfers, der uns seinen Odem einhauchte, überall in unserm eigenen Gemüthe und in den Einrichtungen und Anlagen unsers Herzens und Kopfes spüren. Der ganze Organismus unseres unsichtbaren Selbst ist nicht minder wunderbar, als was wir an dem Bau unseres Leibes erblicken. — Es gehört zwar meistens ein tieferes Nachdenken und eine schwer zu übende Selbstkenntniß dazu, um das deutlich gewahr zu werden und um es recht lebhaft zu empfinden.

Aber eine dieser Offenbarungen Gottes in uns ist doch auch dem Einfältigsten bemerkbar, ja handgreiflich, nämlich das Gewissen. Bei diesem Magnet, der uns in die Brust gesetzt ist, wie dem jungen Roland der Edelstein in seinen Schild, haben wir selber am wenigsten gethan. Er bleibt glänzend und hell wie ein ewig waches Auge, das sich immer wieder aufthut, trotz aller unserer Anstrengungen es einzuschläfern. Es lebt und regt sich auch noch auf unserem Krankenlager und zuckt selbst noch im Sterben, wie das Herz der getödteten Schildkröte. Wenn wir das wahrnehmen, wenn wir z. B. spüren, wie wir bei einer Erinnerung plötzlich erröthen, da ist es gewiß, daß die Gottheit zu uns gesprochen hat, da mag uns ihr Vorhandensein in uns ganz sicher und ausgemacht erscheinen.

Unsterblichkeits-Instinct.

Einen Hauptbeweis für die Unsterblichkeit unserer Seele können wir aus dem ihr selbst innewohnenden Gefühle von ihrer Unkörperlichkeit und Unvergänglichkeit hernehmen. Wer auf sich und seine Regungen achtet, wird häufig Gelegenheit finden, zu bemerken, wie dieses Gefühl sich instinctmäßig

sowohl bei mancherlei schönen Phantasieschöpfungen einstellt, als auch bei heftigen Herzensbewegungen betheiligt.

So wie uns Einer unserer Lieben durch den Tod geraubt wurde, versetzen wir ihn mitten in unserem Schmerze unwillkürlich unter die Sterne. Er erscheint uns verklärt am Himmel. Im Traume oder auch im Wachen, wie durch eine Offenbarung, erblicken wir ihn über den Wolken, wie er uns von oben herab zuwinkt. Unsere Seele, sogar auch die der Ungläubigen, thut dies ganz instinctartig, ohne unser oder eines Andern Zuthun.

Auch die alten Heiden haben diese Visionen gehabt, und ebenso hatten und haben sie auch die Indianer und Wilden, welche die verstorbenen Ihrigen ebenfalls unter die Sterne bringen und die Milchstraße „den Seelenweg" nennen. Da sich diese Visionen bei ihnen oft wiederholten, so entstand daraus die Lehre von dem Aufenthalte der Entschlafenen im Himmel und von der Unsterblichkeit der Seele als ein Glaubenssatz. Die Seele selbst und ihr instinctartiges Schaffen hat uns Menschen über ihr Wesen belehrt. Und da der Fall zu allen Zeiten und bei allen Nationen beständig wieder in derselben Weise eingetreten ist, da die Menschenseele überall an ihre Unsterblichkeit geglaubt und dafür Zeugnisse von sich gegeben hat, so kann man jenen Beweis schon blos aus dieser Ursache als einen sehr gut begründeten betrachten.

Ganz besonders deutlich sprechen die Seelen der Liebenden von ihrer Unsterblichkeit. Die Liebe sieht den Himmel offen und die ganze Ewigkeit vor sich. Das Liebesbündniß zweier Seelen wird gleich für hienieden und für alle Zeit geschlossen. Die Liebenden haben auch solche Visionen, bei denen sie sich über den Wolken die Hände reichen, und bei *ihnen* steht der Glaube an die Unsterblichkeit der Seelen — felsenfest.

Die Peris und Seraphim.

Es giebt nur eine Gattung ganz reinen Glücks, nur eine Art von Genuß, die keinerlei Reue und üblen Nachgeschmack hinterläßt. Meditation, du bist die wundervolle Speise unserer Seele. Die Beschäftigung mit den Idealen, darin findet unser Herz sein nie getrübtes Glück. In der Betrachtung der Gottheit, des Urquells des Guten und Schönen sind wir wonniglich befriedigt. In dem himmlischen Lichte des Gedankens badet unser Geist sich in Ewigkeit. Alles Uebrige ist Tand.

Daß auf diese Weise alle Menschen in dem Innersten ihrer Seele Höheres geahnt, daß sie in ihr ein himmlisches Wesen, den göttlichen Hauch gespürt haben, das beweisen die zahlreichen, bei allen Völkern entstandenen und verbreiteten Dichtungen und Mythen von den vom Lichte umflossenen Peris, von den vor dem Throne Gottes stehenden Cherubs und Seraphim, — von den Hosianna und Loblieder singenden Engeln. Der Mensch sprach in diesen Mythengebilden nur aus, was er von dem Wesen seines eigenen Geistes dachte und empfand.

Unser Nichts.

„Ich vergesse jeden Augenblick wieder meine menschliche Schwäche," klagt Pascal, „obwohl bei allen meinen Betrach-„tungen und Untersuchungen mein Hauptzweck dahin geht, „mein Nichts zu durchschauen." — Wenn wir aber überlegen, wie viel man uns von Jugend auf von Dem beibringt, was wir, wie sie uns sagen, getrost nach Hause tragen können, so ist es eben kein Wunder, daß wir uns am Ende für etwas Rechtes halten. Wir werden es dann einem

„großen", in den Bibliotheken und Schulstuben aufgewachsenen Gelehrten nicht so übel nehmen, wenn er sich recht fühlt und über alles Wissen „das Nichts" seines Wesens völlig vergißt.

Es gehört schon ein ganz besonders starker Geist dazu, um dieses Nichts zu erkennen und den Illusionen, mit welchen Gelehrsamkeit und Kenntnißfülle uns umgeben, nicht zu erliegen. Sogar einem Pascal, der doch gewiß ein energischer Kopf war, wollte dies, wie er selbst gesteht, nicht immer gelingen.

Wer „sein Nichts" von allen Seiten her am klarsten einsehen und wer sich diese Einsicht stets gegenwärtig halten könnte, der wäre zu gleicher Zeit der stärkste und der bescheidenste und auch der frommste Geist, der sich selbst der in der Schöpfung geoffenbarten Gottheit gegenüber so empfände, wie Moses vor dem feurigen Busche.

Inneres Wetter.

Die äußeren Wetterveränderungen in unserer Atmosphäre haben allerdings einigen Einfluß auf unser Wohlbefinden und unsere Stimmung. Aber doch geht bei allem dem Regen, Nebel und Sonnenschein draußen, ja sogar bei Unglück und Glück eine innere Wettermacherei nebenher, die von jenen beiden in mehr oder weniger hohem Grade unabhängig ist. Wir lachen mitunter ganz vergnügt in den nebligsten Novembertag hinein. Ja zuweilen verfinstert sich sogar im Unglück nicht die innere Sonne, wohingegen wir mitten im äußern Sonnenschein oft von inneren melancholischen Nebeln umdüstert werden.

Belebung.

Ich bin ein Busch, in dessen Gezweige eine Menge bunter Schmetterlinge, fein beflügelter Mücken und goldfiedriger Colibris hausen. Sie sitzen für gewöhnlich unter den Blättern und verbergen sich vor dem Regen und den rauhen Wettern, die fast beständig draußen walten. Doch so wie nur ein wenig warmer Sonnenschein vom Himmel herabblickt, wenn für einige Augenblicke statt des Geheuls der Winde eine gefällige Musik sich hören läßt, so sind sie alsbald heraus und flattern, summen und schimmern von Farben leuchtend durch das ganze Gebüsch, und entzückt entdecke ich wieder Leben in mir, wo ich noch soeben Alles öde und ausgestorben glaubte.

Oasis in meiner Seele.

Sogar die Lüneburger Haidesteppen bergen noch hie und da ein reizendes Paradies in ihrem Schooße. Auch bei mir glaube ich trotz aller meiner trostlosen Verderbtheit doch zuweilen eine innere von der Pest der Sünden und Begierden nicht angegriffene Oase zu gewahren, von der aus ich mich vielleicht ganz wiedererobern könnte, — ein unberührtes Heiligthum in meiner Seele, in welchem die Gottesidee stille thront. Das Gefühl meiner Schwäche, das bellende Gewissen erschreckt und erschüttert mich zuweilen, aber ich finde dann eine Zuflucht in jenem Asyl, wie der schuldbeladene Orestes in dem Tempel der Diana.

Ich glaube, daß die meisten, selbst die schlimmsten Menschen, so wüste ihre Seele sein mochte, doch noch irgendwo

einen hellen und trockenen Fleck, ein nicht zerrissenes Band, durch das sie noch ein wenig mit der Tugend zusammenhängen, in sich gespürt haben, und daß aus diesem Gefühl der Glaube entsprungen ist, der allwissende Gott könne uns am Ende doch Alles vergeben.

Selbstgenuß.

Streng genommen genießen wir die anderen Menschen und die Dinge außer uns nicht, sondern nur die Eindrücke, die wir von ihnen empfangen.

Die freundliche Landschaft, die ich beschaue, die schöne Musik, die ich höre, gefällt mir nur, weil sich meine Sinne auf eine wohlthuende Weise von ihr geschmeichelt und angeregt fühlen, weil meine Nerven von ihr in eine angenehme Schwingung versetzt werden. Wir genießen mithin eigentlich unter allen Umständen nichts als unser Ich, sind in einem beständigen Selbstgenuß begriffen. Und je feiner wir dies unser Ich ausgebildet, je besser wir das ganze Instrument, das in unseren Nerven sitzt und klingt, gestimmt haben, desto größer ist unser Behagen und unsere Freude. Wer aber die rechte Nervenstimmung, die zarte Empfänglichkeit und Bildung nicht besitzt, wird daher auch von Nektar und Ambrosia nicht gelabt.

Don Ranudo de Colibrados.

Ich kenne einen unverbesserlichen Burschen, einen alten Don Ranudo de Colibrados. Er wohnt in einem morsch

gewordenen Hause. Dasselbe wird täglich noch schlechter. Das Dach ist schon ganz leck. Die Thürangeln und Schlösser sind verrostet. Die Fenster sind trübe oder eingeschlagen. Im Garten wuchert das Unkraut. Und der Besitzer lebt und behilft sich nur noch in einem Kellerwinkel seines einst eleganten Wohngebäudes. Nichtsdestoweniger ist er immer derselbe eingebildete, eitle, närrische, adelsstolze, unverwüstliche, thörichte Don Ranudo. Und dieser Bursche bin ich, das Haus ist meine gealterte und stündlich verfallende Leibeshülle. — Lieber Leser, wie steht es mit Dir?

Seelenanlagen, Charaktere und Stimmungen.

Das Studium der Menschen.

Nichts haben wir bei allen unseren Lebensgeschäften nöthiger, als Menschenkenntniß; denn mehr als die Hälfte von Dem, was wir thun und treiben, bezieht sich auf unsere Mitmenschen. Der Jurist, der Mediciner, der Seelenhirte ꝛc. — sie bedürfen alle, wenn sie nach ihren dreijährigen Facultäts-Studien ihren Beruf ausüben wollen, vor allen Dingen der Menschenkenntniß, und an ihr haben sie das ganze übrige Leben zu lernen.

In der That hört man daher auch die Leute oft sich rühmen: „Ich kenne die Menschen: das muß man bei ihnen „so und so machen". Lobt doch jeder Handwerksmann seine Menschenkunde. „Ja lehre Du mich meine Leute kennen! „Ich weiß selbst am besten, wie man sie behandeln muß." Und auch in den höheren Kreisen bildet die sogenannte „Weltkenntniß" das Hauptthema der Bildung und Besprechung. Sogar die ganze Kunst und Politik der Diplomaten und Staatsmänner dreht sich am Ende um Menschenkenntniß, wie um ihren Angelpunkt.

Hiernach möchte es also scheinen, daß sie alle mit nichts eifriger beschäftigt seien, als mit der Erwerbung von Menschenkenntniß.

Nichtsdestoweniger und trotz allem dem versichert Pascal, ein anerkannter Menschenkenner, daß nach seiner Erfahrung der Mensch noch seltener studirt werde, — als Algebra und Alchemie.

Die richtige Mischung unserer Geistesanlagen.

Daß Einer im Thun und Denken recht brauchbar und tüchtig werde, dazu ist nicht so sehr die außerordentliche Größe und Stärke seiner Geistes= und Herzensanlagen, als vielmehr eine richtige und harmonische Mischung derselben vor Allem dienlich und nöthig. Es müssen bei ihm Wissen, Geschmack, Gefühl, Witz, Umsicht, Gerechtigkeitsliebe, ein frommes Gemüth und andere lobenswerthe Eigenschaften zugleich vorhanden sein, und das Alles muß sich zu einem schönen, wohlproportionirten Ganzen vereinen.

Mancher hat ein stupendes Gedächtniß, dazu eine staunenswerthe Gelehrsamkeit. Aber es mangelt ihm der kritische und philosophische Sinn, und er weiß daher nicht viel mit seinen Schätzen anzufangen. Er hat es nicht wie ein Gemälde beieinander, sondern blos wie einen Sack mit Bohnen, die keinerlei Bild geben.

Ein Anderer ist zwar genial genug, sprudelnd von Witz und Geist. Aber er sprudelt nur allzu sehr. Er schießt wie eine Fontaine empor. Da es ihm aber an Um= und Vorsicht mangelt, da er nicht geduldig, ruhig, sinnig und concentrirt genug ist, so ist er nicht fähig, im Leben ein Mühlrad zu bewegen.

Einem Dritten fehlt es an nichts weniger, als an Gefühl. Er hat vielmehr eine äußerst zarte und tiefe Empfindsamkeit. Aber es geht ihm dabei Heiterkeit, Frische und

heller Blick ab. Er hat zu wenig Spitze und Schärfe. Er bringt es nicht einmal zum Humor.

Andrerseits giebt es Menschen, bei denen weder das Gefühl sehr tief, noch der Witz sehr funkelnd, noch das Gedächtniß sehr stark, auch das Wissen nicht besonders umfangreich ist, und die überhaupt in keinem Punkte eminent sind, ausgenommen in dem einen, — daß bei ihnen keine jener Qualitäten gänzlich vernachlässigt erscheint, und daß in dem ganzen Ausbau ihres Geistes ein Theil den andern unterstützt, daß in dem gesammten Mechanismus der Maschine kein Rädchen, kein Glied ausgelassen ist.

Bei solchen harmonischen und wohlproportionirten Geistern, den Lieblingen Apollo's, mäßigt die eine Strebung die andere und diese halten sich alle gegenseitig im Zügel und Gleichgewichte. Sie thun es auf der Rennbahn des Lebens jenen Eminenten und Genialen zuvor, wie in der Fabel die Schildkröte dem Windspiel.

Specialitäten der Geister.

Die Natur hat verschiedene Thierklassen gemacht und jede mit ganz speciellen Fähigkeiten ausgestattet. Die Fledermäuse fliegen bei Nacht. Die Schmetterlinge flattern im Sonnenschein hin und her. Der Adler erhebt sich hoch auf mächtigem langsamen Flügelschlage u. s. w.

Auch die Menschen scheinen alle fast eben so stark specialisirt und ganz ebenso für sich scharf und bestimmt angelegt und ausgestattet. Es giebt nicht nur verwandte, sondern auch ganz gleiche Geistes-Beschaffenheiten, aus derselben Präge-Anstalt der Natur hervorgegangen, in derselben Mulde gegossen, Geister, die nicht nur im Allgemeinen ähnlich em-

pfinden, sondern auch ganz und gar auf dieselben Ideen, Lebensanschauungen, Erfindungen kommen, ganz gleich denken und auch schreiben. Und zwar werden solche untereinander vollkommen ähnliche Geister, mit ganz gleichen Anlagen, Neigungen und Talenten in weit auseinander liegenden Zeiten und unter ganz verschiedenen Himmelsstrichen und Völkern geboren. Sogar jenseits des Oceans und in China findet Jeder Charaktere und Leute wieder, die völlig zu seiner Sippe gehören, die er als von seinem Fleisch und Bein erkennt.

Charakter-Verschiedenheit.

Um von der außerordentlichen Verschiedenheit der geistigen und leiblichen Anlagen unter uns Menschen recht frappirt zu werden und sie besonders deutlich und in der Nähe wahrzunehmen, halte man sich mit seinen Beobachtungen nur einmal innerhalb desselben Familienkreises. Da entdeckt man unter den leiblichen Geschwistern zwar durchaus dieselben allgemeinen Gesichts- und Charakter-Züge, eine durchgreifende außerordentliche Aehnlichkeit des ganzen Wesens. Sie haben Alle etwas von der Mutter und vom Vater. Und doch ist jedes dieser Geschwister in seinen gesammten leiblichen und geistigen Anlagen, in seinen Neigungen und Tendenzen wieder himmelweit von den anderen verschieden.

Wie die einzelnen Familienmitglieder mit einander, so contrastiren auch sehr stark und schroff die Familien unter sich, obgleich sie wieder, wenn sie aus derselben Localität sind, innerhalb der Aehnlichkeiten der Stadt- und Provinzial-Kreise zusammengehalten werden.

Die im Allgemeinen so gleichförmigen Provinzial-Kreise

werden wieder von dem größeren National-Kreise umschlossen. Jeder beliebige Deutsche fühlt und empfindet einem Russen oder Franzosen gegenüber gerade so wie der andere Deutsche aus Norden oder Süden. Und im Auge des Russen oder Franzosen sehen sie sich auch alle einander so ähnlich wie ein Bruder dem andern, obgleich sie selbst in ihrer heimathlichen Nachbarschaft tiefe Klüfte zwischen sich erblicken.

Gemüths-Stimmung.

Die Seelen der Menschen sind alle von Haus aus auf einen sehr verschiedenen Ton gestimmt. Es giebt einige ganz hoch, andere ganz niedrig gestimmte. Einige sind erstaunlich nüchtern und nur auf das Alltägliche erpicht. Anderen ist ein ganz erhabener Ton eigen, und man hört bei ihnen beständig gleichsam den großen Luftzug der Welt in den Wipfeln säuseln. Manche sind fortwährend, wie Ninon de l'Enclos, so zu sagen ein klein wenig berauscht, und es perlet und moussirt ihr Blut, so lange es in dem Krystall des Lebens zusammengehalten wird.

Viele dagegen kennen eine höhere Stimmung nur vorübergehend und ausnahmsweise, und träumten vielleicht nur einmal in ihrer Jugend einen goldenen Traum, während hinterdrein der Rest ihres Lebens nichts als schale Prosa war.

Dichterische Naturen.

Wir werden häufig von den Vorstellungen der Dinge mehr gerührt und inspirirt, als von den Dingen selbst.

Wenn in der Seele eines Heimwehkranken die Bilder seiner Alpen und Bergthäler aufsteigen, so wird er von unendlicher Sehnsucht bis zu Thränen ergriffen. Ja er beginnt an einem tiefen Seelenleiden zu erkranken. Hat er aber endlich dann seine Gletscher und Schluchten in der Wirklichkeit wieder vor sich, so scheint die Innigkeit seiner Freude durchaus nicht der Größe seiner früheren schmerzlichen Sehnsucht zu entsprechen und die Berge werden ihm bald wieder etwas Alltägliches. — Geliebte, Freunde, Mann und Frau, wenn sie bei einander sind, wenn sie sich haben, pflegen oft einen Umgang, der bei Weitem nicht so innig und liebevoll ist, wie man nach dem Inhalte der Briefe, die sie sich schreiben, wenn sie von einander getrennt waren, erwarten sollte.

Diese Briefe fließen von Zärtlichkeit über, obgleich den Briefstellern nicht mehr die theuren Personen selber, sondern nur ihre Bilder vorschweben und gegenwärtig sind.

Ganz besonders geht es den sehr dichterischen Gemüthern so, daß sie sich den Gegenständen selbst gegenüber passiv und etwas kühl verhalten. Erst wenn sie sich in sich selbst und in ihre Einsamkeit zurückziehen, die Dinge aus der Ferne betrachten und nur in Erinnerungen schwelgen, geht ihnen die wunderbare Welt der Ideale auf, da besingen sie ihre Verluste und Entbehrungen, — die Vergangenheit, — die entlegene Ferne.

Sein schönes Italien hätte Ovid in Italien selbst und in der Nachbarschaft von Rom bei Weitem nicht so rührend und treffend besungen, wie er es während seiner Verbannung am wilden Donaustrande in seinen „Tristia“ gethan hat.

Die innerlich heiteren Seelen.

Es giebt Gemüther, die man nicht zu den Lustigen rechnen kann und die doch innerlich ganz heiter sind, Leute, die selbst selten lachen, noch seltener Andere zum Lachen bringen, dennoch aber im Innern ganz freundlichen Sonnenschein haben.

Der Philosoph Schopenhauer sagt, daß namentlich die meditirenden Köpfe, die contemplativen Geister innerlich völlig heiter seien, obgleich sie im Leben zuweilen nicht darnach aussähen, so daß die Anderen sie wohl gar für Melancholiker ausgeben. Eine Gemüthsverfassung dieser Art gleicht einem Hause, aus dessen Fenstern keine großen Kronleuchter ihr Licht strahlend herauswerfen, — in welchem kein Jubel und Gesang erschallt, — bei dem vielleicht sogar die helle Hauslaterne fehlt, während der Besucher aber doch, wenn er sich die dunkle Treppe hinaufgetastet hat, durch das Schlüsselloch einer Thür einen schimmernden Lichtstrahl auf den Corridor fallen sieht und hinter der geöffneten Thür in dem wohnlichen, gemüthlichen, freundlich erleuchteten, hübsch gewärmten Stübchen den zufriedenen, stillen und heitern Hausherrn in Schlafrock und Pantoffeln, der ihn willkommen heißt, antrifft.

Schuld und Melancholie.

Die mit Schuld Beschwerten sind durchweg melancholisch und verstimmt, während Heiterkeit mit der Unschuld vermählt ist. Daher sind uns auch die munteren Menschen so sehr willkommen, während wir die sauertöpfischen Physiognomien, auch wenn wir von Dem, was sie im Schilde führen, noch nichts Bestimmtes wissen, instinctmäßig meiden.

Es ist eine herrliche Einrichtung der Natur, daß das Böse sich durch den Trübsinn selbst straft und durch ihn sich auch Anderen zu erkennen giebt.

Man würde aber doch vielen guten Seelen unrecht thun, wenn man den Satz auch umkehren und behaupten wollte, daß alle Melancholiker etwas abzubüßen haben müßten. — Dies trifft eben so wenig zu, wie daß alle lustigen Leute Tugendhelden sind. Die Heiterkeit ist nämlich, wie auf der einen Seite mit der Unschuld, so doch auch zugleich auf der andern Seite mit dem Mangel an Nachdenken verschwistert. Sie lebt oft unbesonnen und leichtsinnig in den Tag hinein, während aus einem ernsthaften Nachdenken über die Dinge und über das Schicksal der Menschen und aus einem damit verbundenen warmen Gefühl für ihre Leiden oft eine trübe und melancholische Stimmung hervorgeht. Die Melancholie kann daher auch recht oft ein Zeichen eines äußerst edlen und tief poetischen Gemüths sein.

Vertrauen.

Wer Vertrauen zu Gott hat, traut auch den Menschen und auch seinem Stern.

Der Vertrauenslose dagegen fürchtet stets, daß es jetzt mit dem Glücke zu Ende sei, — daß Andere Böses im Schilde führen, — daß der liebe Gott ihn verlassen habe. Er hält jedes am Himmel aufziehende Wölkchen für ein zerstörendes Gewitter. Der Vertrauende dagegen denkt, daß es wohl nur ein bald vorübergehender Nebel sei.

Die Irrwege ungewöhnlicher Menschen.

Die außergewöhnlichen Menschen muß man anders beurtheilen als die Leute von alltäglichem Schlage. Jene haben von der Natur mehr Energie und Kraft empfangen, als die Uebrigen, sowohl zum Guten als zum Bösen. Sie gleichen den Luftballons, die sich über den Köpfen der Fußgänger und Reiter erheben, und dann dabei auch Gefahr laufen, von der Chaussee ab zu irren. Sie werden in den oberen Regionen zuweilen von Luftströmungen, die wir unten nicht spüren, ergriffen und hoch und weit fortgeführt.

Mehr oder weniger haben alle Kräftigen und Genialen ein wenig solche Neigung zum Verirren. Wir Anderen sollten sie aber darüber nicht allzu bitter tadeln. Denn wenn wir auf der geebneten Heerstraße des Lebens bleiben und unsern Weg finden, so ist unser Verdienst dabei nicht sehr groß. Es geschieht eben nur, weil wir der Flügel entbehren und keine Aëronauten sind.

Die Vielgeschäftigen.

Der König der Vögel, der Adler, zieht große stille Kreise über unseren Häuptern, mit weit ausgreifenden und fast bewegungslosen Fittigen. Nur dann und wann vernimmt man aus der Höhe seinen den Wald erschreckenden Ruf. Die Sperlinge dagegen flattern und hüpfen laut schreiend und eilig auf allen Bäumen und Dächern.

Der große Hecht steht ruhig im tiefen Wasser. Aber die kleinen Weißfische springen und plätschern schon in fingertiefen Bächen wie toll herum. — Diese Waldbäche selber

sprudeln und lärmen zwischen den Steinen laut wie ihre kleinen Fische, während ein mächtiger Strom mit breiter Fluth ruhig und in geräuschloser Majestät durch die weiten Landschaften dahingleitet.

So ist eben allem Großen und Genialen eine gewisse Ruhe, ja mitunter eine Art von edlem Phlegma eigen, während, wie überall in der Natur, so auch unter den Menschen, den Kleinen eine gewisse rührige und lärmige Vielgeschäftigkeit und voreilige Intelligenz zum Erbtheil wurde.

Die furchtsamen Großthuer.

Wir sprechen weit seltener von Dem, was wir besitzen als von Dem, was wir wohl haben möchten. Der Millionär hat die Millionen und ist dabei befriedigt. Er redet nicht weiter davon. Aber der Arme, der nach Schätzen Begierde trägt, phantasirt viel von den reichen Leuten, von den gewaltigen Gewinnsten, die Dieser oder Jener bei einem Geschäfte gemacht hat, oder von dem großen Loose, das er selbst wohl gewinnen möchte.

Wer recht vornehm und von hohem Adel ist, redet nie von der Vornehmheit. Weit mehr Der, der es wohl sein möchte und sich recht plebejisch fühlt.

So beschäftigen sich auch die Furchtsamen gern mit der Idee der Gefahr. Sie erzählen oft, wie sehr sie bei dieser oder jener Gelegenheit in Todesgefahr gewesen seien. Ja sie lieben es sogar, der Gefahr nahe zu treten und sie auf die Probe zu stellen, — jedoch nur wenn sie ganz sicher sind, daß sie ihnen nichts thut. Daher haben auch besonders die Aengstlichen eine so große Neigung, die wilden Thiere zu zerren, — wenn dieselben an festen Ketten oder hinter dicken Gittern

liegen. Einem afrikanischen Löwenjäger wird es nie einfallen, einen armen gefangenen Löwen mit Neckereien zu plagen.

Man kann es beinahe als Regel annehmen, daß Jeder das nicht habe und nicht sei, wovon er am häufigsten zu uns spricht.

Verliebte.

Es giebt eine besondere Klasse von Menschen, die nie aus dem Zustande und der Stimmung der Verliebten herauskommen, die immer von irgend Etwas entzückt sind, von einem Gedanken, von einem Buche, oder von einem Menschen. Die schöne Idee, die sie jetzt eben beschäftigt, beherrscht sie ganz. Sie schwärmen nur für diese Idee, die bei ihnen gerade an der Tagesordnung ist. Diese glüht bei ihnen. Für sie und in Bezug auf sie concentriren und steigern sich alle ihre Seelenkräfte. Für sie haben sie ein erhöhtes Gedächtniß, eine gestärkte Ueberredungskraft, einen geschärften Blick, wie für den heutigen Tag, den eben die Sonne bescheint. Für Anderes besitzen sie keine Empfänglichkeit, kein Auge, keine Erinnerung. Alles Andere erscheint ihnen veraltet, gleichgültig und läßt sie kalt, wie der gestrige Tag, den schon die Nacht des Vergessens deckt.

Solche Menschen — die Enthusiasten — bewegen sich gleichsam ihr ganzes Leben lang in lauter brennenden Fragen.

Die Spötter.

Man sagt, die Lüge sei der Anfang aller Sünde. Man könnte dasselbe auch vom Hange zur Spötterei behaupten.

Wohl dem Kinde, in dessen Gemüthe man frühzeitig einen rechten Ernst, einen idealistischen Sinn und viel Neigung und Anlage zur Verehrung gewahrt. Sie sind die Anfänge zur Frömmigkeit und zu aller Tüchtigkeit. — Die spottenden und verneinenden Geister sind Brüder. „Du hast Dir längst das Lachen abgewöhnt," sagt Mephistopheles vom Herrn. Er meint das satyrische „Lachen". Im Himmel herrscht ewige engelgleiche Zufriedenheit und Heiterkeit. Aber aus der Hölle erschallt Gelächter, Hohn und Gespött. — Alle leichtsinnigen Gemüther erwählen das leichtere Theil, den Spott, die Satyre, das Verlachen. Aber solidere Seelen enthalten sich desselben und wandeln die schwierigere Bahn des Ernstes, der Verehrung, der Bewunderung und der Anbetung. „Malheur à ceux, qui rient!"

Mondschein-Seelen.

Die recht tüchtigen, für dies Leben geschaffenen Männer von warmem Gemüthe und Geblüte, von scharfem und praktischem Blicke wirken wie die Sonne hellleuchtend, kräftig belebend und erwärmend.

Im Gegensatz zu jenen giebt es Andere, deren Denken und Empfinden, deren ganze Wirksamkeit dem Lichte des Mondes vergleichbar ist. Sie leuchten wohl, aber nicht wie das sichere, klare Tageslicht. Alles, was sie sprechen oder schreiben, hat zwar den Zauber und Schimmer des Mondscheins. Aber ihr Licht erwärmt nicht. Auch dringt es nicht in die Tiefen und Verstecke. Nur die Spitzen der Wellen erglänzen hell, und nur in unsicheren Hauptumrissen treten die Gegenstände auf ihren Gemälden hervor. Alle Details und dazu auch ganze große Partien der Landschaft bleiben dabei im Schatten.

Die Rührung der poetischen Seelen.

Dichterische Gemüther von lebhafter Einbildungskraft, in denen nicht das Herz, sondern die Intelligenz vorwiegt, werden bei wirklichen Verlusten weniger ergriffen, als bei fingirten Schmerzen.

Bei den Trennungen von den Ihrigen oder beim Hinscheiden ihrer Freunde bleiben sie oft in seltsamer Weise ungerührt, während beim Anhören eines Liedes oder beim Anschauen einer ergreifenden Scene ihre Thränen in Fülle fließen. Dieselben Leute, die vor der Schaubühne schluchzen, zeigen sich bei traurigen Vorfällen im wirklichen Leben nicht selten auffallend unempfänglich. Die Rührungen gehen bei ihnen nicht vom Herzen und Blute, sondern vom Kopfe und der Phantasie aus.

Genies und gewöhnliche Menschen.

In fast allen gewöhnlichen Menschen steckt doch auch ein Stückchen Genie. Ja, aber auch in jedem Genie steckt ein gewöhnlicher Mensch.

Alle großen Geister, so hoch sie auch streben, haben doch, wie wir Anderen, ihre Wurzeln im Sande und Dünger der Erde. Nur ihre Wipfel erheben sich in höhere Regionen mit schönen Blüthen, die in den Lüften sich schaukeln. Wir Anderen, die wir mehr an der Oberfläche bleiben, sehen wohl ihr Wurzelwerk und dessen Zusammenhang mit dem Boden. Aber wer gewahren und ermessen will, wie hoch mit seiner Krone ein edler Stamm die anderen überragt, der muß selbst schon im Walde einen ziemlich hohen Standpunkt einnehmen.

Melancholie.

Das Aergerlichste bei der Melancholie ist, daß sie uns nicht nur die Gegenwart verbittert, sondern auch die Zukunft und selbst die Vergangenheit anschwärzt.

Indem sie unsern fröhlichen Sinn und unsere Empfänglichkeit für Freude lähmt, verdeckt sie uns zugleich alle heitere Aussicht und verscheucht die Hoffnung, die oft der einzige Trost bei allen unseren Seelenleiden sein könnte.

Ja sie ist sogar im Stande, uns die Erinnerung an die schönste und heiterste Vergangenheit zu trüben und diese völlig wegzuläugnen. Wer bisher ganz glücklich lebte, fängt nun, wenn ihn Trübsinn befällt, an, Alles, auch sein früheres Leben schwarz zu sehen. Er behauptet, sein ehemaliges Glück sei nur ein falscher Schein, er selber stets höchst unglücklich gewesen, und er ist auf diese Weise nicht im Stande, aus seinen Erinnerungen in seiner jetzigen Trübsal Erquickung zu schöpfen, da seine böse Stimmung auch diese schöne Quelle des Seelentrostes vergiftet.

Ein gesunder Geist und ein kranker Leib.

„Mens sana in corpore sano" mag allerdings im Ganzen wohl der willkommenste Zustand sein. Aber wenn man dies umkehren und behaupten wollte: „ein kranker Geist in einem kranken Leibe", so würde man damit doch vielen edlen Seelen Unrecht thun. Es giebt sehr kräftige und recht kerngesunde Geister in sehr schwächlichen und kränklichen Körpern. Ja manches Menschen Seele ist wohl erst durch Krankheit gesund geworden. Wie vielen Leichtsinnigen ist im

Leiden eine neue und bessere Welt aufgegangen! Sie haben ihre Krankheit als eine geistige Genesung gepriesen. Einige haben ihr ganzes Leben lang mit Siechthum, Schwäche und Körperschmerzen gekämpft, und sind doch sehr tüchtige, ja sogar ganz ausgezeichnete Geister, „große Männer" gewesen. Von dem in vielen Beziehungen wahrhaft großen König Alfred melden einige Geschichtschreiber, er habe in seinem ganzen Leben nicht einen einzigen gesunden und schmerzensfreien Tag gehabt. — Dieser Held war, wie es scheint, körperlich durch und durch krank, und doch geistig ganz gesund und frisch, eine mens sana in corpore insano. —

Die blassen Gesichter und die gewöhnlich nichts weniger als vollen und blühenden Figuren der gelehrten und geistvollen Männer scheinen zu beweisen, daß unser Geist ein Reiter ist, der das Pferd, welches er reitet, seinen Leib, nicht wenig strapazirt. In vielen recht derben, von Gesundheit und Lebensfrische strotzenden Naturen schrumpft dagegen der Geist ganz winzig zusammen. Die glücklichen Fälle, in denen die Natur einem recht feurigen, energischen und gesunden Geiste auch einen recht tüchtigen, markigen, knochen- und sehnenstarken, dabei ausdauernden und langlebigen Körper associirt hat, scheinen leider fast nur Ausnahmen zu sein.

Mein Freund N. N. ist ein großer, schöner, starkgebauter Mann. Er hat ein beneidenswerthes Gebiß, Backenknochen wie ein Löwe, einen wundervollen Appetit, einen Magen, der Steine verdaut. Alle seine Sinnesorgane sind im normalsten Zustande, und sein Schlaf so sanft, wie der eines Engels. Kurz, er ist körperlich ungewöhnlich gesund. — Könnte man ihm nur ein wenig Krankheit beibringen, so würde vielleicht auch ein Geist in ihm erwachen und auch seine Seele gesunden!

Große Männer ohne Nachkommenschaft.

Wir haben allerdings in der Geschichte der Künste und Wissenschaften ganze Familienstämme von auf einander folgenden recht guten Malern, Musikern oder Gelehrten, — aber nie eine Reihenfolge von großen Genies. — Sehr kluge Männer erzeugen und erziehen oft sehr kluge Söhne und Enkel, und die Talentlosigkeit und Bornirtheit sieht man auch in manchen Geschlechtern für einige Zeit erblich werden. Aber das Genie erbt nicht fort. Die Geschichte lieferte uns nie mehrere Petrarcas, Shakespeares, Goethes oder Raphaels hintereinander Sohn auf Vater. — Daß der schaffenden Natur ein umfassender und großartiger Geist gelingt, ist ein so seltener Fall, daß sie es nicht zweimal nacheinander zu Stande bringt. Sie erschöpft sich dabei und pausirt hinterdrein sogleich.

Eigensinn und Festigkeit.

Wenn zwei Edelsteine, ein falscher und ein ächter, schwer von einander zu unterscheiden sind, so sind das Festigkeit und Eigensinn.

Viele loben sich ihrer Standhaftigkeit und ihres festen Charakters wegen, und doch ist es fast nichts als Eigensinn.

Oft aber hilft uns unser Eigensinn wirklich zur Festigkeit, Ausdauer und Standhaftigkeit. Eine Festigkeit des Willens läßt sich kaum ohne ein wenig Eigensinn denken.

Mit sich spaßen lassen.

Kalte, abweisende Egoisten vertragen keinen Spaß. Liebenswürdige und großmüthige Seelen dagegen lassen sich gern einen Spaß auf ihre Kosten gefallen. Sie wissen ja, daß sie doch bleiben, was sie sind. Es ist auch gescheidt von ihnen, daß sie den Uebrigen erlauben, sie einmal ein wenig am Bart zu zupfen. Denn diese vergeben ihnen ihre Ueberlegenheit um so eher, wenn sie dieselbe nicht überall eifersüchtig geltend zu machen trachten. — Diejenigen, welche sich beschränkt und klein fühlen, wollen ihr bischen Weisheit aber in allen Dingen zeigen, und lassen durchaus nicht gern mit sich spaßen.

Sind wir überhaupt nicht weit her, so wollen wir keinerlei Scherz dulden. Fühlen wir uns aber nur auf einer Seite verwundbar, so vertragen wir in Bezug auf sie keine Spötteleien.

Man kann daher das Spaßen recht gut benutzen, um mit ihm, wie mit einer Wünschelruthe, die schwachen und starken Seiten der Menschen herauszufühlen. Wo ein Scherz anklingt und durchschlüpft, da sind sie gut gewappnet. Wo er auf Widerstand stößt und Bitterkeit erweckt, da haben sie ihre Achillesferse.

Die Stiefschwestern der Tugenden.

Jeder Tugend steht bei uns als Stiefschwester eine Untugend zur Seite, die mit jener eine frappante Familienähnlichkeit besitzt, bei der aber die edlen Züge der Schwester, — oft nur durch leise Abweichungen, — in's Häßliche oder gar in's Fratzenhafte verzogen sind.

So steht der Religiosität zu unserem Kummer die heuchlerische Frömmelei, der angenehmen Beredsamkeit die widerwärtige Geschwätzigkeit, dem Heldenmuthe ein harter, rauher Sinn, dem Witze der Hang zum Spotte zur Seite.

Wir selbst möchten so gern als mit der edlen ächten Schwester im Bunde stehend erscheinen, aber „die böse Welt" will in unserer Auserwählten oft blos die Züge der Stiefschwester erkennen. Sind wir schweigsam, so spricht die Welt: Ein Philosoph ist er aber deswegen doch nicht. Zeigen wir uns maßvoll, so nennt sie es Ohnmacht. — Handeln wir redlich, so heißt es: Er hält das für die beste Politik. Treten wir bescheiden auf, so entdecken die Leute bei uns verhüllten Stolz und coquettirende Eitelkeit dahinter. — „On est toujours accusé du vice voisin de sa vertu." (Joubert.)

Boshaft und bösartig.

Von den Gescheidten und Gewandten ist man in der Regel geneigt, anzunehmen, daß sie von Seiten des Herzens und Gemüths etwas weniger gut begabt seien. Wohingegen man bei den von Verstand Einfachen meistens viel Bonhommie vorauszusetzen pflegt. Aber die wohlwollendste Herzlichkeit und die zarteste Empfindsamkeit finden sich recht oft mit einer bedeutenden Dosis von Witz, guter Laune und Schärfe des Urtheils verbunden.

Es giebt Menschen, die sehr listig und dabei doch durchaus nicht arg- und hinterlistig sind. Manche, die sogar ziemlich boshaft und dabei doch nichts weniger als bösartig sind. Es giebt unter den feinsten Köpfen sowie unter den polirtesten Hofleuten die umgänglichsten „bons enfants".

Dagegen unter unseren simplen Landleuten Schelme, die es so dick hinter den Ohren haben, wie Diplomaten.

Unintereſſirtes Lügen.

Es scheint nicht, daß Entstellungen und Verhehlungen der Wahrheit uns nur von unserem Interesse, — daß lügenhafte Erfindungen uns blos von Furcht oder Habsucht eingegeben werden.

Wenngleich der Redende bei Dem, was er mittheilt, auch ganz und gar nicht betheiligt ist, darf man daraus doch keineswegs den Schluß ziehen, daß er nur die pure Wahrheit zu sagen geneigt sei. Vielmehr giebt es, wie Montaigne sagt, „Leute, die nur lügen, um zu lügen". Die Lüge wird mit und in ihnen geboren. Die einfache nackte Wahrheit paßt ihnen von Haus aus nicht in ihre Wirthschaft. Sie ist ihrem Wesen von Natur zuwider. Sie müssen, wie der Bauernsohn mit seinem riesenhaften Hunde, Alles vergrößern, übertreiben, entstellen, auch wenn sie durchaus kein Interesse dabei haben, es zu thun. Sie sind von Natur getrübte Mediums, in denen jeder Lichtstrahl durchpassirend verschiedentlich und falsch gefärbt wird. Sie vermögen nicht die geringste Geschichte in ihrem reinen Thatbestande und ohne Ausschmückung vorzutragen. Ja diese unintereſſirte Lügenhaftigkeit ist unter den Menschen noch viel häufiger und allgemeiner verbreitet, als die durch egoistische Absicht herbeigeführte. Man preist daher auch mit Recht die nüchternen, treuen, unparteiischen Erzähler und Geschichtschreiber und hält sie als Seltenheiten hoch.

Es kann sogar der Fall vorkommen, daß Diejenigen, welche im gemeinen Leben häufig, ja ganz gewöhnlich —

uninteressirt — aus Liebhaberei — nicht bei der strengen Wahrheit bleiben, doch, wenn die Sache ernst wird, wenn es eine Gewissensangelegenheit betrifft, die Wahrheit trotz ihres lügnerischen Hanges selbst dann rein heraussagen, wenn es in ihrem Interesse wäre, sie zu verhehlen. Das sind die poetischen Gemüther, die von ihrer Phantasie oft verführt und getäuscht werden, die aber, wenn es sich um Moralität handelt, zur Besinnung kommen.

Man darf mithin daraus, daß man einen Menschen bei gleichgültigen Dingen auf Uebertreibungen, Entstellungen und Unwahrheiten ertappt, noch keineswegs den Schluß ziehen, daß ihm auch, wo es darauf ankommt, nicht zu trauen sei. Es giebt unter den Phantasten und Poeten, die für gewöhnlich Alles ausschmücken und verdrehen, die grundehrlichsten und ehrenhaftesten Seelen, die für Wahrheit den größten Respect, ja Enthusiasmus hegen.

Halbheit bei Genialität.

„Was Du sein willst, das sei nicht halb, sondern ganz."

Es wäre zu wünschen, daß auch die Natur an diese Mahnung, die man den Leuten häufig giebt, gedacht hätte, wenn sie Jemanden mit Genialität auszustatten die Absicht hatte. Denn Niemandem schadet Halbheit mehr als den sogenannten „Genies". Ein Bischen Genialität zu haben, führt gewöhnlich nur zu Albernheit und Sorge. Es giebt Personen, die zu ihrem Schaden so wenig davon bekamen und die aus diesem Wenigen so viel Wesens machen, daß sie dadurch verhindert werden, sich zu gewöhnlichen brauchbaren Bürgern, zu denen sie doch allenfalls noch das Zeug gehabt hätten, auszubilden. Die, welche dies noch bei Zeiten wahr-

nehmen, sollten dann lieber gleich ihr Möglichstes thun, sich von all' dem Bischen Genialität, das ihnen anhängt, zu befreien, und sich auf irgend ein nützliches Handwerk zu werfen.

Starke Leidenschaften, starke Charaktere.

Heftige Leidenschaften sind einer außerordentlichen Anfluthung des Wassers in einer hoch sich aufbäumenden Welle, oder der Luft in einem Wirbelwinde zu vergleichen. Bei einer leidenschaftlichen Erregung concentrirt sich die ganze Kraft des Geistes auf einen Punkt oder Gegenstand, und sie erlangt daher in Bezug auf diesen einen Gegenstand oder Punkt eine ganz ungewöhnliche Gewalt. — Wie bei der Concentrirung des flüssigen Elements, die bei einer Anfluthung nach einer Richtung hin stattfindet, nothwendig zugleich in anderen Richtungen Ebbe oder Mangel an Wasser entstehen muß, so wird auch der Leidenschaftliche, indem sein ganzer Geist gewissermaßen auf einer Bahn dahin fährt, auf anderen Bahnen fehlen oder abwesend sein.

Dies Bild macht es deutlich, warum nur kräftige und große Charaktere starke und heftige Leidenschaften haben, und warum Leidenschaftslosigkeit gewöhnlich ein Zeichen von Charakterschwäche ist. Wo nämlich wenig oder nichts vorhanden ist, da läßt sich auch nur wenig oder nichts concentriren. Das Meer wird in aufgeregten Momenten ärgere Verwüstungen anrichten, als ein Tümpel. Die Größe und Heftigkeit unserer Irrthümer zeugt mithin gemeiniglich für die Tüchtigkeit unserer Geisteskräfte. Ein Mensch von lauem Temperament und von geringer Energie läßt sich leichter bändigen und in gesetzlichen Schranken halten. Der Energische wird, wenn er

sündigt, auf dem Wege des Irrthums, oder, wenn er für hohe und edle Dinge leidenschaftlich erglüht, auch auf dem der Tugend weiter hinausgelangen.

Consequentes Denken und Handeln.

Unser Gemüth läßt, je nachdem es so oder anders gestimmt und angelegt ist, auch unsern Verstand anders operiren. Ein wankelmüthiges Herz macht auch den Kopf weichmüthig, und unfähig, scharfe und kühne Gedanken zu fassen. Ein energischer Charakter erregt auch den Verstand zu energischen Ideen. Ein recht fester und etwas eigensinniger Mensch wird wie in seiner ganzen Handlungsweise unbeugsam, so auch in seinen logischen Schlüssen sehr consequent sein und einen sichern geraden Weg verfolgen. Ein schwankender Charakter ist dagegen wie in seinen Thaten, so in seinem Denken, in seinen Raisonnements, auch und in seiner Sprech- und Schreibweise nicht consequent, streng und sicher.

„Celui qui n'a aucune opinion fixe, n'a pas de sentimens constans."

Alle unsere Gedanken passiren unser Herz, wie Strahlen ein gefärbtes Glas, dessen Farbe sie annehmen.

Leichtgläubigkeit.

Leichtgläubigkeit ist eine Beigabe der Herzensgüte. Alle gutmüthigen und wohlgearteten Kinder, überhaupt alle kindlichen Gemüther sind leichtgläubig. So namentlich die Dichter und Genies. Shakespeare war sehr leichtgläubig. Dasselbe

sagt man von vielen anderen großen Männern und Helden. Ein Kind, das schwer zu überreden und zum Vertrauen und Glauben anzuregen ist, ist ein gefährliches Kind. Der Unschuldige traut auch Anderen leicht. Ein genialer und phantasievoller Mensch ist weitgläubig. Er kann sich Alles möglich denken, und er ist daher wohl auch leichtgläubig. Er hat ja in seinem weiten Herzen und Kopf für so Vieles Platz.

Die Klugen, die Mißtrauischen, die Engherzigen, die Vor- und Kurzsichtigen sind auch schwergläubig. Wenn Jene denken, daß bei Gott Alles möglich sei, so gleichen dagegen Diese dem ungläubigen Thomas und halten wie er nur das für möglich und gewiß, was sie mit den Händen greifen und mit Augen und Ohren fassen.

Die unsterblichen Dämonen.

Die Werke Gottes sind ewig jung in der Menschen Brust. Aber leider auch die Saat des Teufels.

Stets wird Tugend und Frömmigkeit in der Welt bestehen, aber neben ihnen auch ebenso Leidenschaft und Thorheit. — Die Menschen werden immer wieder mit denselben unsterblichen Schwächen geboren. Unsere Verliebten haben nichts von einander gelernt und überlassen sich, wie ihre Vorgänger in Olim's Zeiten, denselben Verkehrtheiten. Auch die Völker lernen nie etwas von ihren Vorfahren und begehen immer wieder und wieder die schon hundertmal abgestraften und gerächten Missethaten gegen einander. „Nehmt Euch ein Exempel daran!“ hat Nemesis, wenn sie züchtigte, wie oft schon und wie laut gerufen! Und wer hat das je zu Herzen genommen?

Nur zu einer Sache gut.

Wie es in der thierischen Schöpfung manche Wesen giebt, die nur für eine einzige Kunst, aber für diese ganz perfect ausgestattet und auf sie allein eingeübt sind, z. B. die Jagdhunde auf die Jagd, der Seidenwurm auf das Fadenspinnen, die Bienen auf das Honigsammeln und sonst auf nichts, so giebt es auch unter den Menschen einige, die ganz entschiedenes Talent für eine gewisse Thätigkeit haben und gar keins für irgend eine andere.

Die so begabten sind glücklich zu preisen. Indem sie in dem Fache arbeiten, zu welchem sie von der Natur berufen sind, erfüllen sie ihre Bestimmung. Sie werden von keiner Wahl gequält. Sie steuern von Kindheit auf gerade auf ihr Ziel los, wie die kleinen Enten, die kaum aus dem Ei gekrochen sofort zum Wasser eilen, darauf zu schwimmen. Sie nutzen auch der Menschheit in der Regel am meisten. Denn sie machen zwar nur ein Ding, aber dieses gut und für die Dauer.

Blindheit der Leidenschaften.

Daß die Leidenschaften „blind" sind, darin besteht zwar zum Theil ihre Gefährlichkeit, aber auch ihre Brauchbarkeit. Machten sie uns nicht blind, so vermöchten sie uns auch nicht zu stählen. Sähen wir immer deutlich, welche Schwierigkeiten oder Gefahren uns umlauern, so würden wir keinen Schritt mehr thun. — Da schenkt uns denn eine gütige Gottheit eine blindmachende Leidenschaft, die unsere Segel schwellt und uns vorwärts treibt.

Unsere Mitmenschen, Freundschaft, Umgang, Benehmen.

Unſere Mitmenſchen, Freundſchaft, Umgang, Benehmen.

Uebereinstimmung unseres Benehmens mit unserem Wesen.

Unser Benehmen gefällt um so besser, je mehr es mit unseren natürlichen Anlagen, dem uns angeborenen Charakter, unserem Alter und auch mit unserer Lebensstellung in Einklang ist.

Wir sollten daher immer streben, diejenigen guten Eigenschaften, die uns unserer ganzen Persönlichkeit nach die angemessensten sind, vorzugsweise in uns zu entwickeln und herauszukehren.

Namentlich die unseres Alters. Denn nichts ist unangenehmer, als ein Greis mit jugendlich schäumender Leidenschaftlichkeit oder ein Kind mit dem Ernste und der Reife des höheren Alters.

Ferner die unseres Standes. Denn nichts gefällt weniger, als z. B. ein ehrsamer Bürger mit den Prätensionen und dem Kostbarthun eines Aristokraten. Auch ein Bauer gewinnt um so mehr unsere Zuneigung, je mehr er ein ächter, einfacher, derber, biederer, treuherziger Landmann ist und bleibt.

Auch die unseres Geschlechtes. Denn ein weibischer Mann oder umgekehrt ein Mannweib sind auf gleiche Weise wiederwärtig.

Endlich aber auch — und das ist beinahe noch das Wichtigste, — die angeborenen Eigenheiten unseres individuellen Charakters und persönlichen Temperamentes. Ein Prosaikus wird uns besonders zuwider, wenn er den Dichter affectirt, möchte aber recht wohl unsern Beifall erlangen, wenn er sich uns als das, was er ist, als einen verständigen, nüchternen, überlegsamen Menschen giebt. Ein Phlegmatiker, dem es einfällt, einmal die Rolle eines sanguinischen Spaßvogels zu übernehmen, macht bei uns gänzlich Fiasco.

Wir dulden es noch eher, daß die Menschen uns Schwächen und Fehler zeigen, die in Harmonie mit ihrem Wesen stehen, und die das Correlat ihrer Tugenden sind, als daß sie sich Vorzüge anzueignen trachten, die ihnen fremdartig sind.

Die Genialen im täglichen Leben.

Wie die kleinen Freuden und hübschen Erlebnisse des Alltagslebens uns für gewöhnlich mehr beglücken als die außerordentlichen Eclat machenden und aufregenden Begebenheiten, so haben auch die mittelmäßig gut begabten Menschen eine Quelle der Beglückung im Busen, die sowohl für sie selber, als auch für Andere reichlich fließt.

Die, welche für das Hohe und Erhabene erglühen, — die Genialen, welche Außerordentliches leisten, — die von Witz sprudelnden und geistreichen Köpfe, sie mögen uns für Momente anregen und entzücken, aber auf die Dauer werden sie uns nicht selten etwas unbequem. Confect genießt man nur zuweilen. Aber des nahrhaften Brodes werden wir nie überdrüssig. Ein verständiger und überlegsamer Mann ist uns für den fortgesetzten Umgang und als Freund auf dem

Wege des Lebens meistens weit willkommener als der brillanteste Kopf. Und in neunzig Fällen unter hundert ist auch im Umgange Der, welcher uns das alltägliche Leben angenehm zu machen versteht, viel erfreulicher als der tiefste Denker.

Selbst an den großartigen Männern schätzen wir im Grunde vorzugsweise ihre guten Alltags-Qualitäten. Ihre ausgezeichneten Talente, ihr Ruhm, ihr hervorragender Geist machen sie nicht populär unter uns, weit mehr ihr gesundes Urtheil, ihre verständige Ueberlegung, ihre Gemüthlichkeit, ihr offener Sinn.

Der Mann, der sich auf die richtige und geschickte Behandlung und Würdigung der kleinen Leiden und Freuden des Lebens, deren Zahl Legion ist, versteht, ist als Ehegatte und Hausfreund mehr werth, als der scharfsinnigste Kriticus.

Ja die sogenannten Genies selbst halten es nicht aus, sich immer nur mit großartigen Dingen zu beschäftigen. Auch ein Denker wie Kant mußte zwischendurch einmal seinen Canarienvogel füttern, nach dem Barometer und der Windfahne ausschauen und die Neuigkeiten vom Wetter und von Dem, was in der Stadt passirt war, vernehmen.

Und daher erlebt man es denn auch, daß ein Goethe oder sonst ein Genius die kleinen Dinge zuweilen viel wichtiger findet, als die großen, und sich lieber mit einer verständigen Haushälterin als mit einer Corinna für's Leben verbindet.

Beleidigungen aus Geistes-Armuth.

Recht viele Beleidigungen und Fehltritte gegen Andere entschlüpfen uns nicht sowohl aus bösem Willen, als vielmehr aus purer Geistes-Armuth und Unbeholfenheit.

Wir haben nämlich so selten einmal einen guten Einfall, oder überhaupt einen Einfall, daß wir, wenn er kommt und sich eine Gelegenheit ihn passend anzubringen darbietet nur allzu schnell damit hervorrücken.

Weil wir keine große Auswahl zur Hand hatten, sehen wir dabei denn nicht genau zu, ob es gehauen oder gestochen war. Wir sind froh, daß wir überhaupt einmal etwas anbringen konnten. Und da ist es denn natürlich zuweilen etwas, was nicht eben allgemein anspricht.

Namentlich sitzt uns ein guter Witz, wenn uns bei der Erwähnung einer komischen Persönlichkeit oder eines lächerlichen Vorfalles ein solcher in den Sinn kommt, oft so lose, daß wir alsbald damit losschießen und dann — nicht aus Boshaftigkeit, sondern, wie gesagt, nur aus Geistes-Armuth — mit ihm verletzen.

Einem geistvollen Menschen kommen bei solchen Anläßen wohl zwanzig gute Einfälle und passende Vergleiche. Entweder sucht er sich nun den feinsten, treffendsten und unverfänglichsten für die Gesellschaft aus, oder auch, da er überhaupt nicht so ängstlich ist, eine Gelegenheit zu einem Geistesblitze zu verpassen, er behält sie alle zwanzig für sich, lacht blos im Stillen über den Gegenstand des Gesprächs und vermeidet auf diese Weise alles laute Aergerniß.

Die Naturkinder im Umgange.

Einige halten streng auf Sitte und Anstand, nehmen es beim Umgang mit der Welt sehr genau. Sie behandeln Jeden vorsichtig nach Rang und Würden. Sie wißen sich in allen vorkommenden Fällen geschickt und angemessen auszudrücken. Sie sind überlegt und rücksichtsvoll, setzen ihre

Worte gut und lassen sich nichts Unbedachtes entschlüpfen. Sie bewegen sich wie gut geschulte Pferde und sind den ganzen Tag regelrecht angeschirrt.

Dabei verlangen sie aber auch dieselben Rücksichten von Anderen und daher muß man im Umgange mit ihnen sich zusammennehmen, was denn Viele unbequem finden.

Im grellen Gegensatz mit Jenen stehen diejenigen, welche sich gern gehen lassen, sich ganz natürlich geben und keinerlei Zwang anthun. Solche nehmen es mit Rang- und Standesunterschieden bei sich und Andern nicht so streng, und bringen dem Könige wie dem Bauern freimüthig ihre ungekünstelten und launigen Auslassungen ohne ängstliche Wahl der Worte vor. Sie erlauben sich zuweilen einen Scherz und sehen nicht immer genau hin, ob er gut angebracht war. Dabei verlangen sie aber auch von Anderen nicht viele Rücksichten und nehmen nicht so leicht etwas übel. Das gefällt in der Regel viel allgemeiner. Bei dem großen Haufen machen sie sich beliebt und werden populär. Denn sie sind ja so bequem im Umgange und so gemüthlich.

Leider aber pflegt auch eine solche freimüthige Natürlichkeit zuweilen etwas auszuarten, besonders wenn sie sich mit Selbstgefälligkeit verschwistert. Wenn die Natürlichen nämlich bemerken, daß ihr bequemes Wesen und Benehmen Anderen gefällt, so überlassen sie sich demselben gern, fangen an, mit ihrem Freimuth zu coquettiren, gehen zu weit damit, und können dann den Anderen im Umgange wieder zur Last fallen, wie losbändige Füllen, die in der Menge sehr natürlich aber auch sehr störend einherwandeln. Da möchte man dann doch wieder etwas mehr Zügel und Schule wünschen.

Uebelnehmerei.

In keinen Fehler verfallen wir bei unserem Umgange mit Anderen häufiger, als in den der Empfindlichkeit und des übelnehmerischen Wesens. Und doch ist diese Weise eben so unwirksam als häufig. — Sie entspringt großentheils aus Unentschiedenheit des Charakters, und ist zum Theil auch das Product einer gewissen übel angebrachten Gutmüthigkeit.

Wenn wir nämlich recht lang- und gutmüthig und zugleich, wie das oft zusammentrifft, etwas schüchterner Natur sind, so scheuen wir uns bei einer Beleidigung oder Zurücksetzung unserem Freunde das Passende gerade heraus zu sagen, und dabei vielleicht einen Bruch der Freundschaft zu riskiren. Zugleich können wir uns auch doch nicht entschließen, ihm die Sache glatt weg zu vergeben und die Angelegenheit völlig fallen zu lassen.

Wir wenden uns daher zu dem langwierigen und widerlichen Mittelwege der Uebelnehmerei, fangen an, verblümt zu sprechen, begnügen uns mit Anspielungen aus der Ferne, üben allerlei kleine Rache, was um so weniger wirkt, da es zuweilen von unserem Gegner nicht einmal gleich wahrgenommen oder verstanden wird. Wir spannen uns damit nur selbst auf die Folter, und setzen uns zugleich der Gefahr aus, lächerlich zu erscheinen. Denn jeder Aerger, den man nur halb aufdeckt und zur andern Hälfte poetisch auskleidet, hat fast nur einen komischen Effect. Wir trüben so, indem wir es vermeiden, reinen Wein einzuschenken, das Verhältniß auf lange Zeit. — Unser Unwille ist vielleicht vollkommen berechtigt. Mit dem übelnehmerischen Wesen aber bringen wir nichts zur Klärung.

Das Beste ist, bei einer eingetretenen Störung der Freundschaft so lange wie möglich ganz kaltblütig zu bleiben, ein=

Mal ohne Weiteres zu vergeben und noch einmal zu vergeben, um unserm Gegenpart Gelegenheit zu verschaffeu, zur Besinnung zu kommen und von selbst wieder in die rechte Bahn einzulenken. Hilft dieß aber nicht und tritt dabei die Unmöglichkeit der Fortsetzung des Umgangs in ein helles Licht, so ist dann ein entschiedenes und völliges Aufgeben des freundschaftlichen Verhältnißes anzurathen.

Dieß letztere ist das gewöhnliche Verfahren der Engländer, die das Abschneiden der Freundschaft (cut one's aquaintance) erfunden haben. In Deutschland dagegen, wo viel natürliche Gutmüthigkeit, dabei auch etwas Unschlüssigkeit und Schüchternheit zu Hause zu sein pflegt, findet man Empfindlichkeit und Uebelnehmerei weit mehr an der Tagesordnung. —

Wem die Anstandsregeln unnütz sind.

Ein Mensch von warmfühlendem Herzen verletzt nie durch eine Tactlosigkeit. Die recht gemüthlichen, wohlwollenden und fromm gesinnten Leute, die immer aus tiefer Seele reden und handeln, mögen thun und sagen, was sie wollen, wir verzeihen ihnen im Voraus Alles.

Wer von Grund aus gütig ist, wird schon von selbst alles Beleidigende im Umgange mit uns vermeiden. Sagt er uns aber doch einmal dergleichen, oder platzt er gegen uns mit einer „Wahrheit" hervor, so wird es in so natürlicher, so naiver und freundlicher Weise geschehen, daß wir uns kaum dadurch verwundet fühlen.

Die Gesetze und Regeln für das tactvolle Benehmen kommen daher meistens nur da in Anwendung und zur Geltung, wo Liebe und Herzensgüte fehlen. Der Verstand und die Ueberlegung bemächtigen sich des Gebietes, welches eigentlich

dem Herzen gehören sollte. Wenn wir stets gütig gesinnt und treu wie Gold wären, könnten wir alle jene Regeln entbehren. Im Himmel und bei den Engeln hören Artigkeits- und Höflichkeitsvorschriften auf. Der ganze Codex über den Umgang mit Menschen ist fast nur für die Weltkinder gemacht, d. h. für die, bei denen wenig ursprüngliches Wohlwollen vorhanden ist, und für die, welche bei ihren Worten nicht tief empfinden. Da dies aber in der Welt und in unserem Umgange untereinander so häufig der Fall ist, so ist eben deswegen freilich die Lehre vom richtigen Benehmen und von der Höflichkeit — leider! — so wichtig und unentbehrlich.

Die lästigen Enthusiasten.

Die stürmischen Enthusiasten finden es oft unbegreiflich, daß sie uns Uebrige nicht gleich im Schlepptau haben, daß mit demselben Feuer, von welchem sie entbrannt sind, nicht auch wir sofort erglühen wollen. Der Enthusiasmus ist doch ein so schönes Ding, warum heißen ihn denn die Anderen nicht rasch willkommen? — Begreift es der Schwärmer selbst nicht, so können wir, seine Mitmenschen, es uns doch ziemlich klar machen.

Das Schöne und Erhabene, für das Du guter Enthusiast phantasirst, erscheint in der Hauptsache nur Dir so. — Du schürst daher nur Dein eigenes Feuer, ganz abgesehen davon daß mit Deiner Begeisterung so oft Dein Interesse verbündet ist. Du schwörst auf Deine Ideen und prunkst in Deinem Brillantfeuer wie ein Pfau. Bei Lichte besehen ist aber Deine Gluth nichts als die prachtvollste Aufblähung Deines Selbst. Und nun verlangst Du im Namen dieser

Gottheit, die Du in Dir spürst, daß wir in Deinen Chorus mit einstimmen? Du gabst Dich selber ihr hin, und begehrst nun von uns, daß auch wir dies thun. Aber Du vergißt, daß auch wir selbst ja wieder unsere eigene Gottheit haben!

Umgang mit den Einfältigen.

Wir sollten nie behutsamer sein, als wenn wir mit der lieben Einfalt zu thun haben. Mit den Gescheidten ist der Verkehr so leicht. Sie verstehen uns schon von ferne oder nach zwei Worten. Auch rechnen sie es uns nicht gleich so hoch an, wenn wir einmal etwas nicht wissen, oder nicht vermögen.

Die beschränkten Köpfe überredet man zuweilen nicht, wenn man auch ein Salomon von Weisheit wäre, und bietet man ihnen nur e i n e schwache Seite, eine Vergeßlichkeit oder Unkenntniß, so ist man bei ihnen schnell genug drunter durch. Sie sind gewöhnlich eigensinnig, mißtrauisch und schwer zu belehren. Hast Du ihnen nach bestem Wissen einen guten Rath gegeben, so laufen sie bald darauf zu einem andern Orakel und holen sich bei ihm den umgekehrten Ausspruch.

Ein Philosoph in der Gesellschaft.

Die contemplativen Geister haben von jeher die Einsamkeit geliebt und sie aufgesucht, um ihren Meditationen nachzuhängen. Das lärmende, leichtsinnige Treiben der Welt

hat sie gewöhnlich gestört und angewidert, und mancher Weise hat es daher auch ausgesprochen, „daß ein tüchtiger „und auf das Ernste gerichteter Geist nichts Besseres thun „könne, als aller Gesellschaft zu entsagen und die Menschen „zu fliehen".

Allein ich kann mir im Gegensatze hiemit doch recht wohl einen ganz tüchtigen und tiefsinnigen Philosophen denken, der gerade eben weil er dies ist und je mehr er es ist, um so lieber in der Mitte der beweglichen Gesellschaft existirt. Denn es ist nichts unterhaltender und zugleich lehrreicher, als den Contrast zwischen dem Ernst des Lebens und dem Leichtsinn der Menschen zu beobachten. Gerade Der, welcher recht viel philosophischen Tiefsinn mit hineinbringt, und sich dann doch ein wenig von dem Strome mit forttreiben läßt, empfindet diesen interessanten Contrast am lebhaftesten. Der Verständige spürt ja auch gerade in der Mitte aller dieser anmuthigen oder sonderbaren Thoren seinen Verstand am angenehmsten. Er kommt sich vor wie ein vernünftiger und nüchterner Zuschauer auf einem amüsanten Maskenballe. Er gefällt sich darin wie ein von den Wellen umspülter Fels mitten in dem Schaume des Wasserfalls.

Freudiges Antlitz der Tänzer.

Die Ballettänzerinnen pflegen, wenn sie auftreten und nicht nur dann, sondern auch während des ganzen Fortganges ihrer Vorstellung, wenngleich ihnen bei ihren anstrengenden Leistungen gar nicht eben sehr lustig zu Sinne ist, dem Publikum eine lächelnde, freundliche Miene zu zeigen, die außerordentlich gut zu ihrer heitern Kunst paßt.

Wir Anderen sollten diese hübschen Künstlerinnen nach-

ahmen und im Leben und im Umgange mit der Welt beständig ein recht fröhliches und zufriedenes Angesicht zur Schau tragen. Wir sollten zu jeder Stunde wie die ewige Lampe Licht von uns strahlen, munter in die Schöpfung hineinblicken, — nicht so sauertöpfisch wie manche Mürrische und Stolze! — allen Menschen freundlich und höflich begegnen, stets zur Hülfeleistung und zum Wohlthun bereit sein, und immerfort Lust und Vergnügen verbreiten.

Bei manchen Tänzerinnen wird die oben erwähnte lächelnde Miene zwar stereotyp und etwas maskenhaft, und man sieht es ihnen dann nur allzu deutlich an, daß es ihnen dabei gar nicht so um's Herz ist. Und dies kann auch uns Anderen im Leben begegnen. Alsdann aber kommt allerdings Shakespeare über uns her, wie über den höfischen Polonius, und macht uns aus unserem ewig lächelnden Antlitz einen Vorwurf.

Die Wohlthäter und die Undankbaren.

Man möchte wohl zweifeln, daß die so allgemeine Klage über den Mangel an Dankbarkeit bei den Menschen, die sich sogar in solchen ganz populär gewordenen Sprichwörtern, wie „Undank ist der Welt Lohn", Luft macht, von allen Seiten guten Grund habe.

Jedenfalls läßt sich Vieles zum Vortheil der Angeklagten vorbringen.

Vor allen Dingen darf man bei solchen Vorwürfen nicht behaupten wollen, daß die Menschen in der Regel von Haus aus so schlimm und unnatürlich seien, daß sie vorsätzlich und von vornherein zum schwarzen Undank hinneigten. Ihre Neigung und ihr Wille sind vielmehr meistens ganz lobens-

werth. Es ist fast keiner unter ihnen, der Dankbarkeit nicht für etwas Natürliches und Selbstverständliches erklärte, und der nicht auch anfänglich wirklich von diesem Gefühle mehr oder weniger lebhaft ergriffen wäre. Aber die Wohlthäter tragen ihrerseits selbst nicht wenig dazu bei, hinterdrein Undankbarkeit zu erzeugen und zu fördern.

Zuerst giebt es viele „Wohlthaten", von denen es sehr zweifelhaft bleibt, ob sie wirklich welche sind, oder vielmehr nur vom Wohlthäter für solche gehalten werden, nicht aber von seinem Clienten (z. B. die einen Gelehrten störenden Einladungen zu den Festen der Großen, — und Aehnliches).

Manche sogenannte Wohlthaten haben unsere Wohlthäter uns mehr oder weniger aufgedrungen, und wir wären ihnen viel dankbarer gewesen, wenn sie ihre Gaben für sich behalten hätten. Aus purer Artigkeit und Gutmüthigkeit erweisen wir uns dennoch eine Zeit lang dankbar, und dies sollte man doch anerkennen. Zeigen wir aber endlich die rechte Farbe und klagen sie dann über krassen Undank, so sind sie selber offenbar im Unrechte. Da sie uns bei jeder Wohlthat eine Verbindlichkeit aufbürden, so sollten sie daher jedesmal erst anfragen, ob sie uns wohl die Gabe präsentiren dürften, wie denn dies ja auch in den gebildeten Kreisen längst hergebracht ist, wo man spricht: „Darf ich so frei sein, Ihnen dies zu „überreichen?" oder „Hätten Sie die Güte, dies von mir „anzunehmen?" Nur die Bauern — ich meine in allen Ständen Die, welche nicht nachdenken — pfropfen uns ihre Geschenke in den Mund und wundern sich, wenn wir sie nicht dankbar hinunterschlingen.

Dann wiederum bewegt manche unserer Wohlthäter nicht selten pure Selbstsucht und Eigennutz. Sie sind oft erstaunlich schnell mit ihren Dienstfertigkeiten bei der Hand, haben eine gewisse großthuerische Manier, spielen gern die Grands Seigneurs, wollen möglichst viele Protégés zählen,

uns zu ihren Clienten und Dienern machen, und denken bei sich, sie könnten uns wohl schon einmal wieder brauchen. — Diese haben nun von Haus aus ihren Lohn dahin. Denn eine rechte Wohlthat, die das sein und bleiben will, sollte ganz aus freien Stücken und ohne Hoffnung auf Gegendienst gegeben werden. Ja man sollte dabei von vornherein sogar auf allen Dank verzichten, ihn gar nicht erwarten, viel weniger ihn fordern. So wie wir über Mangel an Dankbarkeit klagen, verrathen wir das Geheimniß, daß es eigentlich keine Wohlthat war, was wir spendeten.

Wenn der Beschenkte dies Alles nun hinterdrein merkt und sein Eifer ein wenig erkaltet, so kann ihm dies nicht als Verbrechen angerechnet werden.

Aber selbst auch bei willkommenen und zugleich völlig uneigennützig gewährten Geschenken geht es mit der Undankbarkeit häufig ganz natürlich zu. Es entsteht da nämlich die Frage, wie lange soll denn der Beschenkte seine Dankbarkeitsgefühle glühend erhalten. Auf ewig? Diese Gefühle haben wirklich einmal in ihm geglüht. Wie Alles in der Welt steigen sie aber allgemach zu geringerer Temperatur herab. Er hat in der That mehrere Male seine aufrichtig dankbare Gesinnung an den Tag gegeben. Nach und nach hat er es freilich vergessen, wie denn unser Gedächtniß im Laufe der Jahre am Ende das Meiste fallen läßt. Aber eifersüchtige Wohlthäter besitzen mitunter ein terribles Gedächtniß. Sie wissen ihre Wohlthaten und Spenden der Reihe nach aufzuzählen und haben ihre Schuldner alle gebucht. Sie kommen oft zu ihnen wieder, mahnen sie auf mancherlei mehr oder weniger deutliche Weise an ihre Verpflichtungen, lassen sie ihre Größe und Macht empfinden.

Mit einem Worte, sie malen den Teufel an die Wand. Und da ist es denn kein Wunder, wenn sie zuletzt selbst eine

ganz wohlgeartete Seele zu einer undankbaren Creatur gemacht haben.

Schwierigkeiten beim Wohlthun.

Die Großmüthigen und Freigebigen haben es in ihrem Verkehr mit der Welt oft eben so schwer wie die Habsüchtigen und engherzigen Egoisten, obwohl man es bei diesen schneller begreift, daß und warum ihnen Widerstand entgegengesetzt wird.

Wie gern wären wir nicht bereit uns aufzuopfern, uns hinzugeben, ganz wegzuschenken! Aber o! wie trostlos! die Geliebte will das Geschenk nicht haben. Sie ist spröde und spottet unserer ritterlichen Bereitwilligkeit.

Mancher hat wohl einen Freund, dem er sein Vermögen zu Füßen legen, für den er Alles thun möchte. Aber es will sich nicht machen. Der Freund ist viel zu bescheiden, um das anzunehmen, und weist Dich ab. Auch will er lieber sich selbst helfen und verzichtet auf Deinen Beistand.

Du möchtest gern ein Wohlthäter der Armen sein, ja Du könntest, wenn Du nur einen recht Würdigen und Bedauernswerthen fändest, so gut wie der heilige Martin Deinen Mantel und Dein letztes' Stück Brod mit ihnen theilen. Aber wie selten gelingt es Dir, einen solchen herauszufinden.

So fehlt es uns in der That oft nicht an dem guten Willen zum Wohlthun. Aber es ist so große Unlust zum Annehmen um uns her vorhanden. Und dazu so viel Mißtrauen. Wenn wir auch die lauterste Absicht hegen, wie eine Wolke für sie zu zerschmelzen, die Welt ist ungläubig und widerspänstig und läßt es nicht dazu kommen.

Schwierigkeit des Empfangens.

„Geben ist seliger als nehmen", sagt man, und wie wahr dies ist, sieht man im Leben bei manchen Gelegenheiten. Denn man findet unter den Menschen Die weit häufiger, welche sich beim Geben angemessen, wohlwollend, liebevoll, mitleidig benehmen, als Solche, die sich beim Empfange erfreut, liebenswürdig, gerührt, dankbar überrascht und beglückt erweisen.

Der gutherzige Geber ist ganz begeistert von seinem Plänchen. Er fühlt sich von seiner eigenen Güte und von seinem großmüthigen Entschlusse gehoben, wohlthätig erwärmt. Er geräth dabei in einen wundervollen Enthusiasmus. Er malt sich die Ueberraschung, die Beglückung des Beschenkten phantastisch aus, und empfindet eine Seligkeit, die, wenn er die Gabe überreicht, auf seinem Gesichte wie in seiner Sprache widerstrahlt.

Der Empfänger — nun ja, er ist auch zufrieden, daß er das Geschenk erlangt hat. — Aber indem er es empfängt, büßt er das Verlangen nach seinem Besitze ein. Sein Phantasiebild wird durch die Wirklichkeit zerstört. Auch fühlt er sich etwas beschämt, daß er eine Gabe annehmen muß oder soll. Dann auch hätte er sich im Grunde genommen etwas Anderes gewünscht. Es hätte auch wohl mehr sein können, denkt er, und bekrittelt die Geringfügigkeit oder das Unpassende der Gabe. Viele Bescheerte benehmen sich auch deswegen ungeschickt, weil sie sich fürchten zu Gegengeschenken und Dank verpflichtet zu werden. Sie glauben sogar, es sei recht hübsch und angemessen, wenn man Geschenke abweise, wenn man ihnen vorbeuge, wenn man sie sich verbitte. Aber gerade durch ein ungraziöses Annehmen verräth man oft sein

theilnahmloses und gleichgültiges Herz. Man kann in Summa sagen: „Nehmen ist meist noch schwerer als geben".

„Keine Zeit haben."

Marc Aurel sagt, sein Lehrer, der Platoniker Alexander, ein sehr liebenswürdiger Charakter, habe es ihm beigebracht, daß man nie ohne die größte Noth zu Jemandem mündlich oder schriftlich äußern dürfe: „man habe keine Zeit".

Die Entschuldigung: „ich habe keine Zeit", scheint demnach schon eine sehr althergebrachte unter den Menschen gewesen zu sein. Sie ist noch heutzutage eine sehr gewöhnliche. Wir gestatten unseren eigenen Gedanken, Sorgen und Geschäften so große Herrschaft über uns, daß wir selten Zeit übrig zu behalten glauben, um einmal still zu halten, aus uns herauszutreten, und uns in die Gedanken und Lage eines Andern hineinzuversetzen oder ihn anzuhören.

Meistens aber steckt hinter jener Entschuldigung nichts als das Streben, unter dem Vorwande dringender Geschäfte, uns der Erfüllung der Pflichten gegen unsere Mitmenschen zu entziehen.

Gutwillige und wohlwollende Seelen werden stets für Alles und für Jeden Zeit haben. Und Leute von gutem Geschmack werden wenigstens immer Zeit zu haben scheinen.

Es ist eine der angenehmsten und nothwendigsten Eigenschaften im Leben, jeden Augenblick zu Allem Zeit zu haben, wie Marc Aurel und sein Lehrer Alexander. Recht gewandte und liebenswürdige Leute werden sich diese Eigenschaft aneignen. Nur schwerfällige und dazu kühle Egoisten sind immer so in sich vertieft, daß sie nie „Zeit haben".

Misanthropen.

Die sogenannten Misanthropen sind, glaube ich, nicht immer die schlimmen Leute, als welche man sie sich meistens denkt. Recht häufig sind sie nichts als verschmähte Liebhaber, die blos deswegen grollen, weil sie von der Welt einen Korb bekamen, und die alsbald wieder auf die Bahn der Menschenfreundlichkeit zurückkehren, sobald ihre Geliebte (die Welt) sich ihnen wieder zuwendet.

Sie meinen es mit dem Menschenhasse, den sie zur Schau tragen, meist so wenig ernst, wie mit ihrem prätendirten Fürstenhasse Diejenigen, welche von dem Könige und dem Hofe in ihrer Zurückgezogenheit Böses reden, weil man sie dort nicht mit Auszeichnungen bedachte, die alsbald aber ihrem Schmollen entsagen, sowie Gunst von oben ihnen wieder huldvoll zuwinkt.

Wie man solche verschmähte Höflinge doch fast immer in der Nähe der Residenz findet, zu der sie hinüberschielen und mit deren Tageschronik sie sich beschäftigen, so finden wir auch die Misanthropen recht häufig gerade mitten im Gewühl unserer Hauptstädte und Märkte, wo sie herumstreichen, wie Störche im Sumpfe, auf Frösche zu jagen. Gerade sie extragen die völlige Einsamkeit oft schwerer, als die in sich befriedigten und freundlichen Gemüther. Sie lieben die Menschen, die sie eben so wenig als Andere entbehren können, nur auf *ihre* Weise. Der Menschenfreund hat sie nöthig zum Liebkosen, der Misanthrop zum Grollen, wie mancher Mann sein gutes Weib zum Zanken. Und wie von anderen Individuen, so kann man auch von vielen dieser Menschenfeinde das Wort gelten lassen: „Was sich liebt, das neckt sich gern".

Dazu ertappt man die Misanthropen auch häufig auf großen Inconsequenzen. Sie geben uns nicht selten Gelegen=

heit zu bemerken, daß ihre Liebe zu den Mitchristen nur verkappt, latent, in Schlaf oder in einen Starrkrampf gefallen war. Das zeigt sich, wenn sie z. B. mit der Jugend, Unschuld und Schönheit, oder auch mit dem Unglück in Berührung kommen. Da entschlüpft ihnen, den argen Menschenhassern, dann recht oft wohl ein Lächeln, oder eine Thräne, oder sie lassen sich auch eine Wohlthat zu Schulden kommen, und Du gewahrst unter dem rauhen Bärenfell, das sie übergeworfen haben, ganz unverhofft ein theilnehmendes und warmes Herz.

Wie Einer allmählich in der Gesellschaft ausgesiebt wird.

Wer eine Zeit lang in der Welt gelebt hat, der muß es schon zuweilen erfahren haben, wie wir bei unserem Erscheinen in fremden und ungewohnten Kreisen anfänglich wohl in einer besondern Glorie dastehen, wie wir aber hinterdrein den Leuten allmählich etwas Alltägliches werden und wie sie uns dann nach und nach bei Seite schieben.

Für Den, der den Kopf unter allen Umständen oben behält und an Selbstbeobachtung seine Freude hat, ist es recht unterhaltend, dergleichen Processe und ihre verschiedenen Phasen *an sich selber* durchmachen und deutlich wahrnehmen zu können.

Geht Dir ein großer Ruf vorher, sei es, daß Du ein ausgezeichneter Künstler, ein berühmter Dichter, oder auch nur ein sehr interessanter Fremder aus einem weit entlegenen Lande, oder etwa gar ein plötzlich herbeigereister reicher Onkel bist, so ist anfänglich bei Deinem Auftreten lauter Licht und Herrlichkeit.

Du siehst rund um Dich her nur freundliche und von

Zuneigung und Hingebung für Dich strahlende Gesichter. Du bist von einem ungewöhnlichen Nimbus umgeben. Sogar in den höheren und vornehmen Cirkeln ist man erpicht auf Dich. Du bist mit einem Worte der Löwe des Tages. Wie ein englischer „pet" gehst Du von Hand zu Hand. Jeder will Dich sehen, Dir die Hand drücken, einen Blick, ein Wort von Dir haben, aus Deinem Glase trinken, Dein Auto- und Photograph besitzen.

Dies geht eine Zeit lang so fort, und sogar Deine Mängel und Fehler werden dabei übersehen und Dir Alles zum Guten ausgelegt.

Erst ganz allgemach beginnen Einige zu denken, daß sie doch wohl etwas zu viel thaten, und fangen an, sich in ihren Ovationen zu mäßigen. Sie blicken Dich nun etwas näher an, und finden nach und nach heraus, daß Du nicht viel anders aus den Augen schaust, als sie Alle. Sie erwachen Einer nach dem Andern aus ihrem Rausche. Die Vornehmen besinnen sich darauf, daß Du ja keinen Stammbaum hast, und werden sich ihrer eigenen Menschenwürde wieder bewußt. Du — zu Anfang ein Paradiesvogel — erscheinst nun schon als etwas nichts ganz Ungewöhnliches. Das Prestige, der Nimbus zerfließt allgemach. Und das „Empressement" nimmt ab.

Sagst Du darnach unter dem Vielen, was sie Dich vorzubringen zwingen, einmal etwas Ungeschicktes, so „fällt ihnen „das s e h r auf." Deine nicht ganz passende Aeußerung geht von Munde zu Munde. „Ist es möglich, daß ein solcher „Mann so etwas behaupten konnte?" und Du fällst dabei nun ganz bedeutend in der Meinung des ganzen Kreises.

Vielleicht kommt nun gar ein übles Gerücht dazu. Dasselbe ist zwar falsch, aber in der Erhitzung, in welcher die Gemüther einmal stecken, sind sie verblendet und das Extravaganteste im Bösen wie im Guten findet bei ihnen Glauben. Du bemerkst bald, wie die Gesichter um Dich her minder

freundlich, wie die Schmeicheleien dünner und matter werden. Du sinkst nun offenbar ganz rasch von Stufe zu Stufe herab.

Endlich ist das Feuerwerk ausgebrannt. Sie kehren Dir zuletzt alle den Rücken. Du bist jetzt völlig durch das Sieb gefallen und liegst auf dem Boden, und die Wellen der Gesellschaft schlagen über Dir zusammen, indem Dich zuletzt Alle ignoriren und neu auftretenden Phänomenen zueilen, mit denen sie es ebenso treiben.

Du aber schüttelst Dich wie ein Pudel nach dem Bade und fühlst Dich glücklich, daß Du Dir selber und Deinen Phantasien wieder zurückgegeben bist.

Herzlichkeit.

„Ei! guten Abend, Du liebes, liebes, gutes Onkelchen. Wie lange habe ich Dich nicht gesehen! Ach wie schön, wie prächtig ist es, daß wir wieder bei Dir sind!" — so rufend und mit Lebhaftigkeit zu ihm eilend, hüpft das kleine Nichtchen ihrem Onkel liebkosend entgegen, den sie doch noch vorgestern sah, und drückt ihm die Hand und legt sie an ihre Wangen.

Das ist auch, wenn man will, ein wenig Uebertreibung. Die Kleine ist etwas Schmeichlerin. Aber ach wie wohlthuend, wie reizend ist doch dies hübsche Emportement. Welche anmuthige Gottesgabe ist die schmeichlerische Herzlichkeit! Wie lahm und flau sind dagegen Die, denen solche Ausdrücke und solche Lebhaftigkeit der Empfindung nicht zu Gebote stehen.

Artigkeit, Feigheit.

Den Aufmerksamkeiten, welche wir Anderen widmen, liegt oft viel Furchtsamkeit und Feigheit zu Grunde. — Die Menschen, die wir fürchten, suchen wir mit Artigkeit bei guter Laune zu halten. Viele speisen wir mit lieblichen Phrasen ab, damit sie nur ja nichts übel nehmen. Andere suchen wir mit Höflichkeit zu bestechen, damit sie uns in vorkommenden Fällen wieder dienen. Mancher spielt gegen alle Welt, — selbst gegen die Niedrigsten, — den dienstfertigen Hofmann, weil er bei Jedem denkt, er könne ihn einmal nöthig haben. Der selbstvertrauende, furchtlose Mann, der die Wahrheit nicht scheut, ist bei Weitem nicht so verschwenderisch mit dem Honigseim der Artigkeits-Phrasen, und ist selten mit jener Allerweltsfreundlichkeit behaftet, mit der sich Viele, in der Furcht vor einander, begegnen.

Die rastlose Liebe.

Die Liebe muß sich stets neu bethätigen, unermüdlich, unerschöpflich sein, mit jeder jungen Sonne sich wieder gleichsam wie neugeboren darstellen.

„Du besitzest die Welt nur," sagt Goethe, „wenn Du" „sie täglich von Neuem eroberst." Und wie die Welt, so müssen wir auch insbesondere alle uns werthen Menschen durch wiederholte Liebesbeweise täglich wieder erobern und uns sichern.

Wir können zu unserer Geliebten nicht etwa so sprechen: „Daß ich Dich anbete, habe ich Dir nun schon oft gesagt. „Jetzt weißt Du es ja. Nun laß Dir dabei genügen. Wir

„Beiden mögen für die Folgezeit einfacher mit einander „umgehen. Ich will Dich in Zukunft blos Marie nennen. „Das „liebe" dabei soll sich von selbst verstehen".

Nichts da! nein! nein! „Meine liebe, theure, „innig geliebte Marie!" sollen wir immer wieder sprechen, und sie verlangt es alle Tage wieder zu hören. Und wir müssen abermals und abermals ein freundliches, liebevolles Gesicht machen, Liebesversicherungen, Liebesbeweise, Liebesgaben in Fülle von uns geben.

Ist es doch sogar mit derjenigen Liebe so, die wir dem großen Publikum, unseren sogenannten „guten Freunden" und entfernten Bekannten, denen wir blos auf der Straße oder in Gesellschaft begegnen, und die wir nur dann und wann einmal flüchtig sehen, erweisen. Auch da ist es Regel, nicht nachzulassen in verbindlichen Begrüßungen, in Artigkeitsbezeugungen, in freundlichen Erkundigungen nach dem Wohlbefinden. Wir können auch zu ihnen nicht sprechen: „Nun „wohl! wir sind gute Bekannte. Wir wissen das einmal „für allemal. Es kann nun dabei sein Bewenden haben, „und mir mögen in Zukunft den Hut bequem auf dem Kopfe „sitzen lassen, wenn wir uns treffen". Vielmehr müssen wir bei jeder Begegnung uns wieder ganz erfreut zeigen und stets den Umgang durch frisch eingeflößtes Oel wieder erfreulich und glatt machen.

Denn die Liebe ist eifersüchtig und mißtrauisch und unersättlich. Sie ist ein Feuer, das stündlich frischen Stoff zum Brennen will, eine Fontaine, die beständig hüpfen und springen muß.

Die Liebe treibt uns besser als das Pflichtgefühl.

Wer uns zu einer guten Handlung oder Wohlthat bewegen will, sollte uns nicht, wie dies wohl Manche in unpolitischem Eifer thun, zu verstehen geben, daß das unsere Pflicht und Schuldigkeit sei.

Wir sind Alle ein wenig wie die Könige und thun Vieles leichter aus freiem Willen und eigenem Entschlusse, aus Gnade und Großmuth, als aus Pflichtzwang. Die Moralisten mit ihren Pflichtpredigten werden uns leicht zuwider. Die Pflichten sind uns ein wenig prosaisch! Wenn wir blos unsere Pflicht und Schuldigkeit dabei thun, so erscheint uns eine That nicht sehr anlockend und glorreich.

Wenn Etwas auch noch so sehr meine Pflicht ist, so ist es doch von Dem, der mich es zu thun bewegen will, viel klüger, dies völlig zu ignoriren und lieber, wenn er es kann, mich glauben zu machen, daß ich es ganz aus freien Stücken thäte. Wer mit Ungestüm meine Pflicht und Schuldigkeit verlangt, dem gestehe ich denn auch weiter nichts als diese zu. Im andern Falle thue ich wohl noch etwas darüber her.

Nicht nur bei den an Könige und andere Große von unten herauf gerichteten Bitten sollten wir dies beachten. Es ist auch beim Regieren und beim Befehlen von oben herab wichtig. Wer bei seinen Untergebenen die Zügel nicht zu straff anzieht, wer ihrem Eifer und ihrer Selbstaufopferung noch einigen Spielraum läßt, wer ihnen für Pflichterfüllungen so dankbar ist, als wären es Geschenke, wird sie dadurch zu noch größeren Anstrengungen bewegen und sie alle viel leichter lenken.

Geflickte Freundschaften.

„Freundschaft, die einmal gebrochen, dann wieder zu„sammengefügt wird, geht nicht mehr in Liebe fort," sagt ein indischer Weiser, dem ich aber in diesem Punkte ein wenig widersprechen möchte. Denn wir machen doch recht oft die Erfahrung, daß gerade entzweite und darauf versöhnte Freunde hinterdrein inniger als zuvor aneinander hangen, ebenso wie in der Hauswirthschaft oft ein geflickter oder gelötheter Krug viel länger zusammenhält als einer, der unversehrt blieb. Ja, giebt es nicht Mauerwerk, bei dem der Kalk sogar fester ist, als die durch ihn zusammengefügten Steine selbst! Fast könnte man es als eine Regel annehmen, daß alles gut Geflickte im Leben doch immer noch mindestens recht leidliche Dienste leistet.

Es wäre schlimm, wenn diese Regel nicht auch sonst gelten sollte, da bei uns überhaupt so Vieles nur Flickwerk ist und sein muß, und da ja im Getümmel des Lebens Stöße so reichlich rechts und links ausgetheilt werden. Vielleicht giebt es unter uns kaum andere, als ein oder einige Male gebrochene und doch wieder gut zusammengefügte Freundschaftsverhältnisse, und es wäre jammervoll, wenn sie darnach gar nicht mehr „in Liebe fortgehen" könnten. Gerade bei einem Bruche bewähren sich ja die Freunde, und die Löthung (die Versöhnung) wird dann ein recht solider Cement für die alte Verbindung.

In den Angelegenheiten Amor's leidet jener Satz notorisch fast gar keine Anwendung. Denn bei ihnen wird ein stets wieder ausbrechender Krieg durch stets wiederholte Friedensschlüsse „in aller Liebe" fortgeführt und Alles recht oft wieder zu Glück und Freude zusammengefügt und verschmolzen.

Freundschaft mit Entzweiung beginnend.

Man könnte wohl sagen, daß die eigentliche Probe der Freundschaft die Feindschaft sei. Alle rechte Freundschaft beginnt erst mit dem Eintreten eines Mißverständnisses und seiner Lösung, mit einer Verwickelung und der ihr folgenden Schlichtung.

So lange wir noch immer blos „gut Freund" mit Jemandem waren, sind wir noch wirklich keine guten Freunde geworden.

Wir haben fast Alle gewisse Verehrer und Anbeter, die sich darauf steifen, uns nur von unserer Lichtseite anzusehen und als etwas Außerordentliches zu betrachten, die noch nicht hinter unsere Schwächen gekommen sind. Gegen diese Freunde haben wir, da wir uns unserer Mängel selbst nur allzu bewußt sind, eine gewisse Scheu. Der Umstand, daß wir sie in Bezug auf uns in Täuschung begriffen sehen, stört und hindert unsere Hingebung. —

Man wird daher zuweilen recht froh um's Herz, wenn ein Mensch, dem man wohl will, es endlich einmal lernt, wenigstens über uns zu lachen oder etwas scherzhaft zu spötteln. Damit kommt er unserem Herzen einen Riesenschritt näher. Erst nachdem er unsere Schwächen erkannt und verziehen hat, erst nachdem wir Verstimmungen mit ihm überwunden haben, erst dann fühlen wir uns mit ihm sicherer, zutraulicher und gemüthlicher, und nun kann er denn recht unser Freund werden.

Freundschaft kann nur auf Tugend basirt sein.

Zur Freundschaft gehört durchaus eine gewisse Großartigkeit und Adel der Gesinnung. Kleinliche Menschen können

nicht Freunde sein. Denn sie hadern zu häufig mit einander. Sie verzeihen sich nicht schnell genug.

Zwischen Tugendlosen kann schon deswegen keine Freundschaft bestehen, weil nur die Guten sich hochzuschätzen vermögen. Der Schlechte verachtet ja selbst den Bösen, mit dem er sich verbündet. Oft genug gewahrt man es, daß leichtsinnige Menschen sich gegenseitig ihren Leichtsinn und ihren Mangel an Tugend vorwerfen. Wer daher in seinem Leben treue Freunde besaß und ein warmes Gefühl für Freundschaft offenbarte, der hat sich schon dadurch als ein edler Charakter erwiesen.

Bei der Liebe trifft das nicht zu. Sie entbrennt oft selbst gegen eine bessere Ueberzeugung. Sie ist ja blind. Sie übersieht wohl ganz die Unwürdigkeit des Gegenstandes, für den sie glüht und den sie nichtsdestoweniger, von Leidenschaft verführt, zu lieben fortfährt.

Cultivirung unserer Freundschaften.

Daß wir unsere Wissenschaft und Kunst beständig üben müssen, ist allgemein zugegeben. Selbst der geschickteste Violinspieler spielt täglich ein paar Mal die Tonleiter durch. Auch die Gelehrten müssen immer wieder das Abc ihrer Wissenschaft sich von Neuem einprägen und dabei sich stets au niveau erhalten durch Kenntnißnahme von Dem, was auf ihrem Gebiete neu entdeckt wurde.

Nicht anders auch ist es mit unseren Freundschaften. Auch sie müssen täglich cultivirt und angefrischt werden. Wir müssen uns immer wieder erinnern, was wir unseren Freunden verdanken, wir sollen sie jeden Morgen von Neuem anschauen, uns ihrer guten Eigenschaften erfreuen und neue

an ihnen aufspüren. Denn auch die freundschaftlichsten Verbindungen sind wie die Pflanzen, die blühen und absterben, wenn wir nicht fleißige Gärtner sind. Alles, auch unsere Gefühle, selbst die lebhaftesten, altern wie die Bäume und verwildern allgemach wie vernachlässigte Gartenbeete.

Verstimmungen.

Der Himmel über uns, von dem wir doch alles Heil erwarten, sieht zuweilen nichts weniger als himmlisch aus. Mitunter wie die personificirte Langeweile, z. B. wenn tagelang graue Nebelschleier ihn einhüllen. Ja zu Zeiten, wenn er seine Brauen runzelt, donnert und blitzt, und das Feuer aus seinem finstern Munde wie aus vulkanischen Schlünden hervorbricht, scheint dann nicht, so zu sagen, die Hölle selbst am Himmel los zu sein? Und dennoch bleiben wir dabei, er sei der Himmel, der Wohnsitz der Engel und Seligen.

Da mögen wir denn wohl auch bei unseren Freunden Verstimmungen und Ausbrüche des Mißmuths ertragen und entschuldigen, wenn wir nur wissen, daß die Sonne ihrer Liebe blos vorübergehend sich verbarg, in der That aber doch stets oben über dem Getümmel und Gewölke waltet.

Der Zerfall unserer Freundschaften.

Unter wie schönen Aspecten und mit welcher Fülle von Erwartung schließen wir unter einander unsere Freundschaftsbündnisse! Und wie melancholisch ist häufig die Geschichte ihres allmählichen Zerfalls! Statt durch die Dauer immer

inniger untereinander zu verschmelzen und zu verwachsen, gehen die Wege der Freunde divergirend oft weiter und weiter auseinander.

Je näher wir uns treten, desto größer zeigen sich die Verschiedenheiten unseres Wesens, die wir anfänglich übersahen, und das Verständniß wird immer schwerer, da es doch mit der Vertraulichkeit zunehmen sollte. Nun erst stellen sich Disharmonien und Abweichungen in den Ansichten heraus, von deren Existenz man zuvor keine Ahnung hatte, so wie wir oft nach beendigtem Studiren und Forschen erst recht die Unlösbarkeit einer Aufgabe erkennen.

Gegen die Vorzüge unserer Freunde werden wir, wie gegen alltäglich genossene Wohlthaten, gleichgültiger, gegen ihre Launen und Fehler, die uns stündlich verwunden, empfindlicher und ungeduldiger.

Kommt nun gar das Alter hinzu, das die Freunde kraft- und einflußlos macht, — werden sie schwerer zu tragen, haben sie weniger zu bieten, so behandeln wir sie oft wie den König Lear seine Töchter.

Der Epheu, der die Eiche anfänglich so kräftig und innig umschlang, löst sich ab und beide, der morsche Baum und die matte Ranke fallen auseinander. So trennen sich die intimsten Verhältnisse, die stärksten Liebesbande von Freund zu Freund, von Bruder zu Bruder, von Mann zu Frau, von Vater zu Kind.

Nur selten hat das Leben den Einfluß auf den Kitt dieser Liebesbande, den man ihm immer wünschen möchte, daß es ihn nicht zerbröckelt und mürbt, sondern wie den Kalk unserer alten Gemäuer in festen Stein verwandelt.

Hadernde Nachbarn.

Eigentlich liegen hier auf Erden nur gute Freunde untereinander in Streit. Denn Freundschaft und Feindschaft fließen aus derselben Quelle, nämlich aus näherer Bekanntschaft. Je intimer die Bekanntschaft wird, desto stärker wird sowohl die Liebe als auch die Abneigung, weil man desto klarer die Ursache zu beiden erkennt. Daher pflegen denn auch die erbittertsten Feindschaften aus den intimsten Bekanntschaften hervorzugehen. Nur die Nachbarn und Verwandten processiren und hadern mit einander. Die, welche sich nicht kennen, gehen friedlich und freundlich an einander vorbei.

Auch unter den Völkern sind immer die benachbarten am meisten mit einander verbissen, z. B. die Russen mit den Deutschen, die Deutschen mit den Franzosen. Die, welche entfernt von einander wohnen, widmen sich gegenseitig Bewunderung und Sympathie, z. B. die Spanier den Deutschen, die Polen den Franzosen, die Engländer den Skandinaviern.

Die kleinen Geheimnisse.

Ganz und ohne Rückhalt giebt man sich wohl Keinem hin. Selbst vor dem Gatten, sogar vor der Mutter hat man kleine Geheimnisse, und mit jedem Freunde und jedem Verwandten, mit dem Vater, mit dem Onkel, mit dem Bruder, mit der Schwester, mit dem Sohne, mit der Tochter beobachten wir eine aparte Art von Vertraulichkeit oder Reserve. Ja je mehr Dinge wir dem Einen offenbaren, dem Andern aber verhehlen, desto sorgfältiger und feiner cultivirt erweisen sich dadurch unsere Freundschaftsverhältnisse.

In den Kreisen recht geistreicher, warmfühlender und sich gegenseitig innig liebender Menschen giebt es daher besonders viele kleine gemüthliche Geheimnißkrämerei und rücksichtsvolle Verhehlung. Wo diese gänzlich fehlen, wo Alles zum Gemeingut gemacht wird, da sind die Gefühle nur flach und die Beziehungen wohl weder sehr intim, noch sehr fein ausgebildet.

Coquetterie im Alter.

Wir sollten bei der Erreichung jeder höheren Altersstufe auch unser Benehmen und Betragen ein wenig ändern und uns ein solches Wesen aneignen, wie es zu der Rolle, die uns nun eben zugefallen ist, paßt.

Im Widerspruch mit dieser vernünftigen Vorschrift bemerkt man, daß die Frauen nicht selten noch eben solche niedliche Zierereien, huldvolle und einladende Manierchen und coquette Freundlichkeiten, wie sie ihnen in der Jugend so gut standen, in's vorgeschrittene Alter mit hinübergenommen haben.

Die einst hübsche Müllerin, die mir hier in unserem kleinen Badeorte zuweilen begegnet, ist schon nicht wenig über die Blüthe der Jahre hinaus. Dennoch blickt sie im Gespräche znweilen uns Herren noch gerade so von der Seite, etwas schief, mit vielsagendem Auge und schelmisch lächelnd an, wie sie es ehemals oft that, als sie ihren Müller bezauberte. — Etwas Böses können wir ihr durchaus nicht Schuld geben. Denn sie ist in der That eine ernste, sittsame Frau und gebahrt sich für gewöhnlich so, wie eine gute Hausfrau und Mutter es soll. Aber mitunter ist es doch, als erwachte das hübsche Mädchen noch einmal in ihr, und da kann sie

denn wohl wieder so zärtlich schmachtend und liebedürftig dreinschauen, daß es mir, indem ich dabei bemerke, wie ihre Jugendblüthe und der Zauber ihrer Reize verflog und wie sie sich jetzt vergebens abmüht, recht rührend erscheint.

Bei dieser meiner Müllerin, die doch noch diesseits der Grenze des hohen Alters steht, geht dies Alles noch so hin. Sie ist eine Rose, die noch nicht allen Duft verloren hat, und wenn man sie mit Ueberlegung ansieht, kann man sich wohl dabei vorstellen, daß sie einst äußerst nett gewesen sein müsse. Bei der sehr gealterten Frau Geheimräthin, die wir hier auch unter uns haben, und die auch noch so gern die Jugendliche spielt, ist das hingegen viel schwieriger. Denn sie scherzt und lächelt bereits mit einem sehr zahnlosen Munde, und ihre sorgfältig gewundenen Locken sind schon entschieden grau und spärlich. Dennoch hat sie nichts gelernt und nichts vergessen, coquettirt und liebäugelt noch wie vor 40 Jahren Wenn sie uns durch verliebte Anspielungen zum Scherze herausfordert, oder wenn sie uns bei solchen Späßen, die ihrem Zartgefühl etwas zu derb scheinen, neckisch auf die Finger schlägt und spricht: „Ei! Sie Böser!", oder wenn sie ganz von selbst und ohne von uns angeregt zu sein zu sprechen anfängt: „Wir Frauen" und „Ihr Männer", und nun eine Discussion über das so beliebte Thema der Verschiedenheit der beiden Geschlechter veranlaßt, und dies, wie gesagt, in einem Alter thut, wo Männer und Frauen untereinander beinahe schon ganz gleich aussehen, so denken wir eben weiter nichts dabei, als daß unsere gute Geheimräthin besser thäte, das Alles bei Seite zu lassen.

Unterredung ohne Worte.

Blick hinüber, Blick herüber! — Es ist zum Verwundern, wie Vieles wir uns zuweilen untereinander durch bloße Blicke

und Mienen deutlich genug zuzuflüstern vermögen, auch ohne ein Wort zu sprechen.

Ganze kleine Romane werden ohne Worte abgespielt. „Ich finde Sie allerliebst! — Ich bewundere Ihre schönen „Augen! — Sie sind ein reizendes Geschöpf! — Ich stehe „Ihnen ganz zu Diensten! — Verlangen Sie von mir, was „Sie wollen! — Könnte ich Sie doch bald wieder tref-„fen!" — Dies und noch viel mehr Schönes ließ heute Mittag bei der Mahlzeit mein junger Freund und Tischnachbar eine liebenswürdige Dame wissen, die uns gegenübersaß. Und doch betraf unser lautes Gespräch, das Jeder anhören mochte, nichts weiter, als das schlechte Wetter, das eben eingetreten war — den guten Wein, den wir tranken — die hübsche Aussicht, die sich vor dem Fenster darbot. — Neben unserer jugendlichen Schönen hatte ihre nicht sehr reizende alte Freundin Platz genommen. Zu der sich wendend sagte mein Jüngling Folgendes: „Mein Fräulein, Sie lassen mich kühl! „Ich finde wenig an Ihnen zu bewundern! Ich mache mir „nicht viel daraus, ob Sie bleiben oder gehen! Aber Sie „sind ein Frauenzimmer und ich bin zu wohl erzogen, um nicht „wie sich's ziemt, höflich und zuvorkommend gegen Sie zu „sein." Er sagte dies zwar auch nur zwischen den Zeilen und ohne auffallende Veränderung seiner gegen Jedermann freundlichen Miene, dennoch aber sprach er es ganz deutlich aus. Beide Damen verstanden ihn auch klar genug und erwiderten Alles in sehr passender und mit der versteckten Rede harmonirender Weise, obwohl unsere Worte, wie gesagt, bis an's Ende sich um lauter ganz gleichgültige Dinge drehten, die von Liebeserklärungen und dergleichen weit genug ablagen.

Die Menschen und Dinge werden nur in ihrem Zusammenhange richtig gewürdigt.

Der Fürst von Ligne, indem er von dem Benehmen der Frauen in verschiedenen Ländern spricht, sagt: „Ich kenne „deutsche Augen und Blicke, die, obgleich sie Vieles zu ver„sprechen scheinen, doch nichts weiter sagen wollen. Diesel„ben Augen und Blicke würden in Frankreich sehr Vieles ver„heißen — und auch gewähren". Der Fürst von Ligne will hiemit, wie ich glaube, andeuten, daß im gutmüthigen, schwärmerischen und idealen Deutschland ein hübsches Frauenzimmer einen jungen Mann unter Umständen mit sehr beifälligen, sehr freundschaftlichen, ganz theilnehmenden, ja schwärmerischen Blicken anschauen kann, ohne daß es damit viel auf sich habe, daß hingegen bei der etwas leichteren, minder einfältigen und nicht sehr schwärmerischen Französin solche Feuerflammen in den Blicken sogleich Alles zugestehen.

Eine lustige, launige, naive Wienerin von natürlicher Offenherzigkeit sprach einmal zu einem Herrn, wie die Wienerinen wohl zu sprechen pflegen: „Nun setzen Sie sich „nieder auf das Sopha! — zu mir her! — und lassen Sie „uns ein wenig coquettiren und charmiren!" Beide coquettirten, charmirten und scherzten mit einander nach Wiener Weise und — das war Alles. Wenn eine Engländerin eine ähnliche Aufforderung an einen Herrn ergehen ließe, würde ihr Gatte oder Vater böse Augen machen, und wohl das Schlimmste als ausgemacht annehmen.

Bei jedem Volke, je nach seiner Sitte, und so auch bei jedem Individuum je nach seinem Charakter ist ein Blick, eine Miene, eine Aeußerung ganz unschuldig, erlaubt, schicklich, oder aber sehr verfänglich, tadelnswerth und anstößig. Auch alle Bemerkungen und Beobachtungen der Physiognomiker

haben nur einen ganz relativen Werth, und jeder einzelne Zug oder Ausdruck kann nur in dem ganzen Zusammenhange, in dem er steht, richtig gewürdigt werden.

Takt und Seelen-Adel.

Daß die Engländer so viel auf gentlemanartiges Betragen halten und auch wir Deutschen eben so viel auf „Takt" im Umgange geben, hat seinen ganz guten Grund und beruht auf einer sehr richtigen Beobachtung.

Niedrige und gemeine Seelen sind sehr gewöhnlich auch taktlos. Das böse Gewissen und die innere Unruhe, die es erzeugt, geben ihrem Benehmen etwas Unsicheres, Schwankendes und Wechselndes. Die Tugend und der innere Adel zeigen dagegen stets eine angeborene Würde und einen ganz richtigen „Takt", erzeugen auch im Benehmen, Bewegen und in allen Aeußerlichkeiten den Gentleman.

Cultur, Erziehung, Bildung, Wissen.

Cultur und Natur.

Die Natur ist öde und wüste überall, wohin der Mensch nicht kommt mit seiner Cultur.

Wenn man die Erde sich ohne Menschheit durch die Weltenräume rollend denkt, kommt sie einem vor wie ein todter Koloß ohne Auge und Seele. Die Schöpfung ist nur erhaben und gefällig, wenn vernünftige Wesen sie genießen.

Das deuten schon die Maler an, indem sie auf ihren Darstellungen von Naturscenen jedesmal eine kleine Menschenfigur, einen verirrten Wanderer, einen Jäger oder doch einen armen Bettler in der Landschaft anbringen, um daran zu erinnern, daß dies Alles nur in Beziehung auf uns Menschen schön und ansprechend sei. Der Mensch hat die ganze Erde erst bewohnbar, gemüthlich und heimlich gemacht und hat sie fast überall gebessert und verschönert. Er hat alle unschmackhaften Früchte, sowie auch die wilden Thiere, die er in seine Pflege und Zucht nahm, veredelt. Wie viel lieblicher sind die köstlichen Trauben und das andere verfeinerte Obst unserer Gärten, als die rauhen Beeren des Waldes! Alle die trefflichen Eigenschaften der verschiedenen Racen unserer Rinder und Pferde haben sich erst in unseren Stallungen und Hürden entwickelt.

Sogar die Schönheit und Grazie unserer Frauen und die tausend gefälligen Eigenschaften ihres Aeußern und Innern sind nur Producte der Cultur. Eine Iphigenie, eine Aspasia, eine reizende de la Vallière oder Recamier wurden unter Wilden nie geboren. Sie konnten nur in der Mitte einer Civilisation, wie sie sich in Athen oder Paris fand, aufblühen.

Auch die hochbegabten und geistvollen Männer, die Dichter die Denker werden nicht in der wilden Natur, sondern im Schooße der Cultur erzeugt. Sie erscheinen dann, wenn ihr Volk der Höhe seiner Geistesentwicklung nahe ist, und sie, die Perikles, die Sophokles, die Raphael, die Goethe, die Schiller werden von der Cultur ihres Volkes hervorgerufen und getragen.

Selbst die Tugend ist ein Erzeugniß der menschlichen Cultur. Denn unter den rohen Völkern findet sich weder Tugend noch Gewissen.

Aber freilich liegen in allen Producten der Natur die Keime zu denjenigen Anlagen, die der Mensch nur entwickelt hat. Und die ganze Menschencultur selbst ist am Ende gewissermaßen doch auch wieder ein Naturproduct, eine Fortsetzung und Vollendung der von der Natur begonnenen Arbeit.

Das Beispiel der Großen.

Die bedeutenden Männer haben häufiger in ihren Schwächen und Sonderbarkeiten, als in ihren Tugenden und großartigen Eigenschaften Nachfolger gefunden. Nicht nur deswegen, weil diese überhaupt schwerer nachzuahmen sind, als jene, sondern auch aus einem andern Grunde, nämlich, weil wir bei der Nachahmung ihrer Fehler in ihrem glän-

zenden Vorgange eine Entschuldigung finden, wo hingegen wir, wenn wir uns ihre erhabenen Tugenden nicht aneignen, leicht einwenden können, zur Erreichung so glorreicher Beispiele gehöre mehr Befähigung, als man sie von einem gewöhnlichen Menschen verlangen könne.

Wenn sich Jemand, wie es Alexander der Große that, dem Trunke hingiebt, so kann er ja sagen: „Der Held „Alexander liebte auch den Wein, und wenn das bei einem „so großen Manne der Fall war, so wird man es mir „wohl ganz leicht verzeihen müssen". Hält man einem solchen aber das Beispiel der Tapferkeit, des Unternehmungsgeistes und der Großmuth des Macedoniers vor, so wird es heißen: „Das konnte wohl ein so eminenter Mensch leisten. Von „mir darf man dasselbe nicht verlangen. Es ist ja begreiflich, „daß ich ihn darin nicht erreiche, und es bringt mir keinen „Schimpf, daß ich nicht so ausgezeichnet bin, wie der Be„sieger Persiens".

Den Fehlern der Großen folgen wir begierig, wie Schafe dem Leithammel. Ihre Tugenden aber lassen wir uns blos wie die Gestirne aus der Ferne leuchten.

Diesem nach ist es noch viel wichtiger, daß alle Großen — ich meine die Helden, die Genies, die Könige, die vornehmen und reichen Klassen, unsere Eltern, unsere Lehrer — sich hüten, uns durch schlimme Thaten und Schwächen ein böses Beispiel zu geben, als daß sie durch gute ein nachahmenswerthes aufstellen.

Die Nachahmer der Thoren.

Man hat die Nachbeter der großen und edeln Männer verspottet und ihnen zugerufen, daß es eben unmöglich sei,

die Größe, das Genie und die Tugend, wenn man sie nicht schon selbst besitze, nachzuahmen.

Sind uns demnach schon die Nachahmer der Weisen nicht recht, was werden wir dann erst von Denen sagen, welche die Narren copiren? Denn sonderbar genug finden auch diese ihre leidenschaftlichen Liebhaber, Schüler, An- und Nachbeter in Menge, die aber dann eine noch viel erbärmlichere Figur machen, als der Thor selbst. Dieser kann doch noch das Verdienst der Originalität für sich geltend machen. Seinem Nachbeter dagegen entgeht erstlich der Ruhm der Erfindung, zweitens hat derselbe kein edles Vorbild, wie der Nachahmer der Weisen. Und am Ende erreicht er dabei doch auch sein Ziel ebenso wenig wie dieser. Denn auch die Thorheiten und Extravaganzen origineller Narren sind fast ebenso schwer zu copiren, wie die edlen und großen Qualitäten der Helden.

Natürlichkeit.

Nichts, sollte man denken, müßte Jedem natürlicher sein und auch leichter fallen, als Natürlichkeit.

Und doch, wie selten findet man die Menschen, die sich ganz einfach so geben, wie sie sind. Fast Alle meinen, sie müßten noch etwas mehr thun, ohne zu bedenken, daß sie dies eigentlich nicht vermögen und daß doch am Ende Niemand über seine Natur hinaus kann.

Wir suchen uns Allerlei anzueignen und aufzupfropfen, was auf unserem Boden doch nicht gedeihen will, quälen uns mit Nachahmung Anderer, — vernachlässigen, ja verkennen oder verleugnen oft unsere eigenen guten, natürlichen, uns angeborenen Gaben und Anlagen, die bei einiger Nachhülfe und Cultur allgemeinen Beifall finden würden.

Widerwärtige Gemische.

Goethe's Styl war an und für sich selbst vortrefflich. Auch Schiller's Styl ist an und für sich recht gut, und doch würde aus einer Vermischung beider ein eben so widerliches Gemengsel entstehen, wie aus der Zusammenschüttung von edlem Rheinwein und gutem Bairischen Bier, obgleich jedes für sich ein ganz schmackhaftes Getränk ist. — Il y a une foule d'expressions, qui sont défauts chez les uns et beautés chez les autres.

Jedem steht seine eigene Originalität gut an, wenn sie urwüchsig ist. Aber was er von Anderen dazu borgt, erscheint als Dissonanz. So wird auch Das, was bei den Engländern oder Franzosen wohl gefällt, bei einem nachäffenden Deutschen ganz widerwärtig.

Ein Ideal von Lehrer.

Der treffliche Franzose Joubert singt Plato's Lob mit folgenden Worten: „Plato," sagt er, „führt uns wenige Gegenstände vor, aber er schärft unsere Augen, flößt ihnen Licht ein, und erfüllt sie mit einer Klarheit, von welcher alsdann alle Gegenstände der Betrachtung erleuchtet werden. Er lehrt uns nichts, aber er bringt unsere Denkkraft in Ordnung, er giebt unserem Verstande die rechte Form und macht uns dadurch geeignet, Alles zu lernen und zu wissen. Wenn wir ihn lesen, vermehrt sich in uns, man kann kaum sagen wie, die Empfänglichkeit und die Fähigkeit zur Aufnahme aller schönen Wahrheiten und Erkenntnisse, welche sich möglicher Weise darbieten könnten. Wie die Luft der Berge,

stählt die Beschäftigung mit seinen Schriften und Aussprüchen unsere Organe, und giebt uns Geschmack für gute und gesunde Kost."

Wie Herrn Joubert's Plato, so könnten es auch alle unsere Lehrer wohl machen. — Sie müßten es so machen. Denn darauf kommt es ja eben hauptsächlich an, daß die „Organe" in den Schülern ausgebildet und gestärkt werden, daß ihr Kopf für's Denken und Leben façonnirt werde. Weit weniger darauf, daß man ihnen viel Wissen beibringe.

Vor allen Dingen muß man das Bibliotheksgebäude zweckmäßig bauen, und die Säle, Schränke und Fächer einrichten. Hinterdrein ist es nicht so schwer, die Bücher in guter Ordnung hineinzustellen.

Wie die Menschheit auch durch Untugenden und Schwächen gefördert wird.

Wenn man den Lauf der Dinge in der Welt betrachtet, möchte man oft anstehen, darüber zu entscheiden, ob die „Tugenden" der Menschen, oder ob ihre sogenannten Untugenden, Leidenschaften und Schwächen mehr Schönes und Großes in der Welt hervorgebracht haben.

Bitterkeit und Verbissenheit sind an und für sich keine schönen Seeleneigenschaften. Und doch wenn der Römer Juvenal nicht so viel Galle gehabt hätte, würden wir solche classische Sittengemälde und Kritiken der Menschen nicht besitzen, wie wir sie in seinen satyrischen Schriften finden.

Leidenschaft für das weibliche Geschlecht und Liebe zum Weine sind an und für sich nicht eben als Tugenden zu preisen. Und doch bestand in beiden gerade die Stärke manches Dichters. Hätte Anakreon dem Bacchus und der Venus

nicht so viel und so gern geopfert, so hätten wir schwerlich jene lieblichen Anakreontischen Poesien erhalten.

Ohne die unbändige Herrsch= und Ruhmsucht Alexander's des Großen, die ihn bis nach Indien trieb, hätte griechische und europäische Cultur nicht in Asien so festen Fuß gefaßt.

Wenn man der Königin Elisabeth von England ihre grandiose Eitelkeit bei Zeiten hätte ausblasen können, so wäre sie nicht die große Lieblingskönigin der Engländer geworden. Sie hätte weder die Dichter, noch die seefahrenden Entdecker, noch die Feldherren zu großen Thaten inspirirt.

Von dem ganzen Fortschritt der Menschheit kann man sagen, daß er ebenso auf den Fittigen des Unglücks, der Thorheit und der Sünde, wie auf den Schultern des Glücks und der Tugend einherfährt und weiter kommt.

Wie schlechtes Beispiel uns bessert.

Wäre es durchaus nöthig, daß wir, um in unseren Umgangssitten „polirt" zu werden, alle an den Hof kämen, so würden nur Wenige zu einer feinen Politur ihres Wesens gelangen können. Man kann uns ja nicht Alle mit Diamantenstaub bearbeiten. Es ist aber ein Glück, daß wir uns auch unter Kieselsteinen abzuschleifen vermögen. — Du mußt es nur ein wenig verstehen, Dir per contrarium gute Sitte anzueignen.

Die Nachahmungssucht ist zwar stark in uns. Aber wir haben doch eben so gut auch eine uns angeborene Tendenz zur Vermeidung des Mißfälligen, das wir bei Anderen sehen. — Und diese Neigung sollten wir zu unserem Vortheil beflissen sein, unter Umständen, noch mehr zu stärken, zu pflegen und auszubilden.

Es stände traurig um uns, wenn wir blos unter tadellosen und ausgezeichneten Menschen tüchtig und tugendhaft werden könnten, da uns in diesem Leben so selten Gelegenheit zum Umgange mit Engeln geboten wird.

Wer alles Widrige bei Anderen scharf in's Auge faßt, es recht nachhaltig auf sich wirken läßt, und dann eifrig strebt, sich das Umgekehrte davon zu eigen zu machen, der mag sich ganz wohl auch unter Bären zu einem Lamme erziehen und ausbilden.

Warum dieses eine der wichtigsten Künste im Leben sei, liegt dem Gesagten nach auf der Hand.

Der Kopf kann dem Herzen beistehen.

Mit der Ausbildung unserer Intelligenz erziehen wir zugleich auch unsere Empfindungen.

Der Kopf ist der Küchenmeister für unsere Gefühle.

Den berühmten Ausspruch eines geistreichen Franzosen: „daß das Herz die großen Gedanken erzeuge", könnte man somit auch umkehren und sagen, daß Verstand und Ueberlegung erst die feinen Gefühle heranbilden.

Beide, Kopf und Herz müssen bei uns wie zwei gute Freunde gleichmäßig in einer Front, Schulter an Schulter fortmarschiren.

Bei wem die Gedanken dumm und unklar sind, bei dem wird auch das Herz mehr oder weniger stumpf bleiben. Ein zart empfindender Mensch muß durchaus zugleich auch ein klar Denkender und ein fein Gebildeter sein.

Obwohl man in der Regel warme und gutmüthige Gefühlsmenschen für nicht sehr scharf von Verstand zu halten pflegt, so giebt es doch auch keine gefühlvolle und zart empfindende Tröpfe.

Leidenschaften nicht ausrotten.

Die Leidenschaften soll man uns nicht nehmen. Man würde damit die eigentliche Kraft des Menschen, die eben in seinen tüchtigen Leidenschaften sitzt, zerstören. Man muß sie vielmehr nur mäßigen, zügeln, bewachen, cultiviren.

Sie sind nicht umsonst von der Natur so tief in unsern Busen gepflanzt.

Sie sollen nicht ausgerottet, sondern nur geläutert werden Veredelt können gerade sie uns am besten weiter fördern. Ein guter und dabei tüchtiger Mensch heißt im Grunde weiter nichts, als ein Mensch von sehr starken, aber sehr edlen und veredelten Leidenschaften.

Tugenden und Fehler.

Viele reden von den Tugenden und Fehlern der Menschen als von zwei im Wesen wie Feuer und Wasser verschiedenen Dingen. Auch pflegt man die Frommen und Sünder, wie die weißen und die schwarzen Lämmer zu unterscheiden.

Dieser Auffassung gemäß verfahren denn auch wohl die Erzieher der Jugend so, daß sie die „Fehler" aus ihren Zöglingen wie Unkraut auszurupfen und die „Tugenden" in ihr Gemüth wie Weinstöcke hineinzupflanzen sich bemühen.

Dagegen läßt sich nun einwenden, daß wir Menschen in jenem Sinne weder Fehler noch Tugenden besitzen, vielmehr nur Eigenschaften oder Anlagen, die so oder so ausgebildet, so oder so erhöht oder gedämpft entweder zu Fehlern oder Tugenden werden können. Es sind rohe Edelsteine, die

man entweder durch kunstgerechten Schliff auf's beste zu Glanz bringen, oder durch ungeschickte Behandlung verderben und zerstören kann. — Dieselbe Qualität wird so oder so auscostümirt unangenehm, etwas anders modificirt dagegen sehr willkommen. Ich mag dies an ein paar Beispielen zeigen:

Höflichkeit pflegt man eine Tugend zu nennen. Nun habe ich zwei Freunde A und B, die sich beide der „Höflichkeit" befleißigen. Aber auf wie verschiedene Weise! A ist ein sehr wohlwollender Mensch. Seine Höflichkeit ist mit großer Bescheidenheit und Anmuth gepaart. Seine Höflichkeit ist eine liebenswürdige Tugend, die den Umgang mit ihm leicht und wohlthuend macht, da sie das rechte Maß hält und zugleich mit freundschaftlicher Zuneigung verbunden ist.

B ist auch ein höflicher Mann. Aber er ist das nur aus Eitelkeit und fast aus purem Egoismus. Er ist pedantisch artig. Er macht mir ceremoniöse Besuche und erwartet, daß ich ihm eben solche wieder mache, was mich sehr genirt. Er schreibt mir unendlich verbindliche Billete, und diese viel zu häufig und bei jeder Kleinigkeit, wo es nicht eben nöthig wäre. Er überschüttet und erstickt mich mit Artigkeiten. Er läd mich sehr häufig zu seinen Gesellschaften ein, die mich nur stören. Es sind Einladungen, die ich jedesmal viel Mühe habe, möglichst rücksichtsvoll abzulehnen. Wenn er mir in seinem Hause eine Erfrischung darbieten läßt, so hält er es für höflich, mich dringend zum Zugreifen aufzufordern, und bin ich nicht schnell genug dabei, so setzt er mir eifriger zu und langweilt mich mit überschwänglichen Phrasen, die mir den Appetit verderben.

So hat denn die Höflichkeit von B den Erfolg, daß ich ihn, wenn er mich mit seinem Besuche in Schrecken setzt, über alle Berge wünsche, und die von A, daß wenn er erscheint, ich jedesmal meine, daß ein Sonnenstrahl durch die geöffnete Thür blickt.

Aehnlich ist es auch mit fast allen unseren anderen „guten" und „schlechten" Eigenschaften, die das nur sind in dieser oder jener Einkleidung, oder in der Verbindung mit dieser oder jener andern Qualität. — Auf solche günstige Verbindungen kommt es dabei vorzugsweise an. Ein weiches Gemüth ist an und für sich so wenig eine Tugend, wie z. B. Citronen an und für sich eine gute Speise sind. An und für sich sind diese letzteren fast ungenießbar; aber dem Weine und Wasser beigemischt und mit ein wenig Zucker verbunden, bilden sie ein sehr willkommenes Getränk. So kann man auch von der Weichmüthigkeit, an und für sich und isolirt, nicht behaupten, daß sie eine Tugend sei. In Verbindung mit Charakterlosigkeit wird sie oft zu einer äußerst schlaffen und fehlerhaften Eigenschaft. In Verbindung mit Festigkeit und Heldensinn — eine Verbindung, die nicht selten ist, — wird sie dagegen besonders edel. Den tapfern, muthigen Mann ziert ein weiches Gemüth, wie ein schöner Schmuck.

Ebenso kann man auch wieder die Eitelkeit an und für sich weder als verwerflich, noch als erwünscht betrachten. Vereinigt sie sich mit einem weltlichen Sinn und Selbstsucht, so ist sie allerdings höchst widerlich. Verbindet sie sich dagegen mit einem ernsten Streben, so wird die Eitelkeit die Grundlage und der Antrieb zu vielem Nützlichen und Guten.

Man kann demnach wie gesagt behaupten, der Mensch habe gar keine Fehler und Tugenden, vielmehr nur Anlagen, die durch Uebertreibung oder Ausartung, oder durch ihre Verbindung mit anderen an und für sich ebenfalls ganz neutralen Eigenschaften, erst etwas sehr Gutes oder etwas ganz Schlimmes werden.

Frauen- und andere Kreise.

„Das schöne Geschlecht bildet die Sitte," sagt der Fürst Ligne, „und die Männer, die einmal aus dem Kreise der „Frauen heraustreten, hören auf, liebenswürdig zu sein, und „werden es nie wieder."

Zugegeben! Aber — auch wer den Kreisen der Kinder und der Jugend, die so erfrischend auf unsere Sitten und Ansichten wirken, völlig entsagt, wird unliebenswürdig.

Ja! auch wer aus dem Kreise seiner Altersgenossen tritt, verliert viel.

Am Ende büßt man wohl beim Heraustreten aus jedem Kreise etwas ein.

Wir bedürfen eben des Einflusses aller Kreise, um vollkommen gesittet, wohl erzogen, ganz rund zu werden und allseitig zugänglich zu bleiben.

Der Hochstehende sollte sich auch die Kreise des geringen Volkes nahe und geläufig erhalten. — Auch mit den Armen und Leidenden müssen wir in steter Berührung zu bleiben trachten. Sie halten die Poren des Mitleidens in uns offen.

Der Niedrigstehende darf sich wiederum auch den Zutritt zu den Höheren nicht verbarrikadiren. Er hat sie nöthig, um sich mit ihnen immer wieder dann und wann etwas herauszupoliren.

Sogar den Kreisen der Thiere darf man sich nicht entziehen. Wenigstens einen Hund und einen Vogel sollte Jeder zur Seite haben, damit er der Natur nicht absterbe.

Man soll mit einem Worte so viel Luft- und Lichtlöcher als möglich in seiner Behausung anbringen, damit darin durchweg eine gute Ventilation herrsche und die Atmosphäre nirgends stickig und finster werde.

Dennoch mag mein edler Fürst Ligne mit seinen

„schönen Frauen“ recht haben, wenn er, was er von ihnen sagt, nur — vorzugsweise versteht.

Schaut die Thiere auf dem Felde an.

Ich trat in eine Versammlung von Menschen, die lärmend und zechend an einem Schenktische saßen. Sie waren schmutzig und mit garstigen, abstoßenden, verwilderten Angesichtern begabt. — Alle waren trunken und von Sinnen, lärmten und fluchten auf die widerlichste Weise.

Unter dem Tische lag aber zu meinem Troste ein großer schöner Jagdhund, und schaute gutmüthig drein. Er war reinlich geputzt, ganz friedlich und verständig, und leckte mir, da ich ihm ein wenig schmeichelte, freundlich die Hand, nahm auch von mir ganz bescheiden und vorsichtig einen kleinen Leckerbissen, den ich ihm reichte, hin.

Ich begreife nicht, wie die Menschen nicht zuweilen vor ihren unvernünftigen Mitgeschöpfen erröthen. — Schaut doch nicht nur die Lilien auf dem Felde, sondern auch die sauberen Thiere im Walde und Stalle, die friedfertigen Tauben auf dem Dache und Euren treuen Hund im Hause an, und lernt von ihnen hie und da etwas Anstand und Sitte.

Die erziehende Mitwelt.

Außer den Eltern und Lehrern arbeiten noch viele andere Leute mit an der Erziehung der Kinder.

Was die Eltern und Lehrer dabei thun, läßt sich zwar leicht aufzählen und nachweisen. — Es steht auf den Lections=

plänen verzeichnet. Auf diesen fehlen aber diejenigen Lehrstunden, welche die Kleinen außer der Schulstube und außer dem Elternhause empfangen, obgleich dieselben in ihrem Bildungsprocesse mindestens eben so wichtig und folgenreich sind.

Es geht durch die Kinderwelt selbst eine Strömung, die sie mit fortreißt. Es ist um sie her eine Atmosphäre, in der sie aufwachsen und sich gestalten.

Man erkennt dies recht überraschend an den so ganz verschiedenen Erfolgen und Resultaten bei einem und demselben Lections- und Erziehungsplane. Wie ganz anders wird nicht ein Kind in Livland, und eins in Amerika obgleich wie dort so auch hier deutsche Lehrer, französische Gouvernanten und auch deutsche Eltern nach denselben Grundsätzen, nach der Pestalozzischen oder sonst einer Unterrichtsmethode lehren und erziehen. Dort wird ein Yankee, hier ein livländische Edelmann daraus. Und die guten Eltern sehen ihre Kinder sich in beiden Ländern ihrer Zucht und Disciplin und ihren Absichten entschlüpfen, wie die Henne, die ein Entenei ausbrütete.

Es ist wie mit Pflanzen derselben Gattung, welche die Gärtner nach denselben Methoden pflegen, die aber doch den Habitus des Landes und Klimas annehmen, in das sie versetzt sind.

Erziehung der Männer und Frauen.

Die Frauen sind und bleiben in der Hauptsache Naturkinder. Die Männer sind in weit höherem Grade als die Frauen ein Gegenstand der Erziehung.

Es existirt daher auch mehr Unnatur, Verbildung und Vorurtheil unter den Männern. Und die Frauen führen die Männer, wenn sie ausarteten, auf den Weg der Natur zurück.

Aus den Männern werden Bürger, Gelehrte, Künstler, Diplomaten, Gewerbetreibende ꝛc., und sie gehen dann ganz in ihren Gewerben, Geschäften und Künsten auf.

Die Frauen werden nie so mit Haut und Haar in eine Lebensform hineingezwängt. Daher gleichen sich auch die Frauen aller Stände untereinander in hohem Grade, und es bestehen eigentlich nur unter den Männern strenge Klassen- Rang- und Standesunterschiede. — Auch die Nationalität ist bei den Männern viel stärker ausgeprägt. Die schönen Frauen sind in allen Ländern mehr auf demselben Niveau.

Alles Eigenthümliche, Charakteristische und Originelle in der Welt haben die Männer ausgebildet. Die Frauen schlingen und weben ein gefälliges Band zwischen den verschiedenen Ständen, Charakteren und Völkern hindurch. — Les hommes sont plus susceptibles d'être riches en vertus acquises, et les femmes en vertus natives.

Belehrung.

Im Allgemeinen sind wir etwas widerspenstig gegen Die, welche als unsere Lehrer auftreten. Wir hören es nicht gern, daß wir so einfältig waren, uns bisher ganz und gar dupiren zu lassen. Wer mit directen Widersprüchen kommt, wird die Leute daher meistens etwas hartnäckig in ihren Vorurtheilen finden, selbst wenn sie offenbaren Unsinn behaupteten. — Dagegen wäre es nicht so schwer, sie auf Umwegen zu richtiger Erkenntniß zu bringen.

Man muß dem guten Freunde, den man belehren und bekehren will, wie dem Eber, von der Seite zu Leibe gehen. Man muß sich zunächst und vor allen Dingen herbeilassen, sich in seinen Gesichtspunkt zu versetzen und die Sache so

anzusehen suchen, wie er selbst sie betrachtet. Meistens kann man dies möglich machen, und ihm dabei Einiges zugeben.

Darnach darf man ihm diejenige Seite aufdecken, von welcher aus seine Behauptung falsch erscheint.

Hierüber ist er nicht ungehalten. Denn er sieht, daß er sich nicht ganz und gar getäuscht hat, sondern daß er den Gegenstand nur nicht von allen Seiten richtig gefaßt hatte, daß er Dies oder Jenes dabei übersah. Und das kann wohl dem Besten passiren. Niemand ist ja verpflichtet, Alles zu sehen, zu wissen und zu bedenken.

Aber Keiner, wie gesagt, will für einen entschiedenen Tropf gelten, und bei einem ganz allgemeinen, unbedingten und directen Widerspruche glaubt er, von uns dafür gehalten zu sein.

Beredsamkeit des Verstummens.

Zahlreich sind die Fälle, in denen nicht das Reden, sondern das Verstummen der unzweideutigste und auch der beredteste Ausdruck unserer Gesinnungen und Empfindungen ist.

Wenn unsere Gefühle ganz heftig werden, wenn uns Freude oder Trauer übermannen, dann finden wir alle Worte zu schwach, um unserer Erregung Ausdruck zu geben. Wir verstummen oder überlassen uns höchstens noch den Naturlauten (den Interjectionen), jubeln und schluchzen. — Gewinnen wir die Sprache erst wieder, so ist dies ein Zeichen, daß wir den Zenith der Aufregung und Leidenschaft schon passirt haben.

Wenn wir bei einem verkehrten Menschen alle Ueberredungskünste vergebens aufgeboten haben und wenn bei ihm zuletzt

nichts mehr verschlagen will, so verfallen wir in Stillschweigen und seufzen über ihn. Dies ist das eindringlichste Zeichen unserer Unzufriedenheit und Betrübniß. Und ein solcher stiller Seufzer bringt dann wohl noch das Eis in seiner Brust, an der alle Rede ohne Wirkung abprallte, zum Schmelzen.

Die eifrigste Strafpredigt ist selten von so ergreifender Wirkung, als wenn wir über den Angeklagten blos schweigend und ernst den Kopf schütteln. Wenn wir das thun, denkt dieser, daß ganz etwas Außerordentliches in uns vorgehen müsse. Geben wir hinterdrein unserem Unwillen Worte, so wundert er sich, daß es schließlich nicht mehr ist, und faßt sich wohl wieder. — Man kann daher auch einen unbescheidenen, polternden und beleidigenden Gesellen nicht besser zur Besinnung bringen, als wenn man zu seinen heftigen Expectorationen ohne ein Wort zu sagen, ohne Erwiderung und ganz kaltblütig schweigend dreinschaut.

Das völlige Verstummen der lauten Aeußerungen ist es daher auch, was wir in so vielen Fällen mehr als alles Andere fürchten. Das unartige Kind erschrickt beim strengen Vater dann am meisten, wenn er anhält, und aufhört zu schelten. Denn nun, weiß das Kind, wird er ernsthaft zur Ruthe greifen.

Ein böser Christ.

Der gute geduldige Christ, der, wenn man ihn auf den linken Backen schlägt, auch noch den rechten darbieten will, hat es nicht nur für sich selbst sauer, sondern er macht mit seinem so schwer in die Praxis einzuführenden Grundsatze auch Anderen das Leben nicht leicht, und bessert damit sogar die böse Welt nicht. Denn diese, wenn ihr Langmuth und

Geduld entgegengesetzt wird, steigert wohl noch ihren Uebermuth.

Zuweilen ist es daher viel zweckmäßiger nicht nur, sondern auch geradezu für Alle heilsamer, wenn man, statt den Backen hinzureichen, es noch tüchtiger, als man's empfing, zurückgiebt.

Wir hatten hier an unserem kleinen Badeorte kürzlich einen recht handgreiflichen Beleg dazu:

Ein paar unartige und übermüthige junge Leute hatten Vorübergehende zu wiederholten Malen aus dem Gebüsch mit Wasser bespritzt, mit Kirschkernen geworfen und auf andere Weise geneckt und geärgert. Einige der Gäste hatten es aus Zurückhaltung geduldet. Andere hatten in lauter Güte freundliche Vorstellungen gemacht. Das hatte aber nichts gefruchtet. Die jungen Herren blieben bei ihrem verletzenden Betragen und gaben Allen Ursache zu Aergerniß und Skandal.

Eines Tages aber trafen sie auf einen verkehrten Christen, einen etwas empfindlichen Militär. Als sie auch bei diesem ihre Neckereien versuchten, da erhob er die Reitpeitsche, ließ sie ein paar Mal ihnen zu Häupten kreisen, packte sie beim Knopfloch, redete sie wie ein Teufel fluchend und donnernd an, und sagte: Er wolle sie diesmal so laufen lassen; aber thäten sie es wieder, so sollte die Peitsche ihnen kreuz und quer über die Backen fliegen, so wahr er so und so heiße.

Das war vielleicht nicht ganz christlich, aber es wirkte wundervoll. Die Gesellschaft hatte hinfüro Ruhe. Der Friede wurde hergestellt. Der Skandal hörte auf.

Ja auch für die jungen Leute selbst war es so weit besser. Denn sie bekamen einen heilsamen Schrecken, bekehrten sich und erwiesen sich hinterdrein so still, respectvoll und umgänglich, als ob ihnen die erbaulichste Predigt gehalten worden wäre.

An die Freunde der Satyre.

Manche behandeln die Thorheiten und Fehler Anderer besonders gern mit der beizenden Lauge der Satyre, der Persiflirung und Carrikatur, und hoffen davon viel Besserung und Heil.

Allein recht oft befestigen sie ihre Mitmenschen dadurch nur noch mehr in ihrer Verkehrtheit. Denn diese fühlen daß sie so argen Spott nicht verdienten, da sie doch auch noch ein Stückchen Gutes bei sich spüren. Sie glauben sich mithin ungerecht behandelt, nehmen den Tadler für einen misanthropischen Griesgram und weisen seine allzu bittere Medicin zurück.

Besser und ungefährlicher als zu starker Tadel ist im Allgemeinen das Lob. Denn dadurch zeigst Du denen, die Du bessern willst, wenigstens wie sie sein sollten. Sie suchen dann Deine gute Meinung zu verdienen. Da sie merken, daß ihnen mit dem Lobe fast zu viel Gutes geschah, so geben sie willig zu, daß doch noch manches Tadelnswerthe in ihnen stecke, dessen sie sich nun zu schämen anfangen, und das sie alsdann zu entfernen trachten. Durch das Lob befestigt man die Menschen daher in ihrem tugendhaften Streben. Der Sittenprediger gewinnt sie damit für sich. Sie werden ihm geneigt, und darnach zeigen sie sich denn auch etwas zugänglicher für den Tadel, den er hinterdrein beimischen muß.

Durch Lobreden die Leute bescheiden machen.

Die Menschen haben alle ein natürliches Verlangen nach Lob und Anerkennung, und wenn dasselbe nicht befriedigt wird, geht es damit wie mit anderen unbefriedigten Bedürfnissen des Herzens. Es treten Stockungen, Rückschläge und

Unregelmäßigkeiten im Organismus ein. Wer sich stets und überall getadelt und zurückgesetzt sieht, bei dem verdickt und versetzt sich die Eitelkeit zu innerem Stolz und zu mißmuthiger Erhebung über Andere.

Wir sollten daher die Menschen immerhin ein bischen rühmen, loben und schmeichelnd hervorziehen — um sie bescheiden zu machen.

Wir sollten ihnen dann und wann die Ader der Eitelkeit öffnen, damit sie diese letztere nicht ganz bei sich behalten. „Unsere Eitelkeit," sagt der geistvolle Trublet, „muß ihre täglichen Entleerungen haben."

Das Crescendo bei Strafreden.

Bei allen guten Dingen, besonders den ästhetischen und schriftstellerischen Producten und Aussprüchen, sollte stets ein Crescendo sein. Alles müßte langsam, klein, gemach anfangen und allmählich schneller, größer, stürmischer fortschreiten und mit einem eindrucksvollen Schlusse endigen. So jeder Satz, den wir beginnen, so jedes Capitel unseres Buchs, so auch das ganze Buch selbst, — in einem Drama jede Scene, jeder Act und endlich das ganze Stück. Das Ende sollte immer einen Punkt auf dem J, ich meine eine Befriedigung, eine Auflösung, eine Lehre, ein Resultat, eine schöne Aussicht herbeiführen.

Auch in jeder Rede, in jeder Predigt sollte ein Crescendo sein, namentlich ein resumirender Schluß, der gewissermaßen alle die vorhergehenden Auseinandersetzungen wie Strahlen in einem Focus zusammenfaßte.

Diejenigen, welche Strafpredigten halten, vergessen dies zuweilen ganz, indem sie, von ihrem Unwillen hingerissen, zuerst

auf den armen Sünder losfahren und dann zuletzt, wenn sich ihr Eifer etwas abgekühlt hat, mit ihrem Raisonnement hinterdrein die ganze Wirkung ihres Strafergusses wieder verwischen. Sie sollten lieber umgekehrt ruhig und gelassen beginnen, die Strafbarkeit der tadelnswerthen Handlung vollständig auseinandersetzen, dann aber mit Steigerung vorgehen, und zum Schluß dem Verbrecher mit einem: „Nun schau' her, Du Sünder!" sein Schreckensbild im Spiegel vor Augen halten oder die Strafe appliciren. Ein solches Crescendo würde viel nachhaltiger wirken.

Lehrer und Schüler.

Die Tannen und die Eichen, die Obstbäume und das Gestrüpp, sie wurzeln alle in demselben Boden. Dieselben Wolken tränken und dieselbe Sonne bescheint sie.

Und doch wie Verschiedenes bringen sie an den Tag, die einen erfreuliche Blumen und genießbare Früchte, und die andern nutzlose Disteln und Dornen. Die Wolke saugt sogar aus schmutzigem Moraste und salzigem Meer Wasser auf, und giebt es süß und reinlich zurück. Speist Ihr aber die Schlange mit köstlicher Milch, sie speit auch diese als Gift wieder von sich.

Magere und fette Kost.

Manchen Geist kann man mit Goethe, Schiller, Shakespeare und Homer — mit lauter Nektar und Ambrosia füttern, — er bleibt doch ein Thor und magerer Tropf.

Einem Andern brauchst Du nur geringe Geistesnahrung vorzusetzen, Kalenderlectüre, Alltagspoesie, ganz gewöhnliche Anekdoten und Geschichten, er verarbeitet sie alle in seinem Kopfe zu Honig und wächst dabei an Geist und Weisheit, wie der gute Sackträger des Müllers bei Disteln an Fleisch und Bein.

Alter Jubel, alte Klagen.

Viele jubiliren über die rapiden Fortschritte, welche die Bildung und die Hülfsmittel zur Belehrung heutzutage gemacht haben.

Aber schon im Anfange dieses Jahrhunderts hielt ein trefflicher alter Professor in einer kleinen deutschen Stadt „über die außerordentlichen Fortschritte der Cultur" eine Vorlesung, in welcher er ein reizendes Gemälde von den zahlreich sich mehrenden Hülfsmitteln des Wissens entwarf und sich und seine Zuhörer in einen schwärmerischen Enthusiasmus und in ein triumphirendes Entzücken versetzte, zu dem wir jetzt lächeln.

Ja bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts sprach der Bischof Huet zu Paris, ein sehr geistreicher Schriftsteller, sich in ähnlicher beredter Weise, wie mein alter Professor aus, indem er Folgendes niederschrieb: „Wie achtungswerth „erscheinen mir die Gelehrten des 16. und 15. Jahrhunderts, „welche es so viel schwieriger hatten, als wir jetzt Lebenden. „Heutzutage stecken wir mitten in einem so glänzenden Lichte „des Wissens, daß es scheint, ein Mensch brauche, um gelehrt „zu werden, dies nur zu wollen. Die zahllosen Gramma„tiken, Dictionnaire, Anthologien, Abrégés und methodischen „Schriften in allen Zweigen der Wissenschaft, die sich so

„erstaunlich vervielfältigt haben, sind eben so viele kurze, „bequeme und probate Mittel und Wege, um rasch zum „Gipfel der wahren Bildung zu gelangen.“

Dachte und sprach man anders zu Luther's oder zu Papst Leo's X., oder noch weiter zurück zu Gregor's und Karl's des Großen Zeiten?

Wer die Lobreden, welche die entzückten Zeitgenossen diesen an der Spitze einer „Neuzeit“ stehenden Männern gespendet haben, nachliest, wird darin ein allgemeines Erstaunen über den jüngsten Fortschritt, über das eben damals aufgehende Licht finden, die dem beredten Ausspruch Huet's oder dem Erstaunen jenes deutschen Professors sehr ähnlich sind.

Die Menschheit scheint fast immer das Gefühl gehabt zu haben, daß sie fortschreite. Wenigstens Einige haben stets geglaubt, den Himmel über ihren Köpfen sich aufthun, eine neue Sonne aufgehen zu sehen. Der Jubel über den „gegenwärtigen Fortschritt“ geht durch alle Jahrhunderte der Vorzeit. Auch die alten Juden, wenn wieder ein Prophet bei ihnen auftrat, glaubten jedesmal, er führe eine „neue Aera“ herauf.

Wiederum aber fühlt sich bei alledem die arme schwache Menschheit in ihrem Wandel zu Zeiten doch auch sehr unsicher. Und daher ist die Klage über den um sich greifenden Verfall fast eben so alt, wie die Freude über das neue Licht. Man könnte auch davon eben so viele Beispiele in den Annalen der Culturgeschichte auffinden. Wie jene Enthusiasten jedesmal ein helles Morgenroth, so haben die Schwarzseher stets einen finstern Abgrund vor sich erblickt und haben, wie sogar zu unserer Zeit ein Niebuhr und Andere, gedacht, daß Bildung und alles Uebrige dem Verderben entgegengehe. Ueber die Schwächung und Verkümmerung der physischen Stärke der Menschheit klagt ja schon der alte Homer in verschiedenen Versen seiner Iliade, wo er sagt, „daß jetzt“ (zu seiner

Zeit) „die auf der Erde wandelnden Sterblichen nicht mehr „so Großartiges verrichten könnten, wie ihre Vorväter".*) Daß diese Klagen wie jener Jubel so alt sind, ist Beides nicht wenig lehrreich. Denn es mag uns von der einen Seite von allzu großem Triumphgeschrei und auf der andern von finsterer Verzweiflung abhalten.

Der „Fortschritt" ist zwar nicht zu läugnen, aber wir brauchen dabei nicht den Mund so voll zu nehmen, wie Bischof Huet oder jener überschwengliche Professor, weil wir den Nachkommen, die noch größere Fortschritte machen werden, die Superlative nicht vorweg nehmen dürfen.

Auch die zerstörenden Fluthen werden kommen. Aber sie werden nicht ohne neues Gesäme kommen, und sie werden neue Schichten absetzen, auf denen man wieder weiter bauen kann.

Es gehört nicht zu der Natur der Menschheit, stetig fortzuschreiten. Aber wir sollten auch nicht voreilig den Untergang aller Cultur bejammern. „Diese geht und sie kommt wieder", sagt ein Philosoph.

Bildung zerstört nicht, sondern erhöht die Originalität.

Man behauptet und klagt ziemlich allgemein, daß Bildung und Cultur die Originalität zerstöre und die angeborne Energie lähme, daß sie Alles „belecke", abschleife und uniformire.

Mir scheint es, daß allerdings eine verkehrte Bildung

*) Siehe die Iliade Gesang I. V. 271 und auch Gesang XII. V. 439—444., wo Homer sagt: „Einen schweren Stein hub Hector von dem Boden, den wohl kaum mit Hebeln zwei Männer leichtlich von der Erde auf einen Wagen erheben würden, wie die Menschen nun sind."

und Uebercultur diesen Erfolg haben mag. Aber die Bildung im Allgemeinen, glaube ich, klagt man hierin fälschlich an.

Bei den Thieren und Pflanzen trifft erstlich diese Behauptung gar nicht zu.

Die wilden Urgeschöpfe, von denen unsere Zierpflanzen und zahmen Hausthiere abstammen, erscheinen äußerst einförmig, gleich rauh, gleich ungeschliffen und oft reizlos. Erst unsere Gärtner und Viehzüchter haben durch Pflege, Erziehung und Kunst die außerordentliche Mannigfaltigkeit von charakteristisch verschiedenen Gattungen aus ihnen herausgebildet, die wir in unseren Stallungen, Gärten und Gewächshäusern vor Augen haben.

Aber auch beim Menschen scheint die Cultur die Wirkung zu haben, daß sie mannigfaltig anregt, daß sie allerlei Talente und Geister reizt, und viel Schlummerndes weckt. Sie scheint das Originelle so wenig zu vernichten, wie ein Schleifer, der eben durch den Schliff das eigenthümliche Licht- und Farbenspiel der Edelsteine, die sich im rohen Zustande, wie die wilden Pferde, alle ziemlich gleich sehen, herausbringt. Selbst um uns her im alltäglichen Leben gewahren wir deutlich genug, wie sie, weit davon entfernt zu uniformiren, sehr entschieden Neues, Charakteristisches und Contrastirendes an's Licht bringt.

Unsere deutschen Bauern sind nicht nur unter sich viel gleichartiger, als die gebildeten Stände, sondern sie haben auch mit den ungeschulten Bauern der Franzosen, der Spanier und aller anderen Völker Europas viele durchgehende Charakter-Eigenheiten gemein. Unsere Städte dagegen, die Sitze der Cultur, sind voll der originellsten und mannigfaltig contrastirenden Persönlichkeiten.

Grade in ihren erweckten Geistern, in ihren höheren Ständen, mit ihren Spitzen und Gipfeln gehen die Völker

am entschiedensten und weitesten auseinander. Solche auffallende Unterschiede in der Anschauung und Denkweise, wie sie zwischen unseren deutschen Philosophen und denen der Engländer oder Franzosen existiren, wurden erst durch die höchste Geistescultur und Erziehung hervorgebracht.

Auch innerhalb des Kreises derselben Nationalität schuf sie zuerst solche Gegensätze, wie z. B. die zwischen unseren Goethe und Schiller, Beide Zeitgenossen, Beide Süddeutsche, Beide von ähnlichen Zeiteinflüssen berührt und doch Beide auf der Höhe ihrer Ausbildung so contrastirend, wie zwei Gewächse aus gänzlich verschiedenem Samen.

Die Griechen waren mehr als je ächte Griechen zu der Zeit, als sie im Zenith ihrer nationalen Entwickelung standen. Da erzeugten sie den Perikles, einen Mann, den man „den Hellenischesten aller Hellenen" genannt hat. In Perikles und in seinen Zeitgenossen lebte und regte sich unter den Griechen Alles, was ihre Nationalität zu Dasein und Wirken zu bringen vermochte. — Mit dem Verfall der classischen Bildung der Griechen verwischte sich auch ihr origineller Nationalcharakter und es verwilderte wieder Alles zu gleichförmiger Rohheit.

Und so wie mit den Griechen, so ist es eben mit allen Völkern gewesen, auch mit denen unserer europäischen Neuzeit. Im barbarischen Mittelalter finden wir die Eigenthümlichkeiten der Völker unseres Welttheils keineswegs vorzugsweise scharf ausgeprägt. Wohl sehr bunte Verschiedenheiten des Costüms und localer Gewohnheiten, wohl Racenhaß und Stammfeindschaften, wie dergleichen auch bei den Indianern zu existiren pflegt. Aber sonst überall große Aehnlichkeit in der allgemeinen Rohheit der Sitten, in den barbarischen Gebräuchen, selbst in der Färbung der Poesie und der religiösen Ansichten.

Trotz der außerordentlichen Mischungen der Racen

und des Bluts, welche in Europa in viel größerem Maße stattgehabt haben, als in irgend einem andern Welttheile, sind dennoch nirgends die Contraste unter den Nationen schärfer und bestimmter gezeichnet, als eben in diesem unsern civilisirten, modernen, christlichen Welttheile. Kaum findet man in Asien oder Afrika so stark gefärbte Gegensätze im ganzen Wesen, wie sie bei uns zwischen den nächsten Nachbarn, z. B. zwischen den Deutschen und Italienern, oder zwischen den Engländern und Franzosen existiren.

Sogar die nationalste aller Tugenden, der Patriotismus, wird durch den Fortschritt der Bildung so wenig abgeschwächt, daß sie in ihrer Ausbildung vielmehr mit ihr gleichen Schritt hält. Aechte aufopfernde begeisterte Patrioten hat es überall unter den Völkern am meisten zu der Zeit gegeben, wo sie den Gipfel ihrer Cultur erreicht hatten. Wir finden sie unter unseren gebildeten Ständen am häufigsten. Ja, der ächte Patriot kann nur ein recht gebildeter Mann sein, das heißt ein solcher, der im Stande ist, das ganze Vaterland in allen seinen Bestrebungen und Leistungen zu überschauen, zu würdigen und demnach auch zu lieben.

Soll man Weniges von Allem wissen, oder Vieles von Einem?

„Weil man nicht allumfassend sein und nicht Alles wissen „kann, was sich wissen läßt, so muß man etwas Weniges von „Allem wissen. Denn es ist schöner, Etwas von Allem, als „blos Alles von einer Sache zu wissen. Könnte man Beides „haben, um so besser. Aber da man wählen muß, so soll „man jenes vorziehen."

Dieser Ausspruch Pascal's über die aufgeworfene Frage scheint mir fast in allen Punkten und Theilen angreifbar und problematisch.

Das Erste, was Pascal sagt: „daß man nicht uni„versell sein und nicht Alles wissen könne, was sich wissen „läßt,“ wird allerdings Jeder zugeben. Doch enthält diese Behauptung eine so evidente und auf flacher Hand liegende Wahrheit, daß es kaum nöthig gewesen wäre, sie auszusprechen.

Daraus, „daß man nicht Alles wissen kann, was sich „wissen läßt,“ folgt nun aber zunächst weiter nichts als dieses: daß man trachten sollte, doch wenigstens so Vieles zu wissen als nur möglich. Pascal dagegen folgert daraus sogleich Das, was er für das Beste hält, nämlich, „daß man „Weniges von Allem wissen müsse“. Ich vermag nicht einzusehen, wie diese Art des Wissens, diese allgemeine über Alles Wissenswürdige ein wenig sich verbreitende Kenntniß und Bildung aus der Unmöglichkeit der Allwissenheit folge. — Man könnte ja eben so gut daraus folgern, daß man sich deswegen gerade auf etwas Specielles werfen müsse. Pascal sagt mit andern Worten, weil eine ganz intime Kenntniß aller Dinge unmöglich ist, so muß man sich wenigstens eine oberflächliche allgemeine Kenntniß aller Dinge erwerben. Man sieht dabei aber nicht ein, warum eine specielle intime Kenntniß einer einzigen Branche des Wissens nicht ebenso gut sein sollte.

Wenn Pascal dann fortfährt zu sagen: „denn es ist viel „schöner, Etwas von Allem zu wissen, als Alles von einer „einzigen Sache zu wissen,“ und hiemit seine vorhergegangene Behauptung der Nothwendigkeit einer allgemeinen Bildung zu stützen trachtet, so sieht man wieder nicht ein, wie er dies zu Wege bringen will. Denn es ist für uns keineswegs eine dringende Pflicht, ein „Muß“, uns eine Eigenschaft deswegen zu erwerben, weil sie schöner (d. h. doch angenehmer für uns, erfreulicher oder beglückender) ist.

Um so etwas von uns zu fordern, muß die Eigenschaft nicht nur „schöner“, sondern auch solider, für Andere nütz-

licher, in der Welt brauchbarer sein. Und dies könnte man nun wohl von dem allgemeinen oberflächlichen Wissen, von dem „Etwas von Allem Wissen," bezweifeln. In der Welt und im Leben pflegen gerade die rechten Kenner einer Sache, die welche mit einem Zweige des Wissens durchaus innig vertraut sind, als Lehrer, Rathgeber und Gehülfen am meisten geschätzt zu werden. Das „Weniges von Allem Wissen" führt nur zu leicht zum Vielerleiwissen, zur Verflachung, und zur allgemeinen Unbrauchbarkeit.

Aber auch, daß es „schöner" (erfreulicher, für uns selbst beglückender) sei, Etwas von Allem zu wissen, könnte man wohl sehr bezweifeln. Die Erfahrung wenigstens zeigt, daß den Menschen eine gewisse Beschränkung und Sammlung ganz besonders wohl thut, und bei ihnen eine „schöne" Befriedigung herbeiführt. Diejenigen, welche eine Kunst in allen ihren Theilen gründlich studiert und eingeübt haben, empfinden sich stets als tüchtigere Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft. Die, welche von Allem blos Etwas wissen, sind nirgends ganz zu Hause, fühlen sich in keiner Thätigkeit und Kenntniß heimisch, und dies ist auch nicht behaglich, — gar nicht „schön" für sie.

Aber freilich werden Diejenigen, welche sich ausschließlich oder vorzugsweise mit einer Sache beschäftigen, leicht etwas einseitig, in andern Dingen unbeholfen und gegen alles sonstige Wissenswürdige, was noch außer ihren kleinen Sphäre liegt ungerecht oder gleichgültig. Es wäre daher für sie sehr zu wünschen, daß sie sich auch neben ihrer intimen Kunst und Kunde wenigstens eine allgemeine Kenntniß aller anderen Dinge, Wissenschaften und Künste erwürben. Sie hätten dann in dem großen Ocean des Wissens erstlich einen festen sichern Halt, einen Punkt, wo sie wurzelten, eine Insel, auf der sie ganz heimisch wären. Und von diesem Punkte aus könnten sie dann weiter operiren, von jener Insel aus könnten sie

gelegentliche Excursionen in andere Gebiete hinaus machen. Diese Excursionen würden ihren Geist stets vorurtheilsfrei, offen und frisch erhalten, und ihnen ihr specielles Wissen im Zusammenhange mit dem Ganzen zeigen, sowie umgekehrt ihre intime Kenntniß eines einzigen Zweiges des großen Baumes der Wissenschaft dazu dienen würde, sie auch die anderen Zweige, deren Mannigfaltigkeit, ihre Tiefe, ihre Schwierigkeiten richtiger würdigen, oder doch besser ahnden zu lehren.

Daß *dieser* Zustand unseres Wissens der beste und wünschenswertheste sei, giebt auch Pascal richtig zu, indem er sagt: „*Könnte* man Beides haben, um so besser". Doch verneint er zugleich, indem er fortfährt: „*Aber* da man wählen muß" die Möglichkeit eines solchen Zustandes. — Dies scheint mir wieder durchaus nicht richtig. Denn die Erfahrung beweist ja, daß man sich *sehr wohl* vor den Gefahren der Einseitigkeit hüten könne. Es giebt Männer genug, die ungemein tüchtig in einer Partie des Wissens sind und sich dabei doch ein offenes Auge und freien Sinn für das Ganze und Allgemeine erhalten haben, die nichts Wissenswerthes verachten, die ihre Kunst nicht wie Handwerker, sondern wie Philosophen betreiben. Und es ist wohl kein Zweifel, daß *dies eben derjenige Zustand ist, den wir bei unserer Bildung und Erziehung alle wählen und anstreben sollten.*

Ueber Conversation.

Ueber Conversation.

Ueber die Gesetze und Regeln eines angemessenen, eindringlicheu und gefälligen Styls in unseren schriftlichen Mittheilungen, — bei Ausarbeitung dichterischer, historischer oder belehrender Aufsätze und Werke verschiedener Art, — bei unserer geschäftlichen oder freundschaftlichen Correspondenz, — bei Abfassung von feierlichen Reden und Predigten und bei parlamentarischen oder gerichtlichen Diskussionen und Aehnlichem finden wir das Nöthige in vielen kritischen und philosophischen Werken entwickelt.

Etwas seltener, so scheint es mir, behandelte man — namentlich in Deutschland — die Aesthetik der Conversation, — die Frage, welche Vorschriften und Rathschläge man uns bei unseren alltäglichen Unterhaltungen von Mund zu Mund, — bei unseren Zwei-, Drei- und Viergesprächen geben könne, was wir dabei beachten und welche Gewohnheiten wir uns aneignen sollten, um dieselben zweckmäßig, geschmackvoll, befriedigend und angenehm verlaufen zu lassen.

Und doch wird ja in der Welt bei aller Vielschreiberei und trotz aller Lust am öffentlichen und feierlichen Auftreten, noch so unvergleichlich viel mehr vertraulich conversirt und geplaudert, als geschriftstellert, geredet und gepredigt.

Wie der Vogel mit Gezwitscher im Walde, so begrüßen auch wir Menschen jede liebe Morgenröthe mit Gespräch. Wenn wir uns mit den Unsrigen nach Beglückwünschung für die sanft verbrachte Nacht zusammenfinden, sogleich werden die Schleusen der Conversation geöffnet und sie schließen sich dann im Verlaufe des Tages fast nur vorübergehend und ausnahmsweise wieder. Gleich nach dem Frühstück sind eine Menge häuslicher und geschäftlicher Besprechungen für den ganzen Morgen nöthig, und auch sonst wird gern bei jeder Arbeit, wenn sie, wie ja so manche Arbeiten, gesellig vorgenommen werden kann, ein Bischen geschwatzt. Sie fließt, wie Schiller sagt, munterer fort, wenn gute Reden sie begleiten.

Kommt das Mittagessen heran, so muß das — mag es die gewöhnliche Familien-Mahlzeit oder ein förmliches Diner sein — erst recht mit Conversation gewürzt werden. Und folgt diesem Hauptactus der Nachmittagscaffee, so ist da auch wieder eine äußerst passende Zeit zu gemüthlicher Unterhaltung — nicht blos für Kaffeeschwestern! Fast alle Arten des geselligen Beisammenseins der Menschen sind ganz auf gegenseitigen Austausch der Ideen und Gesinnungen vermittelst der Sprache berechnet. Namentlich sind dies am Schlusse des Tages auch unsere hübschen Abendcirkel oder Soiréen, bei denen die Conversation — zuweilen — mit großer Meisterschaft als eine wahre Kunst geübt wird. Aber auch im intimen häuslichen Kreise ist es so erfreulich, wenn der Tag mit gemüthlicher Unterhaltung zu Ende gebracht wird. Und in der That die Meisten, wie sie den Tageslauf mit Conversation eröffneten, plaudern sich auch gern ins Bett und in den Schlaf hinein.

Mit einem Worte also, der Mensch ist, weil ein denkendes, empfindendes und mitempfindendes, so auch ganz wesentlich ein conversirendes Geschöpf.

Man hat die schriftstellerischen Productionen großer Geister und die von ihnen ausgearbeiteten Reden gesammelt und diese füllen oft ganze Bände. Aber wie unendlich viel größer würde doch die Bibliothek werden, wenn man auch alle die Unterhaltungen solcher Personen und ihre gelegentlichen mündlichen Aeußerungen und Ideen aufgesetzt hätte!

Mit Feder und Dinte, Papier und Brief etwas zu schlichten, ist ein sehr umständliches Ding. Durch Besprechung geht es meist viel schlanker. Daher auch so Viele, die etwas auf dem Herzen haben, um eine persönliche Audienz bitten. Auf jedes Ding, das genügend beschrieben werden kann, giebt es hunderte, die zu gegenseitiger Befriedigung besser besprochen werden. Für Jeden, in welcher Lebensstellung er auch sein mag, ist daher die Theorie und Kunst der Conversation, ich meine ein Katechismus von Regeln darüber, wie man Menschen anreden, wie man ihnen zuhören und antworten und wie man im Gespräche Das, was sie vorbringen wollen, aus ihnen herausfördern kann, so äußerst wichtig. Nicht blos der Diplomat hat sie nöthig, — auch der Arzt bei der Berathung mit seinen Patienten, — der Seelsorger bei seinen Besuchen in der Gemeinde, — der Richter beim Verhör seiner Clienten, — der Kaufmann auf der Börse — ja sogar der junge Tänzer auf dem Balle, der seiner nach Ideenaustausch verlangenden Dame gefallen will. — Mit geschickt geleiteten Besprechungen entfernt man viele Steine des Anstoßes im alltäglichen Umgange. Mit kluger Conversation macht man gute Geschäfte. Man stiftet mit ihr Frieden zwischen den Individuen und Völkern und verbreitet Trost und Freude nach vielen Seiten.

Kurz also, das hier in's Auge gefaßte Thema ist für Jedermann interessant genug. Wollte man es erschöpfen, so müßte man ein großes Werk ausarbeiten. Hier kann ich nur einige flüchtige Bemerkungen darüber machen und ich will

damit beginnen, zunächst auf einige Erfordernisse und Eigenschaften aufmerksam zu machen, die mir bei geselliger Conversation ganz besonders wichtig und wünschenswerth zu sein scheinen:

---

1. Geistesgegenwart

Geistesgegenwart ist zwar in vielen Lagen und Verhältnissen des Lebens eine sehr nützliche Eigenschaft und eine köstliche Gabe. Ganz besonders brauchbar und angenehm, ja ganz unentbehrlich ist sie uns aber vor allen Dingen im Umgange und in der mündlichen Unterhaltung mit Anderen.

Wie das ganze Leben, so bietet auch namentlich die Gesellschaft beständig Neues und Unerwartetes dar. Nie oder nur selten haben unsere Gesprächsgenossen Das, was sie uns sagen wollen, im Voraus angemeldet. Ihre Aeußerungen und Fragen treten plötzlich an uns heran. Sie lassen uns nicht die Zeit, uns auf eine Antwort vorzubereiten. Unsere Erwiderung muß schnell — sogleich — gegeben werden. Der größte Geistesreichthum hilft uns da oft sehr wenig, wenn er nicht prompt zu haben ist, wenn uns vielmehr die passenden Antworten erst auf der Treppe einfallen.

Mitten im Zungengefechte oder in dem graziösen Turniere des Zwiegesprächs müssen wir unsere Pfeile bei der Hand haben. Ein treffender Witz ist nicht mehr treffend, heilsame Belehrungen sind nicht mehr recht heil- und wirksam, wenn sie nicht im rechten Zeitpunkte ans Licht traten, wenn sie nicht wie sichere Hammerschläge auf das Eisen fielen, so lange es glühte.

Nur die raschen und geweckten Köpfe sind auch taktfest in der geselligen Unterhaltung. Träumerische, zerstreute, ab-

schweifende Seelen kann diese nicht verwenden, und wenn sie noch so voll von Ideen wären. Etwas wenige courante Scheidemünze, die man in der Tasche hat, wirkt dort mehr und macht sich beliebter, als große Goldklumpen der Weisheit, wenn sie erst aus dem Keller hervorgeholt werden sollen.

Wer sich im Gespräche bei der Auffassung unserer Meinung langsam erweist und bei der Mittheilung seiner eigenen Ansicht ungelenk, der verpaßt nicht nur die besten Gelegenheiten zum Wirken, sondern er spielt auch zu seiner eigenen Beschämung und zum Verdruß der Uebrigen eine linkische und hinderliche Rolle in der schnell dahin segelnden Conversation, von der er am Schlepptau nachgezogen wird.

Man spricht gewöhnlich nur von Geistesgegenwart. Aber auch unser Herz und unsere Gefühle haben ihre Gegenwart und auf der andern Seite ihre träumerische Abwesenheit. In der Art, wie Empfindungen uns anwandeln und Gefühle uns ergreifen, existirt ein großer Unterschied in den Abstufungen der Spontaneität. Es giebt sehr sensible und empfängliche Gemüther, die prompt empfinden, sogleich Feuer fangen. Andere, die nur sehr langsam gerührt oder erwärmt werden und deren Blut, wenn auch tief, doch nur allgemach in Wallung geräth.

Die wie mit Geistes- so auch mit Gefühlsgegenwart Begabten sind für den Umgang, die Gesellschaft und Conversation weit angenehmer. Denn sie erfreuen, lachen, loben, seufzen mit uns schneller und im rechten Momente.

---

2. Munterkeit.

Die Indianer Amerikas verrathen einen sehr richtigen Takt, indem sie sich, wenn Trauerfälle sie trafen, in die Einsamkeit des Waldes zurückziehen und dort ihr Klagelied anstimmen. Ihr

Benehmen hierin ist ganz in Uebereinstimmung mit dem in der Natur waltenden Geiste. Auch in der ganzen Schöpfung herrscht an der Oberfläche des Tages Heiterkeit vor. Alles Ungefällige wird in ihr schnell beseitigt und mit Blumen überwachsen. Die kränkelnden Geschöpfe ziehen sich in die Einsamkeit zurück. Die Wiesen, Haine und Bäche sind voll von der Gesellschaft munter zwitschernder Vögel, und nie oder doch nur selten hört man dort die Seufzer und Klagelaute der Sterbenden, obgleich doch eben so viele, als da singen, auch den Tod erleiden müssen.

Auch in Europa kommen die Menschen gewöhnlich nicht zusammen, um wie die Israeliten an den Flüssen Babylons gemeinsame Elegien anzustimmen. Vielmehr führt sie in der Regel der Trieb zu Genuß und Freude zu einander. Ein Hauptgesetz aller Geselligkeit und aller gegenseitigen Unterhaltung und Conversation ist daher Heiterkeit. Alle conversirenden Gäste müssen zufriedene und muntere Blicke zu Tage fördern. Der Wirth selbst muß natürlich damit den Ton angeben und wie in Shakespeare's Romeo und Julie der alte Capuletti mit einem Antlitz unter den Gästen herumgehen, auf dem sich die Freude abspiegelt, die er bei dem Erscheinen so willkommener Freunde empfindet.

Eine sauertöpfische, mißmuthige Physiognomie wirkt auch auf die Anderen niederschlagend, während heitere und zufriedene Mienen Lebenslust und Freude umher verstreuen und erwecken. Wer uns finster anschaut, scheint etwas Arges gegen uns im Schilde zu führen, oder doch von Stolz und Verachtung erfüllt zu sein. Die Munteren dagegen scheinen uns sagen zu wollen, daß sie mit uns zufrieden sind, und sie laden uns ein, ihnen Mund und Herz zu öffnen.

Jedenfalls leidet Der, welcher gleichgültig oder miserabel drein schaut, wenn auch nicht an einem bösen Charakter, doch an irgend einem geistigen oder körperlichen Schmerze.

Er erweckt also entweder Mißtrauen oder doch Mitleiden und zieht die Gedanken und Gefühle von den gefälligen Gegenständen der Conversation ab. Patienten gehören in die Krankenstube und Leute mit gebrochenem Herzen können in Gesellschaft und bei ihren hübschen Zwiegesprächen nicht verwendet werden. Sie bedürfen eines vertrauten Freundes, der im stillen Kämmerlein mit ihnen redet.

Mißmuthige Angesichter sind also Mißtöne in dem Concert der Gesellschaft. Ja sogar der bloße Ernst muß da verbannt sein. Deshalb darf man auch keine sehr ernsthaften Dinge in der Gesellschaft zum Thema des Gesprächs machen, namentlich keine religiösen und politischen Angelegenheiten berühren. Denn diese sind immer mit sich abstoßenden Parteien und Secten verknüpft und erwecken feindselige Gefühle. Sie können ohnedies durch gesellige Conversation nicht auf's Reine gebracht, müssen vielmehr in den strengen Diskussionen der Parlamente durchgefochten werden. Es ist ja gerade das Schöne und Angenehme der Gesellschaft, daß in ihr sich einmal sogar Feinde und Gegner auf einem freundschaftlichen Fuße unter einer unparteiischen Fahne begegnen dürfen. Auch die schwierigen wissenschaftlichen Dispute muß man aus dem Salon, der sich Allen zur Erholung öffnet, verbannen. Auf sie verstehen sich außerdem nur wenige Kenner und die Mehrzahl der Anwesenden könnte sich nicht dabei betheiligen. Aus eben diesem Grunde muß man auch nicht zu lange an demselben Thema der Unterhaltung festhalten, es nicht approfondiren wollen, vielmehr es nach einiger Zeit wieder fallen lassen und frisch zu einem andern übergehen. Verweilt man gar zu lange bei einer Sache, so bemächtigt sich bald Einer, der sie gründlich versteht, des Wortes und hält es mit Ausschließung der Anderen tyrannisch fest. Tischt man dagegen Mancherlei auf, so hört wohl ein Jeder einmal sein Fach berührt und kommt dann auch an die Reihe, um, wie Rückert

sagt, „ein Wort der Nutzbarkeit zu erlauschen und sich eine Reisezehrung der Bildung einzutauschen".

Bei der allgemeinen Conversation in großen Gesellschaften soll man es machen, wie der Gastgeber bei einem Diner, zu welchem er Viele einlud, und bei dem er gar mancherlei schmackhafte Speisen serviren läßt, nicht gerade damit Jeder sie alle genieße, vielmehr damit Jeder doch etwas finde, was ihm besonders behage. „Kreisen," sagt abermals Rückert, „kreisen soll die Trinkschale der Unterhaltung bei geselliger „Gesprächsentfaltung."

---

3. Höflichkeit.

Ein eben so wichtiges Erforderniß und Element einer angenehmen Conversation wie die Heiterkeit ist die Höflichkeit. Sie läßt sich auch eigentlich gar nicht ohne jene denken, denn sie hat ja ein eben so freudiges Antlitz wie die Heiterkeit selbst. „La première regle de la conversation est d'y observer „les loix de la politesse," sagt ein französischer Schriftsteller aus der Zeit Ludwig's XIV. Und schon vor 2000 Jahren hat Cicero in seinem Buche über die Pflichten beim Umgange eine ähnliche Vorschrift gegeben, indem er bemerkt: „Sit sermo lenis, minimeque pertinax, insit in eo lepos". (Bei der Conversation mußt Du milde, sanft und nachgiebig sein und nicht eigensinnig und hartnäckig. Liebenswürdigkeit und Anmuth muß in ihr walten.)

Höflichkeit ist noch wichtiger als Witz und sprudelnder Geist. Der Witz ist ein Feuerwerk, welches Andere blendet und oft sogar brennt. Der sehr feine Geist ist meistens nur für Einige. Er wird nicht immer von Allen

verstanden. Er erweckt mehr Bewunderung und Zuneigung, nicht selten auch etwas Neid und Eifersucht. Vielen wird sogar beim Auftreten eines Genies und Schöngeistes, wenn er sich nicht ein wenig klein zu machen weiß, ganz bange.

Von alle Dem ist die Höflichkeit völlig frei. Sie spricht Jeden an. Sie scheint mit Jedem so ganz zufrieden zu sein, daher auch Alle von ihr so sehr befriedigt werden. Niemand ist auf sie eifersüchtig, denn sie tritt ja selber nichts weniger als herausfordernd, vielmehr ganz bescheiden auf. Die Höflichkeit scheint uns so großen Respect entgegenzubringen. Und wer uns respectirt, dem werden wir geneigt. Wer dagegen nicht recht höflich gegen uns ist, der scheint uns auch nicht sehr hoch zu achten. Er verletzt uns, und das kann er durch alle Aufwendung von Witz und Geist nicht gut machen.

Freilich muß er, um ganz zu gefallen, bei seinem Gespräche und Benehmen auch die Regeln gerade derjenigen Höflichkeit beobachten, die in dem Kreise, in der Localität und in der Gesellschaftsklasse, in welcher er sich eben bewegt, gelten. Denn manche Arten von Höflichkeit werden in gewissen Regionen gar nicht verstanden, oder auch geradezu mißgedeutet. Es giebt ganz rare Arten äußerst fein polirten Benehmens, und wiederum eine gewisse blos hausbackene, wenn ich so sagen darf, grobfaserige Gattung von Artigkeit. Manches ist dabei Kaviar für die Menge. Ein Mann mit den superglatten Manieren eines gewandten Diplomaten oder Hofmannes gilt bei unseren Bauern oft für falsch, und unter Bären ein Menuett zu tanzen ist vergebliche Mühe.

Ich kam einmal in dem sehr anmuthigen Cirkel einer deutschen Residenz neben einem Engländer zu sitzen. Es war ein ehrenwerther und etwas derber Marinecapitain, der während seines Lebens mehr mit Theer, Sturm und Wogen als mit H o f leuten umgegangen war, und ein wenig verblüfft und stumm in das Getreibe der geschmückten Gäste hinein=

schaute. Ein sehr geschniegelter, gebügelter, besternter und weißbehandschuhter Hofmann mit lächelnder Miene trat herein und brachte der Dame des Hauses und den umstehenden Gästen seine Huldigungen, süßen Complimente und tiefen Bücklinge dar. Dies geschah ganz in unserer Nähe, so daß mein Engländer Alles genau mit ansehen und hören mußte. Er blickte den überhöflichen Mann, von dessen Munde die verbindlichsten Redensarten wie Honig flossen, mit Verwunderung an, und je mehr dieser dienerte, desto größer wurden meines biedern Seemanns Augen und Staunen, fast sein Entsetzen und Abscheu. „Wer ist das? Was macht der „Mensch? Was führt er im Schilde?" Diese Fragen raunte er mir, losplatzend und sich steif erhebend, in's Ohr. Er schien sich vor dem ihm ganz ungewohnten Höflichkeitsphänomen aus dem Staube machen zu wollen. Ich suchte ihn zu beschwichtigen und ihm mit leisen Worten begreiflich zu machen, daß jener artig lächelnde Herr von so exquisiter Höflichkeit durchaus kein niedriger, vielmehr ein sehr achtbarer und in der That völlig ehrenwerther Charakter sei. Ich wüßte auch bestimmt, sagte ich, daß er sehr wohlhabend und ganz und gar independent sei, und daß es ihm durchaus nicht etwa einfallen könne, auf irgend eines Menschen Tasche zu speculiren. Seine Art von Höflichkeit sei hier zu Lande hergebracht, sie sei nur etwas aufgelegter blinkender Goldschaum, von dem der gute Charakter darunter gar nicht angegriffen würde. — Und so beruhigte sich mein Britte denn ein wenig. Da ich dies bemerkte, wollte ich ihn dazu ermuntern, mit meinem glatten Landsmanne eine Conversation anzuknüpfen, da eine Unterhaltung mit ihm sehr lehrreich und angenehm sei. Dazu war er aber doch nicht zu bewegen.

---

4. Conversation mit Höheren.

Obgleich alle Die, welche sich in einer hübschen Gesellschaft als Gäste zusammenfinden, für den Abend als mehr oder weniger auf gleichem Fuße stehend betrachtet werden und selbst der zum Kaiser Eingeladene für die Dauer der Reunion so hoffähig ist, wie ein Magnat, und obwohl demnach für Alle bei ihrer Conversation im Ganzen dieselben Gesetze der Höflichkeit gelten, so werden dabei doch nicht alle Unterschiede aufgehoben und es giebt dann trotz der allgemein herrschenden gefälligen Färbung der Unterhaltung doch noch so viele Nuancen des Tons, des Benehmens, der Phraseologie, wie Unterschiede des Ranges, des Standes, des Reichthums, des Alters und der Bildung der sich Unterredenden.

Schon die Höhe und der Grundton unserer Stimme wird verschieden je nach der Verschiedenheit der Würde des Mitsprechenden. Vornehmen gegenüber reden wir ein wenig reservirter, leiser und mit etwas gedämpfter Stimme. Gegen die unter uns Stehenden ist unsere Sprache etwas resoluter und lauter. Mit solchen, die uns an Rang, Alter und Bildung gleich sind, *plaudern* wir in gemüthlicher Weise. Mit Höherstehenden — „*haben wir eine Unterredung*". Wenn *sie* sich herablassen mit uns zu „plaudern", so ist dies ein Zeichen großer Zuneigung und Vertraulichkeit. Mit Damen streift unsere Stimme alles Rauhe und Barsche ab, und vor ihnen gehen wir — fast unwillkürlich — zu ganz feinen und sanften Tönen wie auch zu besonders gewählten und bescheidenen Ausdrücken über.

Die Meinungen und Ansichten, die Du hegst und aussprichst, treffen im Allgemeinen vielleicht die Wahrheit. Aber Du hast nicht immer das Recht, diese richtige Meinung oder Ansicht unaufgefordert vor Jedem zu vertheidigen und geltend

zu machen. Manche Aeußerung ist nicht nur dann, wenn sie recht grob war, sondern auch dann, wenn sie den Umständen gemäß nicht höflich genug vorgebracht wurde, verletzend.

Auch je nach der Stufe der geistigen Capacität und der Bildung, auf der unsere Gesprächsgenossen stehen, müssen wir in unseren Conversationen manche Rücksichten nehmen und allerlei verschiedene Toilette machen. Vor einem bornirten Simplex viel brillirenden Geist entwickeln zu wollen, wäre eben so unpassend als einen bedeutenden Mann mit Trivialitäten zu unterhalten. Es offenbart viel Geist, wenn wir zu Zeiten unsern Geist ganz verläugnen, um uns zu der niedrigen Stufe herabzulassen, auf welcher der kleine Knabe oder das junge Mädchen, oder der ehrliche Bauersmann oder wer sonst dieser und anderer Art eben mit uns redet, steht. Nur sehr eingebildete und ganz eitle Menschen kramen vor Jedem, wer es auch sei, ihre hohe Politik und ihren Geist aus.

Wie mit Höherstehenden, so soll man auch mit einem Fremden, dem man vielleicht erst so eben vorgestellt wurde, nicht gleich ganz vertraulich, vielmehr zu Anfang etwas höflicher, vorsichtiger, zurückhaltender reden und das Gespräch mit ihm nur über Allgemeinheiten sich ergehen lassen. Da man die Eigenheiten des neuen Freundes, seine schwachen Seiten, seine Liebhabereien &c. noch nicht kennt, so darf man nicht sofort ganz familiär mit ihm thun. Man weiß ja noch nicht, ob auch ihm eine solche Vertraulichkeit genehm ist, und setzt sich vielleicht einem refus aus. Es ist angemessen, solchen, die noch nicht unsere intimen Freunde geworden sind, etwas mehr Respcet und Artigkeit, als Liebe und Güte entgegen zu bringen. Nirgends wird dies besser beobachtet, als in England, wo „Familiarität" im höchsten Grade verpönt ist, wo die Leute erst ziemlich lange um einen Fremden, wie um eine Festung, recognoscirend herumgehen, ehe sie sich in ihr ein=

quartieren, hinterdrein aber auch Den, dessen Werth sie erkannt haben, um so fester halten.

Die Mannigfaltigkeit der Rangklassen und der Abstufungen, der persönlichen und individuellen Werthe in der europäischen Gesellschaft machen diese und die Conversation in ihr so sehr interessant. Nur da, wo wir allerlei Rücksicht nehmen müssen, uns nicht ganz gehen lassen dürfen, werden wir gezwungen, die Conversation als eine Kunst zu üben. — In demokratischen Ländern, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sich Alle auf gleichem Fuße fühlen, giebt es keine Aesthetik der Conversation, sondern (neben der politischen Discussion) nur Geplauder, „chatting“ oder „small talk“, wie sie es nennen. Dort läßt sich Niemand von dem Andern imponiren und zur Höflichkeit zwingen. Sogar auch dem hohen Alter gegenüber sind dort die jungen Leute in ihren Aeußerungen nicht bescheiden. Und auch die Frauen gehen vertraulicher, — ganz nonchalant, — mit den Männern um. Daher verfallen dort denn Alle mehr oder weniger in denselben allgemeinen flachen, ungraziösen, anmuthlosen Ton der Alltagsunterhaltung. — Auch die Fremden, welche sich drüben begegnen, nennen sich sogleich, nachdem sie gegenseitig introducirt worden sind, bei Vor- und Zunamen, schütteln sich cordial und so derb die Hand, daß man zuweilen aufschreien möchte, und trinken mit einander, als wenn sie schon alte Dutzbrüder gewesen wären. Sie scheinen zu wissen, daß bei ihnen der Eine so gut ist wie der Andere.

---

5. Lobsprüche.

In hübscher Gesellschaft, wo man alle Segel der Artigkeit aufspannt, und in ihren anmuthigen Conversationen, deren

Hauptgesetz, wie gesagt, die Höflichkeit ist, wird meistens rechts und links viel Weihrauch ausgestreut.

Da Verbreitung allseitiger Freude ein Hauptzweck freundschaftlicher Vereine ist, und da Kritik und Tadel jene verscheuchen, Toleranz und Zufriedenheit aber sie fördern, so muß man in ihnen Alles nach Möglichkeit nett und „charmant“ finden, und gegenseitige Lobeserhebungen und ein wenig Schmeichelei sind daselbst recht an der Tagesordnung. Dieselben vermögen, je nachdem sie beschaffen sind, die Conversation sehr zu fördern oder zu stören. Es ist daher wichtig, Lob und Beifall sowohl passend anzubringen, als auch gefällig aufzunehmen.

Namentlich sollten wir bei dem Aussprechen von Lob und Beifall Mancherlei beobachten und auch vermeiden, sowohl in Bezug auf die Wahl der Dinge, denen wir unser Lob spenden wollen, als in Bezug auf die Worte, in die wir dasselbe einkleiden.

Wir müssen wissen, was die Menschen, mit denen wir reden, an sich gepriesen zu haben wünschen. Bei einem hochgelehrten Professor wären Complimente über seine große Gelehrsamkeit nicht besonders angebracht, weil diese ja weltberühmt ist. Vor ihr müssen wir uns nur stillschweigends beugen. Er nimmt es viel höher auf, wenn wir auf die eine oder andere seiner Eigenschaften, die nicht so allgemein anerkannt ist, beifällig anspielen.

Da ferner die meisten unserer Vorzüge und Tugenden mit entsprechenden Schwächen und Mängeln verbunden zu sein pflegen, so muß man auch in dieser Beziehung etwas vorsichtig sein. Unser Lob kann zuweilen ein wenig verdächtig werden. Wenn wir die „Gutherzigkeit“ eines Mannes herausstreichen, so kann er dies, da Bonhommie wohl mit nicht großer Verstandesschärfe verbunden zu sein pflegt, als einen Beweis ansehen, daß wir ihm von Seiten seiner geistigen

Begabung nicht viel zutrauen. Die „gutmüthigen“ Leute sehen es lieber, wenn wir sie auch „gescheidt“ nennen.

Sagt man einer jungen Dame viel Höfliches über ihre anmuthige Gesprächigkeit und Unterhaltungsgabe, so fällt es ihr wohl ein, wir möchten sie für eine Schwätzerin halten.

Viele bekümmert man damit, wenn man ihre Bescheidenheit lobt. Denn obwohl Bescheidenheit ohne Zweifel eine unschätzbare Eigenschaft ist, so wandelt Die, bei welchen man sie preist, doch wohl die Furcht an, man wolle damit andeuten, daß sie dieselbe auch sehr nöthig hätten.

Vor allen Dingen darf unser Lob nicht übertreiben, die Schmeichelei nicht zu stark aufgetragen werden. Denn sonst verfehlt sie gleich die Wirkung, weil sie den Verdacht erregt, daß wir es nicht so gemeint und nicht wirklich so empfunden haben könnten. Uebertriebenes Lob ist für unsern Freund sogar eine Beleidigung. Denn es scheint, daß wir dabei vorausgesetzt haben, er könne sehr viel Weihrauch vertragen. Manches Lob enthält daher implicite einen Vorwurf der Eitelkeit. Eine gewisse Wärme muß allerdings unserem Lobe zum Grunde liegen, damit man merke, es sei ehrlich gemeint und komme aus dem Herzen. Wer uns mit gewöhnlichen hergebrachten Artigkeitsphrasen bedient, der scheint uns blos abspeisen zu wollen.

Eben so nöthig wie es ist, das Lob in richtiger Art und Weise zu spenden, es nicht zu stark aufzutragen, es gefällig einzukleiden, es auf die rechten Gegenstände zu lenken, eben so wichtig ist es auch, daß wir das uns dargebrachte Wohlwollen richtig und angemessen empfangen, ja daß wir es überhaupt nur annehmen. Die Bescheidenheit erfordert zwar, daß man sich bei beifälligen Aussprüchen nicht gar zu entgegenkommend erweise. Wir müssen sie nicht wie uns gebührend aufnehmen oder dem Freunde dafür nicht gleich um den Hals fallen zu wollen scheinen, vielmehr ihm etwas der Art erwidern, wie:

er urtheile über uns viel zu nachsichtig, oder er sei allzu gütig und mit seinem Lobe ein wenig verschwenderisch.

Nichtsdestoweniger aber soll man doch auch mit diesem Abweisen des Lobes nicht zu weit gehen. Ganz kalt und gleichgültig dabei zu bleiben, verräth Stolz und ist verletzend. Es sieht aus, als machten wir uns nichts aus dem Urtheil und Wohlwollen des Redners, oder als hielten wir ihn nur für einen Schmeichler.

Es ist ein Beweis von Liebenswürdigkeit, wenn man sich etwas Lob gefallen läßt, wenn wir uns dem artigen Lobspender freundlich zuneigen und ihm merken lassen, daß wir uns durch seinen Beifall geschmeichelt fühlen. Die Anerkennung, die uns von Ehrenmännern dargebracht wird, und die unsere wirklich braven Eigenschaften auf hübsche Weise und mit Aufrichtigkeit hervorhebt, dürfen und sollen wir willkommen heißen, wenn auch allerdings, wie gesagt, immer unter einigem gelinden und freundlichen Proteste von Seiten der Bescheidenheit.

---

6. Kürze.

Die meisten Dinge in der Welt gewinnen durch Kürze. Nicht nur unsere Leiden, sondern auch oft unsere Freuden. Im Umgange läßt sich sogar etwas Zorn und Streit ertragen, wenn sie nur kurz sind und bald wieder zur Aussöhnung übergehen. Nur das fortgesetzte Grollen und Murren ist überaus widerwärtig, ebenso wie endloses Predigen und Parliren.

In der eleganten Conversation ist Kürze unserer Mittheilungen ganz entschieden wieder eine Hauptforderung. Wir dürfen uns nie für lange des Wortes bemächtigen, müssen

es vielmehr gleich wieder an unsern mitconversirenden Freund, dem schon eine Erwiderung auf den Lippen brennt, artig abzugeben bereit sein. Da oft Mehrere, ja Viele da sind, die an der Unterredung Theil nehmen und von denen Jedem einmal Gelegenheit gegeben werden soll, sich auszusprechen, so kann man auch Jedem nur eine kurze Rede gönnen. Wir müssen da noch mehr als beim Schriftstellern uns bestreben, unsere Gedanken in fein zugespitzte Beredsamkeit gefaßt vorzubringen. Das ganze Raisonnement muß, wo möglich, aus Witzfunken und Geistesblitzen, jedenfalls nicht aus langen Auseinandersetzungen bestehen. Wir müssen unsere Sachen so klar und bündig mittheilen, daß sie mitten in dem sprudelnden Strome der Conversation schnell packen und gleich verstanden werden. Für Anmerkungen unter den Text ist da kein Raum.

Viel hören, wenig sprechen ist eine Vorschrift, die Der, welcher die Conversation angenehm machen will, nie aus den Augen verlieren darf. Manche, denen das Sprechen so überaus viel Vergnügen macht, vergessen das nur zu leicht. Sie erzählen mit heiter lächelnder Miene lange Geschichten, die ihnen selbst einmal passirt sind, oder kramen zu ihrer eigenen Lust den ganzen Schatz ihres Wissens aus, bedenken aber nicht, daß, während sie sich herrlich amüsiren, ihre guten Freunde darunter leiden. Es ist immer angenehmer und schmeichelhafter, das Wort zu führen, als einen Andern bei seinen Evolutionen und Expectorationen stille halten zu sollen. Namentlich für Männer, die meistens etwas ungeduldiger sind, als die williger empfangenden Frauen.

Der alte Spruch: Wer schnell giebt, der giebt doppelt, gilt daher besonders in der Conversation. Langsame oder gar stotternde Leute, welche die Worte suchen und nicht finden oder wieder von vorn anfangen, anhören zu müssen, ist eine der ärgsten geistigen Martern, die man nur aus Mitleid

und christlicher Liebe zuweilen eine Zeit lang geduldig erträgt.

Die geselligen Vereine der sogenannten großen oder eleganten Welt vertragen auch aus einem noch andern Grunde keine langen Discussionen, Erzählungen oder Predigten. Denn sie sind keineswegs blos auf Sprechen und Anhören, auf Entwickelung von Geist und Beredsamkeit berechnet. Soiréen, Empfangsabende, Reunionen, Routs, Bälle ꝛc. bestehen vielmehr zugleich aus einer Reihenfolge kleiner Begebenheiten. Gute Freunde, die sich lange nicht sahen, begegnen sich an solchen Abenden wieder. Neue interessante Bekanntschaften werden angeknüpft. Nebenbei werden in dem muntern Getümmel und Geplauder auch allerlei Zwecke verfolgt, und die Gelegenheit wird zu mancherlei Verabredungen benutzt. Die Gesellschaft selbst ist ein Stück Leben, oft auch ein Stück Roman. Wie viele Herzensbündnisse sind an solchen Abenden schon angesponnen oder gar bereits abgeschlossen und besiegelt worden! In einem so bewegten Haufen finden mithin nur kurze Sprüche und sprühende Funken Raum und Ohren.

Mit Einfädelung breitschichtiger Gespräche geht es uns da wie mit den langen Reden im Thucydides, oder mit den eben so langen Zwiegesprächen, Dialogen und Monologen, welche ehedem gewisse Romanschreiber ihren Erzählungen einflochten. Diese machen den Leser ungeduldig, der beim Geschichtschreiber, wie auch bei einem Romane begierig ist, den Fortgang der Action und das Schicksal der Personen des Dramas zu erfahren. Auch die Gäste in einer Soirée sind vielfach Acteurs, die während des Abends eine Rolle spielen, und denen man durch zu viel geistreiches oder gar enthusiastisches Dreinreden nur einen ärgerlichen Queerstrich durch die Rechnung macht.

7. Stipp-Visiten.

Was von der Kürze in der Conversation bemerkt wurde, muß man jedoch, wie Alles in der Welt, „mit einem Körnchen Salz" verstehen.

Wir sollen uns in anmuthiger Gesellschaft zwar nicht zu umständlichen und pedantischen Lehrmeistern aufdringen, wir müssen aber auf der andern Seite uns auch davor hüten, unsere Freunde mit allzu lakonischen Ansprachen abzuspeisen.

Manche flattern wie Schmetterlinge auf den Blumengefilden des Salons umher, bestreben sich, Jedem ein artiges Wort, wie einen Bonbon, flüsternd hinzureichen, brechen aber gleich wieder ab und knüpfen mit dem Nächststehenden von Neuem an. Diese Unruhigen langweilen uns zwar nicht, aber sie befriedigen uns auch nicht. Sie sind oft rechte Störenfriede aller angenehmen Unterhaltung, bei der es doch wiederum erwünscht ist, daß auf das angesponnene Thema ein wenig eingegangen werde, daß man sich die Mühe gebe, etwas Hübsches zu erwidern und etwas Theilnahme zu zeigen.

Hält man dabei nicht ein bischen aus, so denken unsere Freunde wohl hinterdrein, wir hätten sie gar nicht interessant genug gefunden. Es scheint ihnen, als hätten wir es nicht der Mühe werth gehalten, sie mit unseren Ideen zu regaliren, die wir nun wohl Anderen zutrügen. Es gehört viel Kunst und Takt dazu, bei der Conversation die erfreuliche Kürze mit dem eben so wünschenswerthen Eingehen zu verbinden.

Diese Kunst muß namentlich auch bei den „Visiten" und den bei ihnen stattfindenden Conversationen geübt werden. Ganz kurze Visiten, sogenannte „Stipp-Visiten", bei denen man nur einmal rasch vorspricht oder für einen Moment in's

Haus blickt, darf man sich nur bei Verwandten oder intimen Freunden erlauben. Bei entfernter Stehenden müssen wir etwas länger verweilen. Jede Visite verursacht ihnen ja einige Störungen und Umstände des Empfanges, bei der Toilette, beim Hinausbegleiten rc. Eine Unterhaltung von zwei Minuten scheint so vieler Bemühung nicht werth. Auch offenbart der flüchtige Besucher, wenn er sich nicht ein wenig nach dem Wohlsein aller Familienmitglieder erkundigt, wenn er nicht wenigstens so lange spricht und bleibt, bis man etwas warm mit einander geworden ist, geringe Theilnahme und Freundschaft.

Allzu kurze Visiten und Unterhaltungen werden uns daher gar nicht angerechnet. Ja sie können sogar beleidigend und auf die Freundschaft störend einwirken.

Dies wissen schon die Indianer in Nordamerika, die nicht zugeben, daß man bei einem Besuche in ihrer Strauchhütte aufrecht stehen bleibe. Sie verlangen durchaus, daß man sich ordentlich hinsetze und eine Zeit lang bei ihnen verweile. Thut man es nicht, so sagen sie, „man habe ihnen den Frieden geraubt".

Im Ganzen ist indeß, scheint es mir, die Gefahr von Seiten allzu kurzer Visiten und Zwiegespräche nicht sehr groß. Denn die Mehrheit der Besucher ist so disponirt, daß für sie der freundlich angebotene Stuhl, so zu sagen, mit etwas Vogelleim bestrichen zu sein scheint. Wir können uns für lange nicht leicht wieder davon loswinden, weil wir es nicht verstehen, uns zu verabschieden, weil wir das rechte Stichwort nicht zu finden vermögen, bei dem man wieder abtreten darf oder muß.

Aller Anfang, sagt das Sprichwort, ist schwer. Aber bei unseren Conversationen ist meistens das Ende wenigstens eben so schwer. Ich meine ein b e f r i e d i g e n d e s Ende, ein kunstgerechter Schluß. Und doch sollten sie einen solchen

eben so gut haben, wie unsere Bühnenstücke, Romane oder Novellen, denen ja jedes von zwei oder mehren Personen aufgeführte Gespräch mehr oder weniger gleicht. — Schließt man doch jeden Brief mit einem hübschen Gedanken oder mit einer besondern Versicherung der Zuneigung und jede Unterschrift mit einem kräftigen Schnörkel.

Ist eine Conversation das gewesen, was sie sein sollte: die wenn auch nur flüchtige Besprechung eines irgendwie interessanten Themas, so muß sie zu einem Resultate geführt haben, und dies Resultat muß man zum Schluß und Abschluß zusammenfassen und darlegen. Wir sollen uns, wo möglich, über einen Punkt geeinigt haben und dürfen daher nicht mitten im Zwirnen des Fadens abbrechen.

Wir haben nun zwar meistens eine mehr oder weniger helle oder dunkle Ahnung davon, daß jede Visite und jedes Zwiegespräch bis zu einem solchen hübschen Abschluß fortgeführt werden, daß es mit einer kleinen Abmachung, mit einem nützlichen Ausspruche, wenn es sein kann mit einer geistreichen Bemerkung oder doch einem herzlichen Wunsche, mit welchem wir uns der Erinnerung unserer Freunde empfehlen, beendet und gleichsam gekrönt werden sollte. Weil wir nun diese Krönung, dies Tüttelchen auf dem I nicht finden können, bleiben wir dann wohl zum Ueberdruß so lange sitzen, bis wir endlich in Verzweiflung uns aufraffen und wohl in ziemlich ungeschickter Weise die Flucht ergreifen. Zuweilen überlassen wir es auch dem diplomatischen Hauswirthe, uns ein mehr oder weniger deutliches Zeichen zum Aufbruch zu geben und uns auf möglichst höfliche Weise wieder unter Segel zu bringen.

Bei größeren Gesellschaften kann man daher auch die Bemerkung machen, daß mitunter beim Abschiede, auf der Treppe, bei der Hausthür, die Unterredung noch einmal erst wieder recht auflodert. Jeder fühlt es, daß Menschen nicht

so ohne Weiteres auseinander laufen dürfen, wie aufgescheuchte Rehe. Alle glauben nun noch so Vieles sagen zu müssen und suchen nach gefälligen Aeußerungen des Wohlwollens oder Witzes, um bei ihren Freunden, die sie so bald ja nicht wiedersehen, in gutem Andenken zu verbleiben.

---

8. Rechthaberei.

Nichts stört die wohlthuende Bewegung der Conversation mehr als ein hartnäckiger Widerspruchsgeist und Hang zu eigensinniger Rechthaberei. Außer in der Mathematik giebt es im Ganzen genommen ja äußerst wenige Dinge in der Welt, über die man nicht anderer Meinung sein könnte. Und bei Conversationen ist gerade Das so hübsch und gedeihlich, wenn wir uns gegenseitig auf die mannigfaltigen Standpunkte der Betrachtung und zu den verschiedenen Seiten der Dinge willig hinführen lassen. Jeder bringt sein Lichtlein hervor. Und dieses ihm durch directen Widerspruch ohne Weiteres auszublasen, ist höchst unbarmherzig.

Schon beim Schriftstellern sind die unbestimmten, vorsichtigen und etwas zweifelhaft eingekleideten Meinungsäußerungen dem Leser weit willkommener, als die unbedingten Verneinungen oder stark betonten Bejahungen. Bei persönlichen Besprechungen muß man von jenen noch viel mehr Gebrauch machen und Alles, was man vorbringen will, mit einem: „Ich glaube", — „Mir scheint es", — „Ich möchte mir „erlauben zu fragen", — „Sie haben insofern ganz recht, aber „könnte auf der andern Seite nicht auch", — oder etwas dem Aehnlichen einleiten. Unsere Gespräche und die dabei vorgebrachten Ansichten und Meinungen sollen sich wie biegsame

Blumen zu netten Kränzen verschlingen. Mit alten, knorrigen, steifen, rechthaberischen Aesten und Stöcken, die nicht biegen wollen, bringt man das nicht zu Stande.

Wollen wir mit einander umgehen und in Gesellschaft neben einander existiren, so dürfen wir uns nicht so breit und so laut machen, wie es Die, welche auf ihrer Meinung bestehen, häufig thun. Selbst wenn man Jemanden zu einer richtigeren Ansicht bekehren will, muß man ihm die entgegengesetzte Wahrheit nicht so auf den Kopf zu sagen, vielmehr ihm zuerst ein wenig nachgeben, sich seiner Anschauungsweise etwas anschmiegen. Wir bringen ihn dann um so leichter dazu, seinerseits auch uns etwas zuzugestehen und führen ihn am Ende wohl ganz zu unserer bessern Meinung herüber.

Jabrüder, die Alles gut heißen und jede Aeußerung beklatschen, sind freilich auch selbst bei der sanftmüthigsten Conversation nichts werth. Ein wenig Widerspruch, ein hie und da vorgebrachter Zweifel belebt vielmehr die Unterhaltung. Denn er erweckt die Anderen zur Vertheidigung ihrer Aussprüche und zum Aufbringen neuer Gegengründe. Unsere Einwürfe müssen nur immer mit großer Höflichkeit und mit respectvoller Deferenz vorgebracht werden. Rede und Gegenrede, Hieb und Stich müssen mit freundlicher Miene und ohne Blutvergießen gehandhabt werden. Bei directem und lautem, vielleicht gar höhnischem Widerspruche stellen wir unsern Freund als einen Schwachkopf hin und wir unsererseits erscheinen dabei als Starrköpfe. Und das ist beides sowohl für uns wie für die Umstehenden auf verschiedene Weise mißfällig.

Bei den Deutschen ist viel Rechthaberei, weil viel individuelle Originalität zu Hause, daher ihre Conversation häufig nicht so wohlthuend und auch nicht so munter ist, wie sie sein sollte. Sie könnten hierin Manches von den im Umgange biegsameren und nachgiebigeren Franzosen lernen, die ihren Freunden leichter Recht geben, Alles, was diese

sagen, gern ganz „charmant" und höchst „aimable" finden und bei denen daher auch in den gebildeten Cirkeln die angenehmste und beste Conversation zu finden ist, oder doch vor 1870 war.

Uebrigens muß doch auch wieder ein Franzose, nämlich Herr von Villenave, den Alexander Dumas in seinen Memoiren beschreibt, ein Necplusultra von Rechthaber gewesen sein. Dumas sagt von ihm: „Sobald man die Schwelle des „Salons des Herrn von Villenave überschritten hatte, erlaubte „er nicht, daß irgend Jemand einer andern Meinung über „irgend eine Sache sei, als er selbst. Man wurde sogleich „ein Theil des Eigenthums dieses Herrn, der Alles gesehen, „Alles gelesen und studirt hatte, was ein Mensch sehen, lesen „und studiren kann, und der mit einem Worte Alles wußte. „Diese Despotie drückte, obgleich sie durch eine große Höf„lichkeit und glatte Politur temperirt war, auf die ganze Ge„sellschaft in ungemein lästiger Weise. Allerdings war die „Conversation in Gegenwart des Herrn von Villenave, wie „man sich denken kann, gut gezügelt und disciplinirt. „Aber wenn er nicht da war, bewegte sie sich doch freier „und war jedenfalls amüsanter."

---

9. Das Fragen.

Wir sollen allerdings unsere Freunde nicht mit inquisitorischen Fragen auf die Folter spannen oder ihnen, wie der deutsche zwar etwas derbe aber doch recht treffende Ausdruck lautet, „keine Löcher in den Kopf fragen". Manche Menschen sind in der Conversation mit Fragen äußerst freigebig und werfen damit die Kosten der Unterhaltung ganz auf die

Schultern der Anderen. Sie zwingen durch ihr Fragen dieselben zu umständlichen Auseinandersetzungen und zu unbequemen Antworten, welche sie vielleicht lieber für sich behalten hätten. Es giebt manche Ungeschickte, die selbst so wenig zu sagen wissen, daß sie ihre Conversation fast nur mit Fragen führen.

So lästig Das werden kann, so ist doch eine dann und wann gut angebrachte Frage wieder zuweilen ein äußerst zweckmäßiges Mittel zur Belebung der Unterhaltung. Die Zurückhaltenden und Bescheidenen, welche stumm bleiben, „bis „sie gefragt werden", kann man damit in den Kreis der Besprechung hereinziehen, auch die Trägen und Apathischen zu Aeußerungen aufmuntern. „Was sagen Sie denn dazu, „Herr X.!" „Können Sie uns nicht ein wenig Auskunft „geben, Herr Y.?" Von Madame Recamier hat man berichtet, daß sie oft durch freundliche Fragen die Unterhaltung ihres ganzen schönen Kreises sehr geschickt geleitet habe: „Elle „questionnait avec interêt et était tout entière „à la reponse."

Im Ganzen sind übrigens die in Frageform eingekleideten Bemerkungen doch meist weniger störend, als schroffe Behauptungen und Betheuerungen. Diese letzteren treten imperatorisch und arrogant auf und schlagen oft, indem sie Schrecken erregen, alle Erwiderung gleich nieder. Der Fragende dagegen scheint ja ein bescheidener Mann zu sein. Er ist unwissend, oder giebt sich dafür aus, und wenn er sich mit der Aufforderung an uns wendet, zu sagen, wie uns dies und das gefalle, was wir zu diesem und dem denken, so scheint er eine gute Meinung von unserem Verstande oder unseren Kenntnissen zu haben, und das schmeichelt uns. Alle Menschen, die von uns belehrt sein wollen und uns Vertrauen entgegenbringen, sind uns angenehm und willkommen.

Zuweilen, wenn die Conversation fast völlig abgelaufen

ist und in Stockung gerathen will, ist zu ihrer Belebung eine frisch aufgeworfene Frage ganz an ihrem Platze. Sie stellt ein neues Thema der Besprechung auf, und wenn es ein zeitgemäßes ist, regt sie bald genug zu Antworten von verschiedenen Seiten an. Sie zündet zuweilen in allen Ecken des Salons und bringt überall kleine Gespräche in Gang. — Hiezu und zu den anderen oben angedeuteten Zwecken sind also Fragen ganz passend und sehr willkommen. Allein man muß, wie gesagt, kein wandelndes Fragezeichen sein und vor allen Dingen kein neugieriger und grausamer Inquisitor.

---

10. Vom Zuhören.

Damit eine Conversation geläufig und erfreulich von Statten gehe, ist es nicht nur nöthig, daß gut gesprochen, sondern ganz besonders auch, daß gut zugehört werde. Ja die Vorschriften für die Kunst des gefälligen Anhörens machen wohl die Hälfte der ganzen Conversations-Theorie aus.

Wie die Acteure auf der Bühne von dem Benehmen des Publikums beeinflußt, wie sie von seiner Theilnahmlosigkeit oder Unruhe gestört und deprimirt, auf der andern Seite von seiner still lauschenden Aufmerksamkeit und seinem Beifallsgemurmel gehoben und inspirirt werden, so ist auch in der Conversation das Verhalten der mit uns redenden Freunde, je nachdem es ausfällt, entweder ein dämpfendes Hemmniß unserer Beredsamkeit oder das wahre Oel der Unterhaltung.

Es giebt Manche, die, wenn wir ihnen etwas Hübsches mitzutheilen anfangen, so kühl und gleichgültig dreinschauen, daß wir alles Gute, was wir im Sinne hatten, schnell wieder vergessen, während hingegen Andere sich so huldreich zu

uns neigen, so erwartungsvoll, — schon im Voraus dankbar und beifällig, — mit den Augen an unseren Lippen hangen, daß sie unsere Gedanken wie Sonnenschein beleben, unseren Worten Flügel verleihen, und das Beste, was wir in uns haben, aus uns herauslocken. Von jener liebenswürdigen Madame Recamier hat man gesagt: daß ihr Zuhören ganz verführerisch gewesen sei („elle écoutait avec séduction“).

Die Raisonnements und Ideen, die unsere Gesprächsgenossen uns entwickeln, die hübschen Neuigkeiten und amüsanten Geschichtchen, die sie uns auftischen, sind gefällige Geschenke, welche sie uns in freundlicher Absicht darbringen wollen. Nehmen wir sie nicht aufmerksam und entgegenkommend an, scheinen wir ihnen zerstreute oder gar taube Ohren zu bieten, geht unser Geist, während sie reden, ganz anderswo spazieren, so ist ihnen zu Muthe, als hätten wir ihre Gaben undankbar zurückgewiesen.

Ein freundliches, geduldiges und hingebendes Anhören ist indeß nur die einfachste und nothwendigste Pflicht. Man kann aber und man sollte auch noch ein wenig mehr thun und das blos passive Zuhören zu einem, so zu sagen, activen ausbilden.

Damit, daß der Angeredete blos stumm und dumm wie ein steinernes Bildniß das geöffnete Ohr hinreichend dasitzt, ist uns noch nicht viel gedient. Aber herrlich animirt es uns, wenn er uns applaudirend lauscht, wenn er bei unseren ernsten Aeußerungen beifällig und voll Verständniß mit dem Kopf nickt, — bei den komischen und amüsanten hell auflacht, — ein kleines „Bravo!“ ein „sehr richtig!“ — „ich verstehe Sie“ oder etwas dem Aehnliches dazwischen fügt.

Stocken wir für einen Moment oder fehlt uns ein Ausdruck, so kann uns ein so angenehmer und intelligenter Zuhörer recht wirksam nachhelfen und unsere Gedanken — indem

er auf sie eingeht, noch besser zum Ausdruck bringen. So benahm sich La Bruyère's geistreiche Freundin, Madame Turgot, von welcher er erzählt, sie hätte bei Conversationen stets in einer Weise zugehört, daß der Sprechende die Ueberzeugung gewann, sie habe alle Aeußerungen vollständig gewürdigt, alles Gesagte erkannt und nachempfunden, es sei ihr nichts von Dem, was man bemerkte, verloren gegangen. „Sie eignete sich," sagt La Bruyère, „die Ansichten ihrer Freunde an, sie glaubte, es „seien auch die ihrigen. Indem sie ihnen die Worte aus „dem Munde nahm und sie wiederholte, verschönerte sie sie „noch ein wenig." Und so war hinterdrein Jeder, der sich mit Madame Turgot unterhalten hatte, ganz zufrieden, so gute Gedanken gehabt und sogar noch besser gesprochen zu haben, als er sich selbst zugetraut hatte. La Rochefoucauld bemerkt dazu: „Il y a des manières d'écouter, qui valent mieux, que toutes les belles choses, qu'on pourroit dire."

Doch dies Alles sind nun schon feinere und höhere Anforderungen der Conversationskunst. Ich komme noch einmal auf das einfache Anhören zurück. Dies ist ganz unbedingt nöthig und ein Grunderforderniß. Jeden, der einmal das Wort hat, muß man erst ausreden, seine Geschichte zu Ende erzählen, seine Ideen abwickeln lassen. Ihm in die Rede fallen ist so schlimm, wie einem Pferdelenker in die Zügel greifen. Leider sind solche Mißgriffe eben so häufig wie schlimm. Denn oft sind unsere eigenen durch das Gespräch erzeugten Einfälle und frischgeborenen Gedanken so ungeduldig wie Kinder und so begierig an's Licht zu kommen, daß sie uns gewöhnlich nur allzu rasch von den Lippen springen und den Anderen störend dazwischen fahren.

Am besten versteht man sich auf diese Partie der Conversation — ich meine auf das langmüthige Zuhören — in England. Dort ist die gewöhnliche Manier der Zwiegespräche, wenn

auch nicht sehr sprudelnd, doch sehr gut geordnet. Die etwas kaltblütigen Engländer haben durch die Bank viel Geduld, sind meistens etwas parlamentarisch disciplinirt, und daher sehr aufmerksame Hörer. Alle ihre Conversationen gleichen ein wenig ihren Discussionen im Ober- und Unterhause, wo sie ja oft rufen: „hear! hear!" (hört! hört!). Sie lassen Jeden ausreden und fallen selten dem Andern in's Wort.

In Frankreich ist es im gemeinen Leben gerade umgekehrt. Die lebhaften, ungeduldigen und dabei meistens etwas eitlen Franzosen sprechen zuweilen Alle auf einmal. Schon Cäsar hat von den alten Galliern bemerkt, daß sie in ihren Unterhaltungen gewöhnlich über die Maßen lärmig seien. Ich sage gewöhnlich. Denn allerdings kommen bei ihnen doch auch wieder solche höchste Muster von Conversationstalenten vor, wie es die von mir citirten Madame Recamier, Madame Turgot, Madame Sévingé und viele Andere gewesen sind.

In Deutschland, wo Jeder den Kopf so voll von seinen eigenen Originalgedanken hat, giebt es Viele, die aus Zerstreutheit oder aus Ungastlichkeit gegen die Ideen Anderer schlechte Zuhörer sind.

---

11. Stockungen.

Wir Menschen sind, wie gesagt, denkende und fühlende Wesen, und wir bethätigen uns als solche, wenn wir nicht gerade eine Arbeit vor uns haben, sondern müssig neben einander sind, nur durch lauten Austausch unserer Gedanken und Empfindungen.

Es sieht gar zu dumm und unnatürlich, ja ganz inhuman aus, wenn zwei lebendige Personen sich völlig stumm und

nichts sagend um einander herumbewegen. Zwiegespräche unter ihnen sind daher eine Nothwendigkeit, ja sie müssen so lange sie beisammen sind, fortwährend mit einander conversiren. Denn so wie sie damit aufhören, sind sie nicht mehr auf menschliche Weise beisammen.

Dies haben schon unsere Bauern gefühlt, die, wenn sie auf ihren Wanderungen auch nur flüchtig zusammentreffen und bei einander vorüberstreifen, je nach der Sitte ihrer Provinz und Landschaft allerlei hergebrachte Grüße, Fragen und Antworten, welche sie sich zurufen, in Bereitschaft haben.

Sogar auch die ganz mit einander vertrauten und intimen Familienmitglieder, obwohl sie ihre Empfindungen schon so oft ausgetauscht haben, unterlassen es nicht, wenn sie in ihrem häuslichen Verkehr auf der Treppe an einander vorbeischlüpfen, oder en passant einmal in's Zimmer gucken, ein paar freundliche Worte zu wechseln und sich durch ein kleines Compliment oder einen Scherz zu ermuntern.

Die Menschen sind wie mit Elektricität geladene Flaschen, und wenn sie sich berühren, müssen jedesmal ein oder ein paar Funken heraussprühen, damit man merke, daß das Salz noch nicht dumm geworden sei. Wenn Hausgenossen und Freunde sich einmal wortkarg und unlustig zur Conversation erweisen, werden ihre Lieben daher auch leicht besorgt für ihr Wohlbefinden: „Vater war so still gestern Abend. Ich fürchte, es muß ihm etwas sein!"

Dennoch brauchen es solche Familienmitglieder und Hausgenossen mit der Forderung von dem ununterbrochenen Fortgange der lauten Conversation nicht ganz strict zu nehmen. Sie kennen sich so gut. Sie verstehen sich schon von ferne. Ihre Unterredung geht auf allerlei stille Weise fort und sie behalten den ganzen Tag über auch ohne Worte mit einander Fühlung.

Aber bei Staatsvisiten, bei Abendgesellschaften, bei

„freundschaftlichen Diners“, überhaupt überall, wo Personen einander begegnen, die sich nicht alle Tage sehen, da ist die Vorschrift, daß man conversire und immerfort conversire, und daß man, so lange man zusammen ist, den Faden des Gesprächs nicht fallen lasse, aus dem oben angegebenen und aus der Natur des Menschen hergeleiteten Grunde ganz de rigueur. Läßt man es dennoch geschehen, wissen sich die Leute nichts mehr zu sagen, so ergreift sie eine unbehagliche Angst. Denn sie fühlen das Unnatürliche der Situation, so neben einander dazusitzen wie Automaten.

Namentlich aber erschrickt der um das Amüsement seiner Gäste so besorgte Herr des Hauses, wenn bei einer Soirée das munter rauschende Gemurmel der Conversation, wie es wohl zuweilen geschieht, plötzlich durch eine Windstille unterbrochen wird, und unter den Tischgenossen eine so große Ruhe eintritt, daß man glauben möchte, ein Geist — „ein Engel“ pflegen sie beschönigend zu sagen — flöge durch den Saal.

Da wir Menschen, wie gesagt, nur durch den gegenseitigen Austausch unserer Geistes- und Herzensregungen mit einander in Gesellschaft sind, und da also, wo jener nicht stattfindet, eigentlich gar keine Gesellschaft mehr vorhanden ist, so ist bei dem Eintreten solcher Stockungen dem Gastgeber und auch seinen Gästen so zu Muthe, als wolle ihre ganze Gemeinschaft auseinander fallen. Sie werden von einem ähnlichen unangenehmen Gefühle ergriffen wie Dampfschiffspassagiere, wenn das Schiff über eine Sandbank streift. Schnell muß das Fahrzeug wieder flott gemacht werden, es koste, was es wolle. In solchen Momenten ist man denn wohl Dem, der durch irgend einen Einfall, — wäre es auch nur ein trivialer, — durch die erste beste Bemerkung über das Wetter oder über eine Stadtgeschichte, — wenn eben nichts Interessanteres zur Hand war, — eine Wiederbelebung

des Geplauders bewirkt, eben so dankbar, wie einst der Pabst in Rom jenem Manne, der, als bei Aufrichtung eines Obelisken die trockenen Stricke reißen und den großen Stein fallen lassen wollten, „Wasser an die Taue!“ beorderte und das Monument vor Zertrümmerung bewahrte.

---

12. Verstöße und Böcke.

Die Anforderungen eines gefälligen Umgangs und einer vollkommen angenehmen Conversation sind dem Gesagten nach so mannigfaltig, daß man in Gesellschaft sehr auf seiner Hut sein muß. Und selbst wenn man dies ist, so entschlüpft doch sogar dem Aufmerksamen und Gewandten nicht selten ein Versehen.

Die Zunge in unserem Munde nennt Salomo „ein zweischneidig Schwert“. — „Die Zunge sticht, die Zunge mordet“, sagt noch kräftiger ein lettisches Sprichwort. Da sie nun noch dazu ein Schwert ist, das nur selten in seiner Scheide stecken bleibt, mit dem vielmehr weit fleißiger in der Welt herumgefochten wird, als mit irgend einer andern Waffe, so kann man sich denken, wie oft wir damit verwunden. In einer einzigen Reunion sind ja zuweilen Hunderte solcher „Mordwerkzeuge“ heraus und in beständigem Geplänkel und Gefechte begriffen. Da mag man denn wohl bange werden!

Unsere selten hinreichend demüthige Eitelkeit, unser Eifer, den Beifall der Anderen durch irgend eine Aeußerung, die *wir* für geistreich halten, zu gewinnen, ferner auch unsere Zerstreutheit und Vergeßlichkeit und noch manche andere Schwächen, insbesondere auch unsere Unbekanntschaft mit allen Verhältnissen und Eigenheiten der in der Gesellschaft gegen=

wärtigen Personen verleiten uns zu mancherlei Böcken und Verstößen, und diese, wenn wir sie hinterdrein als solche erkennen, pflegen dann die glühenden Kohlen mißmuthiger Scham und zu später Reue auf unser Haupt zu bringen.

Bei der gestrigen Soirée saßest Du mit ein paar Freunden in einem reizenden Boudoir. Ihr spracht und lachtet laut und unterhieltet Euch herrlich. Dabei hattet Ihr es aber ganz unbeachtet gelassen, daß im Hauptsalon nebenan ein gefälliger Liebhaber der Musik, ein Virtuose in seiner Kunst, der freundlichen Einladung des Herrn des Hauses, der seinen Gästen eine genußreiche Ueberraschung bereiten wollte, nachgebend, schon längst am Piano saß und bereits das leise Vorspiel zu seinen Phantasien begonnen und darauf gewartet hatte, daß Alles Ohr sei. Deine laute Fröhlichkeit veranlaßte ihm und auch dem Hausherrn nicht geringen Verdruß. Du hattest ganz vergessen, daß man in Gesellschaft beständig vor- und umsichtig sein und auf Alles, was im Werk ist, Acht haben soll, um nach keiner Seite zu verletzen. Heute, wo Du Dir Alles wieder vergegenwärtigst, siehst Du es klar genug ein, wie ungeschickt Du verfuhrst.

Ein ander Mal trifft es sich, daß Du einer liebenswürdigen Dame gegenüber placirt bist, an die Du, um mit ihr anzuknüpfen, über Tisch weg eine verbindliche „Nachfrage nach dem Wohlsein ihrer verehrten Frau Mutter" richtest. Sie antwortet Dir ganz freundlich. — Aber! — wie unfreundlich ist der Dir zugesendete Blick des Herrn, der neben ihr sitzt und der gerade eben mit ihr in einem vertraulichen Zwiegespräche begriffen war, welches Du durch Deine voreilige Anfrage unterbrachst. — Du solltest doch besser aufmerken, und Dir nur solche Damen für Anbringung Deines Weihrauchs auswählen, die eben gerade müssig oder wenigstens nicht schon besser bedient sind.

Ein drittes Mal begegnet es Dir, daß Du mit einem

Fräulein über den Werth gewisser dichterischer Leistungen sprichst und diese mit kritischem Enthusiasmus heruntermachst. Du glaubtest, es sei eine gute Gelegenheit, Deinen ästhetischen Geschmack hell leuchten zu lassen und Deinem Scharfsinn ihre Bewunderung zu erwerben. — Wie sehr irrtest Du Dich! Der Autor, den Du zerpflücktest, war der Lieblingsdichter Deiner hübschen Freundin, ihre Freude und ihr Trost, und jedes Deiner harten Worte war ihr ein Tropfen Wermuth. — Selbst wenn Deine Ansicht die rechte war, so hättest Du doch nicht gleich so unvorsichtig und unbarmherzig darauf los säbeln sollen. Man ist in Gesellschaft zwar nicht verpflichtet, alle Sym- und Antipathien der Anwesenden zu kennen. Aber man darf nicht vergessen, daß bei Jedem sehr verschiedene vorhanden sein können, und muß daher nicht gleich mit der Thür in das noch unbekannte Haus fallen, vielmehr das Eis zuvor ein wenig versuchen.

Wiederum ereignet es sich, daß Du einen kleinen Kreis von Zuhörern um Dich versammelst und sie, da Du ein passionirter Erzähler bist, auf eine lustige Geschichte regalirst, hinterdrein aber und zu spät gewahrst, daß diese Geschichte Deinen Zuhörern gar keine Ueberraschung bereitet, daß sie Deine Anekdote längst kennen, ja daß Du sie ihnen selbst schon einmal vorgetragen hast. Das ist denn wieder ganz besonders demüthigend. Denn wer in der Conversation alte Gerichte aufwärmt, seine eigenen Gedanken oder Erzählungen repetirt, der erweist sich entweder besonders arm an Erfindung und Kenntniß, oder besonders eitel und verliebt in sein kleines Besitzthum. Und es ist sehr unangenehm, bei der einen oder andern Schwäche ertappt zu werden. Dazu kommt dann noch die eben so widerwärtige Ueberzeugung, daß man seine Zuhörer, statt ihnen eine Freude zu bereiten, bei der abermaligen und oft sehr peinlichen Anhörung längst bekannter Dinge auf die Folter gespannt habe.

In größerer und etwas ceremoniöser Gesellschaft sind solche Verstöße gegen die Anforderungen des rücksichtsvollen Umgangs auch deswegen so unangenehm für uns, weil sie sich nicht so leicht wieder gut machen lassen, wie wohl das Verkehrte, was uns etwa im alltäglichen Umgange mit unseren Hausgenossen und Familienmitgliedern begegnet. Wir sehen die lieben Personen, gegen die wir uns versündigten, später vielleicht kaum wieder, und wir sind dann in ihren Augen für immer oder doch für lange als Menschen gestempelt, vor denen man sich in Acht nehmen muß.

Wie Vorwitz und Hastigkeit uns oft zu mißfälligen Aeußerungen verleiten, so bringen Langsamkeit der Zunge und Zerstreutheit des Geistes uns oft dahin, die Gelegenheiten zur Anbringung eines ansprechenden Gedankens zu verpassen, und das ist nicht selten eben so unangenehm. Wenn wir die bösen Worte, die uns entflohen, nicht zurücknehmen können, so vermögen wir auch die guten, die wir für uns behielten, nicht nachzuholen. Wenigstens in größerer Gesellschaft nicht. Zu Hause geht freilich auch das wohl. Denn ein Hausvater kann heute seine gestrigen Aeußerungen ergänzen und corrigiren und sprechen: „Was ich gestern Abend bemerkte, bitte „ich nicht mißzuverstehen. Es ist mir nachher beim Schlafen„gehen noch etwas Anderes darüber eingefallen, was wohl „das Rechte sein möchte". Im Salon läßt sich das nicht machen. Da fluthet der Strom der Unterhaltung rasch über uns weg und giebt uns nicht Zeit zu Berichtigungen und Nachträgen. Der gute Gedanke, die treffende Entgegnung muß in dem rechten Augenblick da sein, und vergessen wir's, so bleibt uns nichts als das Bedauern.

Solche und ähnliche Dinge passiren manchen Menschen zu ihrem eigenen Kummer so häufig, daß sie dann wohl über sich in Verzweiflung gerathen. Sie erscheinen sich selber mitten unter den anderen lebhaften und gewandten Gesell-

schaftern ganz unfähig, kommen aus einer hübschen Soirée zuletzt wohl ganz verdummt heraus und geloben sich nicht selten auf dem Heimwege, ein solches Glatteis nie wieder zu betreten. Statt geweckt und gestählt, fühlen sie sich durch die Conversation, auf die sie sich so wenig verstehen, auch für ihre anderweitigen Geschäfte gelähmt, da sie zu ihrem eigenen Verstande und ihrer geistigen Kraft am Ende ganz das Vertrauen verlieren.

Für Solche, die es dann übersehen, daß die so angenehme Gewandtheit in den Conversationskünsten und alle die so brillanten geselligen Talente doch nur sehr einseitige Gaben sind und zum Theil blos auf Routine und Gewohnheit beruhen, sehr wohl aber einem verständigen Manne, ja selbst einem großen Geiste abgehen können, bietet die Geschichte der berühmten Leute denn sehr tröstliche Beispiele. Man könnte zahllose Fälle von Männern citiren, die geistig sehr gut begabt waren und doch in Gesellschaft sich benommen haben, als könnten sie, wie man wohl sagt, nicht fünfe zählen, weil sie sich nicht gewöhnt hatten, ihr Gold in kleiner Münze auszugeben. Ich mag hier zum Troste der Bescheidenen, welche sich schwerfällig fühlen, nur drei recht eclatante Beispiele anführen, die ich mir schon oft selbst vorgehalten habe und die auch in anderer Beziehung interessant sind.

Von dem berühmten französischen Fabeldichter La Fontaine wird berichtet, daß er, der in seinen Dichtungen alle Thiere, sogar die Bäume und die Steine so gut und geläufig reden ließ, in der Gesellschaft und bei der Conversation mit Menschen äußerst einsilbig und unbeholfen gewesen sei. „Seine Feder,“ sagt Voltaire, „war leicht, elegant, gewandt, und in seinen „Schriften ist Alles gefällig, delikat und höchst ansprechend. „Er selbst aber in seinem persönlichen Benehmen war plump, „schwerfällig, ja stupide („grossier, lourd, stupide“). Der „Geist dieses bonhomme war so simpel, daß er sich in der

„Conversation kaum über die stummen Thiere erhob. Er, „der an seinem Schreibtische mit dem Sprachstoffe so hübsch „und bewundernswürdig arbeitete, wie in ihren Körben die „Bienen mit Honig und Wachs; konnte in der Gesellschaft „nicht einmal Das, was er soeben selbst mit angesehen und „erlebt hatte, leidlich erzählen."

Auch von dem großen Corneille, dem es doch nicht an Geist gefehlt hat, versichern die Zeitgenossen Aehnliches. „Er „war höchst einfach," sagt La Bruyère von ihm, „schüchtern „und im Umgange äußerst linkisch. Seine Conversation war „so langweilig, daß, wenn sie nur ein wenig andauerte, alle „Leute gähnten. Er sprach nicht einmal geläufig französisch. „Er konnte seine eigenen Gedichte nicht geschickt vortragen." Corneille scheint dies selbst zu seinem Kummer empfunden zu haben. Denn er klagt in einem Verse: daß man ihn nur dann ohne Verdruß anhören könne, wenn er durch den Mund Anderer (geschickter Schauspieler) zum Publikum spräche.

Auch der englische Erzbischof Whately, ein durch Charakter, wie durch hohe Lebensstellung ausgezeichneter Mann, hatte viel von seiner Schüchternheit und geselligen Unbeholfenheit zu leiden. Der treffliche englische Schriftsteller Herr Smiles berichtet von ihm, daß er sich wegen seiner rauhen Manieren den Beinamen „der Eisbär" zugezogen habe. Der Erzbischof ließ sich in Gesellschaft so viele Verstöße zu Schulden kommen, daß er selbst darüber zuweilen in Verzweiflung gerieth und auch einmal daran dachte, um diese Qual nicht länger zu tragen, lieber aller Gesellschaft zu entsagen. Man empfahl ihm, als Gegenmittel, das Beispiel der besterzogenen Männer, denen er begegne, nachzuahmen. Er machte den Versuch. Doch derselbe mißglückte. Endlich entschloß er sich, allen Versuchen zur Nachahmung Anderer und zur Herstellung besserer Manieren zu entsagen, den Tadel der Welt und seines eigenen Gewissens nicht mehr zu beachten, — zu ertragen,

was er nicht ändern könne, und kühn sich so natürlich zu geben und zu benehmen, wie er von Haus aus war, mochte es gehauen oder gestochen sein. Dies nützte ihm endlich. „Im Grunde genommen," sagt er selbst, „blieb ich rauh und „linkisch, denn Glätte, Anmuth und Takt sind mir nun ein= „mal unerreichbar. Aber ich befreite mich doch von den „meisten Fehlern der Manier, welche das Bewußtsein der= „selben hervorruft, verschaffte mir ein ungezwungenes und „natürliches Benehmen und konnte daher dem mir ebenfalls „angeborenen Wohlwollen für die Menschen Ausdruck ver= „leihen."

Aus Beispielen dieser Art können wir wenigstens zweierlei gute Lehren entnehmen. Erstlich daß noch Niemand deswegen an seinem Verstande und Werthe zu zweifeln braucht, wenn er in Gesellschaft viele Versehen macht, — zweitens aber, daß es doch auch bei starken Geistern — sowohl für Andere als auch für sie selbst — sehr angenehm und förderlich wäre, wenn sie sich ein wenig von der leichten Waare des savoir faire angewöhnen und anerziehen könnten, daß aber, wo dies nicht gehen will, Jeder am besten thut, sich ohne Aengstlichkeit und Reue so mitzutheilen, wie er von Natur beschaffen ist.

---

13. Conversation, Schriftstellern empfohlen.

Ein Thema der Untersuchung in Verbindung mit anderen Personen in lebhaftem Zwiegespräche zu behandeln, ist viel= fach nicht nur angenehmer, sondern oft auch erfolgreicher, als der oft sehr schwierige Versuch, die Sache durch einsames Nachsinnen in's Klare zu bringen.

Bei der Conversation werden allerlei Springfedern in

Bewegung gesetzt, die sich an unserem Schreibtische und im Cabinete gar nicht rühren. Namentlich gleich der Ehrgeiz, der uns inmitten artiger Leute ergreift, uns ihnen von unserer brillantesten Seite zu zeigen und es ihnen in Entfaltung von Geist und Kenntnissen gleich zu thun. Sind es huldreiche Damen, mit denen wir reden, so wird der Wunsch in uns lebendig, ihnen etwas besonders Gefälliges und Neues vorzubringen und namentlich auch ihnen dabei recht klar und verständlich zu werden. Zuweilen belauscht uns dabei ein größerer sich um uns sammelnder Kreis, dessen Beifall wir gewinnen möchten und der uns schon durch seine Anwesenheit und sein Lauschen inspirirt.

Das Alles rüttelt den Geist des Sprechenden auf, elektrisirt ihn, bringt ihn auf ganz frische Einfälle und Ideen, die ihn in der Einsamkeit vielleicht nie beschlichen haben würden. Er wird erfinderisch, und da sein Mitsprecher bei der gegenseitigen Erwärmung eben so erfinderisch ist, so legen Beide Minen und Gegenminen an und graben sich immer tiefer in das Thema der Unterhaltung hinein. Dasselbe erscheint dabei mithin in einer Vielseitigkeit der Beleuchtung, die bei dem einsamen und einseitigen Nachdenken und beim Schriftstellern gar nicht erreicht werden konnte.

Das geduldige Papier nimmt Alles, was uns aus der Feder fließt, so viel langmüthiger hin als die Zuhörer, die schnell genug eine Lücke oder Dunkelheit in unseren Erzählungen oder eine schwache Seite in unseren Argumentationen wahrnehmen und es auch nicht unterlassen, uns dieselbe bemerklich zu machen.

Autoren wäre es daher in vielen Fällen sehr anzurathen, ihre Themas und Ideen, ehe sie sie auf's geduldige Papier brächten, nicht nur erst eine Zeit lang bei sich herumzutragen und zu bebrüten, sondern sie wo möglich auch erst vor lebendige Zuhörer zu bringen und sie mit ihnen zu besprechen.

Allerdings giebt es auf dem weiten Gebiete der Wissenschaften unzählige Capitel, bei denen sich dies nicht ausführen läßt, bei denen der Gelehrte die Beihülfe der vorwitzigen und uneingeweihten Gesellschaft gar nicht gebrauchen kann, vielmehr Alles für sich allein durchkämpfen und schlichten muß. Und wie die Gelehrten, so können auch die großen Dichter sich ja nur in der Einsamkeit der Haine mit ihrer Muse besprechen, die ihnen da dann Dinge zuflüstert, mit welchen sie hinterdrein die Gesellschaft in Erstaunen setzen, ohne daß diese ihnen dabei den geringsten Beistand hätte leisten können.

---

14. Heilsamkeit der Conversation.

Der von mir schon genannte treffliche Engländer Smiles hat eine sehr interessante Abhandlung über den Trost und die Freude geschrieben, welche uns die Lectüre guter Bücher und der stille Umgang mit ihren Verfassern gewährt, und hat gesagt, daß etwas Wohlthuendes, Heilsames und Herzstärkendes in diesem Verkehr mit den verstorbenen großen Geistern liege.

Eine in mancher Hinsicht noch viel wirksamere Medicin steckt aber in dem Umgange mit den Lebendigen und in der persönlichen Conversation mit ihnen.

In Bezug auf Seelenleiden giebt dies wohl alle Welt zu. Jeder weiß es ja, daß — nach der Unterhaltung mit der Gottheit, nächst dem Gebete — nichts unser Herz besser zu erquicken vermag, als eine Besprechung mit wohlwollenden Mitmenschen. Kummer, Verdruß und Sorgen stehen in unseren Träumen oft wie riesige Gespenster vor unserer Seele und werden schon dadurch, daß wir sie nur in knappe Worte gefaßt Jemandem vorbringen, auf der Stelle etwas kleiner.

Zurückgedrängter und verhaltener Schmerz macht uns noch kränker. Die bloße Ausschüttung des Kummers, die laut gewordene Klage ist eine Erleichterung wie der Aderlaß. Dazu kommt dann noch die Erwiderung des Freundes, der uns nicht nur auf manches Tröstliche in unserer Lage, das wir übersahen, aufmerksam macht, sondern auch durch seine Theilnahme und sein Mitgefühl uns unsere eigenen Leiden tragen zu helfen scheint. Getheilter Kummer ist nur halber Kummer. Dagegen ist getheilte Freude doppelte Freude. Es giebt sogar manche Freuden, die von uns allein und für uns selbst genossen eigentlich gar keine Freuden sind, die dies vielmehr erst werden, wenn wir sie in Gemeinschaft mit Anderen genießen, mit ihnen besprechen und bejubeln können.

Sind Conversationen der Seele heilsam, so sind sie es auch schon deswegen mittelbar dem mit ihr so innig verwachsenen Körper. Aber sie haben für diesen auch etwas ganz unmittelbar wirkende Medicin. Lebhafte Gespräche sind eine Art von Turnier, bei dem nicht blos der Geist, sondern auch der Leib und namentlich sein Nervensystem sanft und angenehm erregt wird. Es kommt dabei eine Partie Magnetismus und elektrischen Fluidums auf wohlthätige Weise in Bewegung, und das reinigt das Blut, stärkt die Nerven, ja sogar die Verdauung. **Les morceaux caquetés se digèrent plus aisément** (die beplauderten Bissen verdauen sich leichter) sagt ein französisches Sprichwort. Wie wohl fühlt man sich bei und nach einer Mahlzeit, wenn gute Reden sie würzen. Tischgespräche sind daher auch bei allen Völkern sehr beliebt gewesen, und unsere Aerzte verbieten sogar ihren Patienten zuweilen ganz entschieden den „**solipsismus convictorii**“, wie Kant es nennt*), d. h. eine melancholische, ungesellige

---

*) Siehe über diesen Punkt Kant's Anthropologie, herausgegeben von Schubert. S. 206 ff.

Abspeisung in der Einsamkeit, schreiben ihnen dagegen muntere Mittagstischplaudereien als ein sehr wirksames Heilmittel vor.

Der Franzose Graf St. Evremont sagt, daß Conversation ihm weit genußreicher, viel wohlthuender sei als Lectüre. Und Aehnliches haben auch viele andere geistreiche Männer ausgesprochen. Ein animirtes, gutgeführtes Zwiegespräch mit sympathischen Menschen, namentlich anmuthigen Frauen, ist wohl einer der höchsten ästhetischen Genüsse, deren wir überhaupt theilhaftig werden können. Manche ausgezeichnete Männer, z. B. Sokrates, haben ohne zu lesen und ohne zu schreiben fast ihr ganzes Leben lang conversirt. Auch sind viele der berühmtesten Bücher, welche die Menschen am meisten gepackt haben, nichts als hinterdrein niedergeschriebene Conversationen. So z. B. die Gespräche, die Plato aufschrieb, — die zauberischen Soiréen des Schahs von Persien mit seiner Scheherazade, — die im ganzen Orient berühmten Unterhaltungen (Makamen) des Hariri, — die Erzählungen und mündlichen Mittheilungen, mit denen sich die Leute in der großen Pest zu Florenz in der Mitte des 14. Jahrhunderts so tröstlich die Zeit und Angst vertrieben, und welche Boccacio in seinem Decamerone zusammenfaßte. — Nichts hat die Menschheit mehr ergriffen, als die Lust- und Trauerspiele Shakespeare's und anderer großer Dramatiker. Es sind lauter mit Action vermischte Dialoge und Monologe conversirender Personen. — Im Himmel wird man vielleicht nicht mehr lesen und schreiben. Aber ohne Conversation und Austausch der Ideen und Gefühle mit höheren Geistern kann man sich kaum Freude im Himmel denken. — Die Einzelhaft, bei welcher den Gefangenen alles Gespräch untersagt war, hat man mehrfach als viel zu grausam wieder aufgegeben. — Die Platoniker haben Conversation, welche nicht nur die Gedanken des Lehrers mittheilt, sondern auch die des Schülers herauslockt, als die wirksamste Art der Belehrung

empfohlen. Unsere Kinder werden bis zu ihrem 5. oder 6. Jahre, d. h. während der Lebenszeit, wo sie das Bleibendste für Kopf und Herz empfangen, vornehmlich nur durch Conversation mit Mutter und Vater gebildet und erzogen. Nachher erst kommen die docirenden Lehrer. Auch später noch fahren Conversation und Umgang fort, neben dem Studium Hauptfactoren der Weiterbildung zu sein. Ja die ganze Menschheit bildet und erzieht sich noch immer mehr durch mündliches Wort oder Conversation als durch Bücher und Docenten. Es giebt Nationen ohne Professoren und Literatur, bei denen alle Kenntniß und Kunst nur durch Gespräch überliefert wird. Daher denn ja auch viele Völker, z. B. die arabischen Nomaden, so passionirte Freunde der Conversation sind.

---

empfindet. Unsere Kinder werden bis zum Jahre 5. oder 6. Jahre, d. h. während der Lebenszeit, wo sie das Wichtigste für Kopf und Herz empfangen, vorzugsweise nur durch Conversation mit Mutter und Vater gebildet und erzogen. Nachher erst kommen die bestimmten Lehrer. Auch später noch fährt Conversation und Umgang fort, neben dem Studium Hauptmittel der Weiterbildung zu sein. Ja die ganze Menschheit bildet und erzieht sich noch immer mehr durch mündliches Wort oder Conversation als durch Bücher und Predigten. Es giebt Nationen ohne Professoren und Literatur, bei denen alle Kenntniß und Kunst nur durch Gespräch überliefert wird. Daher denn so auch viele Völker, z. B. die orientalischen Nomaden, so passionirte Freunde der Conversation sind.

Schulung der Höflichkeit.

Schulung der Höflichkeit.

Anspruchslosigkeit und Menschenfreundlichkeit sind allerdings die schönsten und unentbehrlichsten Grundlagen und Folien der Höflichkeit. Ein Mensch ohne Prätensionen, von natürlicher Bescheidenheit und mit einfachem wohlwollenden Gemüthe wird gewiß von selbst auch im Umgange mit uns meistens ein seinem sanften Charakter entsprechendes und nicht verletzendes Benehmen entwickeln.

Nichtsdestoweniger aber kann doch vor Allem die Höflichkeit der Nachhülfe, der Erziehung und Belehrung nicht entbehren. Sie bedarf der Schule, einiger Formeln, eines Codex oder Katechismus. Denn es giebt eine Menge kleiner Dinge und Modificirungen des Betragens im Umgange, durch die wir Andere angenehm zu berühren und für uns zu gewinnen vermögen, und eben so viele Andere, durch die wir sie verletzen können. Und darüber existiren gewisse bestimmte, hergebrachte Regeln des Benehmens, auf deren Erfindung die allergutmüthigsten und anspruchslosesten Personen von selbst nie gekommen wären. Diese letzteren erscheinen uns trotz aller ihnen innewohnenden Selbstverläugnung und warmen Nächstenliebe, wenn sie jene Kunst-

regeln nicht kennen und üben lernten, wenn sie jene Schule nicht durchmachten, häufig plump und rücksichtslos.

Zwar werden sie ihrer harmlosen Gesinnung gemäß uns nie etwas Besonderes in's Gesicht sagen. Vielleicht aber werden sie doch, wenn sie uns begrüßen, nicht daran denken, zuvor ihre nicht mehr ganz neuen Handschuhe auszuziehen, vielmehr, statt uns die warme wohlgewaschene Hand zu reichen, die mit Ziegenleder bekleideten Finger nach uns ausstrecken, als wenn sie etwas Widerwärtiges anzufassen hätten. Welchem gutmüthigen Naturkinde fällt es denn auch von selbst ein, wenn man es ihm nie gesagt hat, daß das nicht passend sei, und daß man bei der Begrüßung durch Händedruck einer in allen Ländern, sogar bei den Kosaken, geltenden traditionellen Schicklichkeitsregel gemäß zuvor die Handschuhe ausziehen soll, wie man ja auch beim Kuß den Mund nicht in ein Futteral legt.

Erkundigen wir uns nach dem Befinden jener ungeschulten freundlichen Leute, so sind sie zwar sehr dankbar und fast gerührt für die „gütige Nachfrage", und sie geben uns auch bereitwilligst ganz hinreichend Auskunft über ihr Wohlergehen, oder über ihre Leiden und Krankheiten, die sie durchgemacht haben, und über die Medicin, die sie einnehmen mußten, vergessen es aber hinterdrein ganz, sobald als möglich hiemit abzubrechen, und sogleich wie die — wenigstens bis 1870 — sehr artigen Franzosen das nie versäumen, mit der Frage: „Et vous, Monsieur?" („Und Sie selbst, mein Herr, ich hoffe, Sie befinden sich auch recht wohl?") hervorzurücken, weil sie Niemand darauf aufmerksam gemacht hat, daß dies in dem Schachspiel des angenehmen Umgangs derjenige Zug ist, der nach den richtigen Spielregeln auf jene Frage, mit welcher unser Mitspieler aussetzte, gleich folgen muß.

Haben jene gutmüthigen und anspruchslosen Naturkinder

uns mit einem Brette angerannt und den Kopf verletzt, so werden sie freilich bestürzt genug sein, und ihr grobes Versehen auf alle Weise durch freundliche Entschuldigung und Beihülfe wieder gut zu machen streben. Denn sie wissen es im Allgemeinen, daß wir von Fleisch und Bein gemacht sind. Daß wir Alle aber eigentlich wahre Sensitiven vorstellen, und daß jede selbst geringste Streifung mit dem Ellbogen uns choquirt und das Pflästerchen einer höflichen Entschuldigung verlangt, kommt den Unbefangenen schon nicht sogleich in den Sinn. Noch viel weniger, daß sogar selbst jeder Widerspruch in der Unterhaltung oder jede Unterbrechung der Rede durch ein „Erlauben Sie gütigst", oder „Verzeihen Sie gefälligst" eingefädelt werden sollte, weil uns Empfindliche dies Alles sehr unangenehm berührt und als ein mehr oder weniger grausamer Eingriff in unsere persönlichen Rechte erscheint. Die höflichen Franzosen, die wir als anerkannte Muster und Gesetzgeber der Artigkeit nun einmal hier oft anführen müssen, haben beständig ihr „Pardon, Monsieur" und „Merci, Monsieur" auf den Lippen und gebrauchen Beides wie die kleine Münze oder Medicin des Umgangs unermüdlich, worin sie bei den so häufig wiederholten und ganz unvermeidlichen Verwicklungen unserer Conversationen sehr recht thun. Wer sich nun nicht ein wenig darauf eingeübt hat, der bedient sich jenes Oels nicht häufig genug, oder nicht in allen passenden Fällen.

Ich nehme ein anderes Beispiel: Schulter und Rücken sind nun einmal die nichtssagende Schattenseite unserer Persönlichkeit, während auf der Vorderseite, auf unserem Angesichte Alles geschrieben steht und vor sich geht, wodurch wir uns den Uebrigen mittheilen. Wenn wir Jemandem den Rücken zukehren, so hat er Mühe, unsere Worte zu vernehmen, und er erfährt gar nichts von Dem, was unsere Mienen und Gesichtszüge aussprechen. Ja, es scheint fast, als hielten wir

ihn selbst des Anblicks und der Betrachtung nicht werth. Deshalb gilt es als eine ganz allgemeine und strenge Höflichkeitsregel, daß man unter allen Umständen den Gesprächsgenossen Augen und Antlitz zuwende. Freilich ist dies ein so natürliches Gebot, daß auch der ärgste Naturmensch es in der Hauptsache ganz von selbst beobachten wird, da ja schon die Thiere, wenn wir sie anreden, uns in's Auge blicken. Allein wer nicht näher darüber nachgedacht hat, oder nicht ausdrücklich belehrt wurde, wird wahrscheinlich doch jene Regel nicht bis in ihre äußersten Consequenzen verfolgen und sie auch nicht zu allen Zeiten strict festhalten. Und doch ist dies, namentlich höheren Personen gegenüber, ganz de rigueur.

Man soll den Anderen vorerst auch nicht einmal den halben Rücken zeigen, wie es die Verlegenen wohl thun. Man muß ihnen das Angesicht voll und klar zukehren, face en face, wie ein Soldat, der sich vor seinem Offizier präsentirt, wenn auch nicht mit der militärischen Strammheit einer Schildwache. Wie die Verlegenen, so reden uns auch Die, welche mit uns grollen oder stolz auf uns herabsehen, nur mit halber Zuwendung des Körpers und über die Schulter an.

Man soll auch ferner dem Freunde bis zum letzten Abschiedsworte zugewandt bleiben und, namentlich wenn er ein Höherer ist, ihn selbst zuerst den Rücken kehren lassen. Ungeschulte Naturmenschen sind sehr geneigt, hiergegen zu sündigen und alsbald, sowie sie ausgeredet haben, Rechtsum kehrt zu machen und ihrer Wege zu gehen. Sie denken nicht daran und verstehen es auch nicht, wie die Hofleute, beim Ende der Audienz und beim Abtreten ihr Angesicht so lange als möglich lächeln zu lassen, um erst beim Schließen der Thür das Kehrtmanöver zu vollführen.

Auch bei Begegnungen auf der Straße soll man dem Freunde, den man vorübergehend grüßt, das Gesicht höflich zuneigen und eine Zeit lang freundlich in die Augen blicken.

Manche hochfahrende Leute drehen beim Gruße kaum den Kopf nach Dir um. Die, welche rücksichtsvoll, höflich und wohlwollend sind, sehen Dich — selbst wenn sie eben große Eile haben — einen Augenblick ruhig und zärtlich an, als hätten sie Dir tief in's Herz geschaut, und ihre Augen lassen Dich erst wieder fahren, wenn Du ganz vorüber bist. Die Gedankenlosen und in sich selbst Vertieften, die auch häufig im Herzen theilnahmlos sind, machen dies kleine Manöver gewöhnlich etwas zu schnell ab, lassen ihren Blick über den Freund zu flüchtig hingleiten, und kehren sofort wieder in sich selbst zurück.

Hieraus ließe sich unter Anderem die Erscheinung erklären, daß so Mancher beim großen Publikum, welches ihn doch so zusagen nur auf der Straße sah, in den wohlverdienten Geruch eines stolzen oder unfreundlichen Charakters kam, und wie dagegen Andere beim großen Haufen beliebt geworden sind. Bei einer Prinzessin und hohen Dame macht sich der Ruf ihrer Herzlichkeit oder Herzlosigkeit oft blos aus der Art und Weise, wie sie das Publikum aus ihrer Carosse zu begrüßen und zu beäugeln pflegt.

Auch in größerer Gesellschaft soll man sich im Gespräch mit seinem Nachbarn zur Linken nie so vertiefen, daß man dabei dem zur Rechten ganz den Rücken zukehrte. Vielmehr sollen wir uns in großen Cirkeln immer so zu wenden und zu bewegen trachten, daß wir so vielen Menschen als möglich das Antlitz zeigen, was bei der Gestalt unseres Körpers allerdings nicht ganz leicht ist und einige Gewandtheit erfordert. Ungelenke Menschen wissen dies zuweilen nicht anders herauszubringen, als dadurch, daß sie sich geradezu mit dem Rücken gegen die Wand pflanzen und von da aus in die Gesellschaft verlegen hinauslugen. Ueber alle diese und andere Consequenzen jenes angedeuteten allgemeinen Höflichkeitsgesetzes

muß man, sage ich, die Leute speciell belehren, aufklären und einüben.

Nicht selten sieht man arglose Männer neben den Damen, die sie auf den Trottoirs einer Stadt zu führen haben, ganz gemüthlich auf derjenigen Seite einherschreiten, wo die Häuser stehen, indem sie ihre Begleiterinnen neben dem Rinnsteine sich abmühen lassen. Denn Niemand hat es ihnen ja gesagt, daß, wenn ein Cavalier mit einer Dame auf einem Trottoir spazieren will, es aus unterschiedlichen triftigen Gründen sehr passend und höflich ist, ihr sogleich die vielfach gefahrvollere Rinnsteinseite abzugewinnen. Setzt man diesen Arglosen, die nie darüber nachdachten, die Sache auseinander, macht man sie auf die mit Straßenschmutz drohenden und nahe vorüberrasselnden Wagen und Pferde aufmerksam, so wird es ihnen freilich klar und sie nehmen es sich zu Herzen. Von selbst wären sie aber nicht darauf gekommen. Sie müssen geschult oder, wie man auch wohl sehr treffend sagt, „gehobelt" werden.

Es ist demnach — sage ich — sehr gut, daß über alle diese und unzählige andere, den genannten ähnliche Dinge gewisse bestimmte hergebrachte, von einigen taktvollen Leuten erfundene Regeln und Traditionen unter uns umlaufen, die Einer dem Andern mittheilt, und mit denen sie sich gegenseitig zustutzen. Bei jedem Volke, an jedem Orte, in jeder Gesellschafts- und Rangklasse sind die Vorschriften dieser Art sehr verschieden und überall ist ihre Mannigfaltigkeit groß. Der Eine hat sich davon während seines Lebens mehr zu eigen gemacht, der Andere weniger. Der Höflichkeitscodex Einiger beschränkt sich in der That auf äußerst wenige ihnen geläufig gewordene Axiome, Manieren und Ausdrücke. So kannte ich z. B. ehedem einen guten alten Herrn, dessen gesammte Höflichkeit sich in der einen stets von ihm wiederholten Phrase „Bitte recht sehr!", die man ihm in seiner Jugend, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, eingeprägt hatte, concentrirte

und auf sie allein reducirte. Wenn man ihm etwas Freundliches sagte — oder wenn er sich erlaubte, einen Einwurf zu machen — wenn man ihm Lebewohl wünschte — wenn man nieste, kurz, in hundert Fällen, wo reicher Begabte und feiner Polirte hundert verschiedene Variationen ihrer verbindlichen Redewendungen zur Hand gehabt haben würden, hatte mein höflicher alter Freund nichts zur Hand als sein stereotypes: „Bitte recht sehr!" und den eben so stereotypen tiefen und rasch ausgeführten Bückling, mit dem er diese seine Lieblingsphrase zu begleiten pflegte.

Im Gegensatz zu einem so Bescheidenen ist bei gewandten Hofleuten jener Höflichkeitscodex so bunt und paragraphenreich wie das römische Recht. Gedruckte Höflichkeitsbücher helfen indeß wenig dabei. Am besten lernt man dergleichen aus der Schule des Lebens, durch mündliche Mittheilung, und zwar besonders schön in der Jugend, namentlich wenn Einem einmal die Lehre in flagranti delictu gegeben wurde, und ein Freund uns über eine unserer Plumpheiten oder Versehen derb in's Gebet nahm. Denn dann — vorausgesetzt natürlich immer, daß wir von Haus aus nicht ganz widerspänstig und impertinent sind — werden wir uns von Beschämung getroffen fühlen, und der Schreck darüber, daß wir so etwas Angemessenes nicht von selbst beachteten und erkannten, wird uns die Lehre für's Leben unvergeßlich machen.

Warum prunken wir zuweilen mit unseren Schwächen und Mängeln?

Warum prunken wir zuweilen mit unseren Schwächen und Mängeln?

Allgemein bekannt und häufig genug besprochen sind die zuweilen sehr komischen Anstrengungen, welche die Menschen machen, um ihre geistigen und leiblichen Mängel und Fehler vor einander zu verbergen.

Sonderbarer aber sind die oft eben so eifrigen Bemühungen, welche sie aufwenden, um solche Fehler und Mängel herauszukehren, sie Anderen bemerklich zu machen, sogar wohl mit ihnen groß zu thun und zu prunken.

Daß jener Halbblinde sich geberdet, als ob er Alles so genau sähe, wie ein auf beiden Augen Gesunder, scheint nicht unnatürlich. Er empfindet seinen Mangel als eine unangenehme Schwäche. Er wünscht ihn ganz hinwegzuläugnen, oder bei sich und Anderen in Vergessenheit zu bringen. Das begreift sich.

Aber was kann einen andern Myops veranlassen, umgekehrt uns wiederholt auf seine Gesichtsschwäche aufmerksam zu machen, stets zu seinen eleganten Gläsern zu greifen, beständig, wo es etwas zu betrachten giebt, die Augen halb zuzukneifen, oder sie mit lang ausgestrecktem Halse zu dem in's

Auge gefaßten Gegenstande hinzuführen und sich dabei noch viel kurzsichtiger zu stellen, als er wirklich ist.

Daß ein zum Jähzorn neigender Mann, wenn er eine Aufwallung in sich spürt, anhält, erröthet, ein freundliches Lächeln anzunehmen trachtet und den rauhen Klang seiner Stimme schnell mäßigt und zu sanfteren Tönen herabzubringen sucht, ist ebenfalls sehr natürlich. Er schämt sich seiner häßlichen Leidenschaft, weiß, wie beschwerlich sie uns Anderen fällt, und sucht sie daher auf alle Weise zu verbergen, oder doch möglichst unschädlich verlaufen zu lassen.

Aber was mag doch einen andern Heißsporn bewegen, seinen Affecten nicht nur freien Lauf zu lassen, sondern mit einer gewissen Selbstgefälligkeit noch etwas mehr zu poltern als nöthig ist, und mehr Aufwallung und Zorn zu zeigen, als er selbst empfindet, vor uns auch gar keinen Hehl daraus zu haben, daß er dieser Leidenschaft in hohem Grade unterworfen sei, ja Jedem, der es hören mag, das Geständniß: „er sei leider ein so heftiger Brausekopf" kund zu thun, als wäre es keine Schande für ihn.

Die Beweggründe zu dem Benehmen dieser mit ihrer Kurzsichtigkeit oder ihrem hitzigen Temperament vor uns großthuenden Halbblinden und Jähzornigen und vieler ihnen Aehnlichen sind so mannigfaltig wie die Absichten und Charaktere der Menschen — wie ihre Meinungen über das, was fehlerhaft oder lobenswerth sei, — und wie die Gesichtspunkte, aus denen man einen Fehler entschuldbar, oder unter Umständen sogar liebenswürdig finden könne.

In einigen Fällen dieser Art liegen zwar die Motive auf flacher Hand. Manche (z. B. die Bettler und armen Invaliden) machen mit ihren Schwächen ja geradezu ein einträgliches Geschäft und gewinnen dadurch ihre Existenz. Sie verbergen daher ihre Blindheit, ihre verunstalteten und lahmen Glieder, oder ihre Wunden, mit deren Verhehlung ein Anderer

sich unsägliche Mühe giebt, so wenig, daß sie sie im Gegentheil recht zur Schau stellen, um unseren Almosen desto größer zu machen. Ja sie dichten sich zu demselben Zwecke wohl gar noch Gebrechen an, von denen sie in Wirklichkeit nicht geplagt werden.

In ähnlicher ganz erklärlicher Weise wünschen auch Manche, die eben keine Straßenbettler sind, zuweilen doch einige Almosen des Mitleidens und der Theilnahme von ihren Freunden zu erlangen, und es ist dann dies Bestreben, was sie vielfach zur Enthüllung ihrer Fehler und Mängel verleitet. Die schwächliche Dame, welche einem Manne ihre „heftige Migräne", oder die „Hinfälligkeit ihrer Nerven" und ihre Ohnmachten nicht verbirgt, um ihn zum Beistande und Mitleiden zu veranlassen, seine Sympathie — oder vielleicht noch etwas mehr — zu erregen, ist nur eins unter den vielen Beispielen dieser Klasse, die das Leben bietet. Fast Jeder hat einige Freunde, denen er willig seine Schwächen deswegen eingesteht, weil diese Freunde ihm helfen können, und denen er es sogar übel nimmt, wenn sie nicht an seine Geständnisse glauben wollen, während er wieder andere besitzt, denen er dieselben Dinge sorgfältig verheimlicht und auf die er, wenn sie sie erspähen wollen, deswegen zürnt, weil sie ihm dabei doch nicht nützen können.

Manche Fehler und Schwächen der Menschen sind so häufig mit gewissen ihnen verwandten Tugenden verbunden, daß sie in der Regel als Anzeichen und Beweise des Vorhandenseins dieser letzteren dienen können. Und nicht selten lassen wir daher jene blicken, um die Vermuthung zu erwecken, daß wir diese besitzen. Tapfere Kriegsmänner und Helden sind wohl mitunter etwas barsch und polterhaft. Und ein Anderer kehrt daher stark die rauhe Seite nach außen, bramarbasirt unverhohlen oder klagt bei uns die übermäßige Heftigkeit seiner Gemüthsart an, um in unseren

Augen für einen Heroen zu gelten, oder in uns den Glauben an die heißblütige und noble Wärme seines Temperaments zu stärken.

Umgekehrt machen Andere aus ihrem Phlegma kein Hehl, schelten sich auch wohl selbst noch apathischer, als sie wirklich sind, obgleich es ihnen nicht so sehr darauf ankommt, bei uns für „Phlegmatiker" zu gelten, als vielmehr nur darauf, daß wir ihnen einen solchen philosophischen Gleichmuth, wie er mit einer phlegmatischen Stimmung wohl verbunden zu sein pflegt, zuschreiben möchten.

Viele wiederum ziehen die Flaggen der Leichtfertigkeit, der spöttischen Zweifelsucht oder gar der Gottlosigkeit in die Höhe und lassen sie offen flattern, weil sie wissen, daß dies die Farben der sogenannten Esprits forts sind, und weil es ihnen schmeichelhaft erscheint, für solche genommen zu werden. Daher sprechen sie denn auch wohl von ihren Uebelthaten, ja geben sich laut für Sünder aus, und sind sogar unzufrieden, wenn wir nicht recht daran glauben wollen, weil sie wissen, daß den Genies mitunter dergleichen verkehrte Neigungen anhaften, und weil sie diesen in allen Dingen gleichen möchten.

Manche Schattenseiten unseres Charakters machen uns unter den Menschen wegen des mit ihnen in der Regel verbundenen Lichtes nicht wenig beliebt. Sie lassen uns interessant erscheinen. Es giebt ja so äußerst prosaische, nüchterne und trockene Tugendhelden, und dann wieder so „liebenswürdige Sünder". Diese letzten tändeln nun gern mit ihren Schwächen und Fehlern, und lassen sie vor der Gesellschaft gleichsam wie Edelsteine brilliren, aus denen allerlei Farben, helle und dunkle, und daneben auch sehr glänzende Lichter und Blitze hervorstrahlen.

Doch kommt es ihnen bei diesem Spiel nicht sowohl darauf an, daß sie ihre Fehler und Schwächen, sondern viel-

mehr gerade das Umgekehrte davon, ihre Stärke und Tugend, bei uns zur Anerkennung bringen. Sie kehren jene heraus, schützen sie vor, oder dichten sich dieselben an, wie die Bettler ihre Blindheit, um von uns das Lob des Gegentheils zu vernehmen. So bekennen wir wohl unseren Freunden offen — und häufiger als es nöthig ist — die große Unzuverlässigkeit unseres Gedächtnisses, um ihnen Veranlassung zu bieten, vielmehr umgekehrt die Stärke desselben zu preisen. Einige dieser Freunde freilich verstehen das zuweilen nicht, nehmen unsere Geständnisse und Anklagen für baare Münze, gehen darauf ein, und sind ungeschickt genug, uns der eingestandenen Schwäche wegen zu bedauern und das Lob, das wir erwarteten, zurückzuhalten. Dadurch aber verlieren sie alsdann allen Credit bei uns.

Unzweifelhaft gilt, wer seine Schwächen nicht zu verstecken sucht, für einen offenherzigen und anspruchslosen Mann. Er entgeht bei uns jedenfalls dem Vorwurfe der Eitelkeit und Selbstüberschätzung. „Sie sind gar zu bescheiden" — „Sie „thun sich selber zu nahe", das ist daher in solchen Fällen die hergebrachte Höflichkeitsphrase. Viele greifen demnach nicht selten zu jenem Mittel, um *dieses* Lob zu ernten. Wer sie das Lob dabei *nicht* hören läßt, gilt bei ihnen für simpel.

Manchmal ist eine solche Offenherzigkeit weiter nichts als „die beste Politik". Denn zuweilen liegen unsere Schäden so offen zu Tage, sind so zu sagen so stadtkundig, daß wir bei jedem Versuche zur Verschleierung nur lächerlich erscheinen würden. Dann machen wir wohl aus der Noth eine Tugend, spielen häufig und freiwillig auf unsere schwachen Seiten an und lassen sie vor den Menschen sehen, theils damit man uns nicht für gänzlich verblendet halte, theils damit wir nebenher noch ein bischen von demjenigen Beifall, den man Spaßmachern zu schenken pflegt, für uns erlangen,

da ihn sonst Andere auf unsere Kosten ernten würden, denn gerade auf die Fehler, welche wir an uns verbergen wollen, machen die Anderen am eifrigsten Jagd. Helfen wir ihnen nun selbst bei dieser Jagd, so läßt ihre Verfolgungssucht ein wenig nach. Die böse Welt läßt Die, welche sich selbst kritisiren, leichter in Ruhe.

Am wenigsten mittheilsam und am unlustigsten, Anderen Zugeständnisse zu machen, sind die Meisten in Bezug auf Das, was am offenkundigsten vor Aller Augen daliegt, nämlich in Bezug auf ihre äußere Erscheinung und ihre Persönlichkeit, in Bezug auf ihre Physiognomie und körperliche Haltung, als wenn dies gerade ihr Allerheiligstes wäre. Dies suchen sie eifriger als alles Andere zu heben und herauszustreichen, oder selbst da, wo es kaum möglich ist, zu verschleiern. Auch ertragen sie darüber unsere kritischen Bemerkungen nur mit der größten Ungeduld. Einzelheiten werden wohl dann und wann noch zugegeben. So spöttelt z. B. wohl Einer über seine ungewöhnlich große Nase, jedoch meist nur in der Hoffnung, daß wir dem pikanten Ausdrucke des ganzen Angesichts dafür einiges Lob spenden. Daß aber auch dies ganze Ensemble selbst nichts tauge, daß wir es für unschön oder häßlich halten, dies in unseren Aeußerungen durchzumerken, ist fast Jedem noch peinlicher, als wenn wir ihm zu verstehen geben, daß wir ihn für einen verderbten oder leichtsinnigen Charakter halten, weshalb auch beim Volke die empfindlichsten Scheltwörter fast immer auf eine Verneinung körperlicher Wohlgestalt, auf den Vorwurf von Garstigkeit und Häßlichkeit abzielen.

Nichtsdestoweniger hat es zuweilen Menschen gegeben, die eine so abnorme Physiognomie zur Schau trugen, daß alle Eitelkeit und Empfindlichkeit in Bezug auf sie eine ausgemachte Thorheit gewesen wäre. Solche Leute haben dann wohl sogar auch ihre äußerliche Persönlichkeit völlig Preis

gegeben, und haben, indem sie alle Selbstverliebtheit fahren ließen, nicht nur Spott und Spaß nachsichtig und geduldig über sich ergehen lassen, sondern auch wohl selbst mit ihren Deformitäten Parade gemacht. Der bekannte Historiker Ludwig's XIV., Pelisson-Fontanier, der ganz unglaublich häßlich gewesen sein soll, hörte es lächelnd mit an, daß eine geistreiche Dame witzig von ihm bemerkte: „er mißbrauche die Erlaubniß, welche die Männer hätten, häßlich zu sein". Ja der deutsche Musiker Heidegger in London, der ungemein abenteuerlich gestaltet war, prunkte sogar mit seiner seltenen Häßlichkeit, bot unter unter Anderem in einer Punschgesellschaft einem reichen Lord eine Wette an, daß derselbe in ganz London kein schlimmeres Gesicht werde finden können, und triumphirte und jubelte als er diese Wette gewann, indem der besagte Lord ein Weib von überaus widerwärtigem Aeußern producirte, deren Häßlichkeit auf den ersten Anblick zwar großartiger erschien als die Heidegger's, die am Ende vor diesem aber doch die Segel streichen mußte, nachdem derselbe ihr seine eleganten Herrenkleider angelegt, und dagegen unter dem Gelächter Aller die Lumpen und die Cornette der Bettlerin mitsammt ihrer zerzausten Coiffüre auf sich selbst genommen hatte.

Zuweilen thut Jemand mit seinen Fehlern groß, weil er sie irrthümlich durchaus nicht für Fehler, sondern vielmehr geradezu für Tugenden hält. Die deutschen Studenten z. B., die ihrer lauten Ausgelassenheit freien Lauf lassen und gern mit ihrer Rauflust oder gar mit ihrer Trunkenheit und was damit zusammenhängt renommiren, halten dies Alles, wozu ein Weiser saure Mienen macht, für äußerst angemessen und recht schön.

Da über Das, was sich ziemt oder nicht ziemt, was zu meiden oder zu billigen ist, die Ansichten und Wege der Menschen je nach ihren Alters- und Bildungsstufen, und je nach

den Stände- und Rangklassen, denen sie angehören, in vielen Richtungen auseinander gehen, so ist die aus jener Quelle fließende Großthuerei ungemein mannigfaltig. Die Kinder, die Jünglinge, die Bauern, die Pfahlbürger und die Krautjunker prahlen untereinander mit Thaten, Neigungen oder Gemüthsanlagen, vor denen ein Greis oder ein Nichtbauer, ein Nichtbürger oder ein Nichtjunker Abscheu hegen würde. Am Ende hat auch wie jeder Stand, so fast jedes Individuum seine mehr oder weniger verkehrten Ideale, denen es nachstrebt, indem es sich viel darauf zu Gute thut, wenn es in seinem Betragen diesen falschen Idealen recht nahe kommt.

Ganz besonders häufig ereignet es sich auch, daß wir mit Fehlern nur deswegen Staat machen oder sie uns andichten, weil sie ausgezeichneten, berühmten und höher stehenden Personen eigen sind. Daß Hofleute den Kopf schief trugen oder, statt geläufig zu sprechen, sich des Stotterns befleißigten, wenn ihr Herr und König, wie z. B. Alexander der Große dies that, wenn er das Haupt auf eine Seite zu werfen pflegte, oder mit der Zunge etwas anstieß — solche und ähnliche Dinge werden uns von den Historikern häufig berichtet. Tagtäglich sehen wir es vor Augen, daß Schmeichler und servile Modenarren Gebrechen und Mängel, die den vornehmen Ständen eigen zu sein pflegen, affectiren, wenn sie sie nicht haben, oder auf sie pochen, wenn sie sie haben.

Es giebt vornehme und fashionable Krankheiten, wie z. B. ein wenig Gicht oder etwas Schwerhörigkeit oder eine große Empfindlichkeit gegen Zug oder andere Hinfälligkeiten, die von Verzärtelung herrühren. Mit dergleichen Mängeln und Schwächen, welche nur die gemeinen Leute und arbeitenden Klassen nicht besitzen dürfen, wird in vornehmer und vornehm sein wollender Gesellschaft vielfach coquettirt.

In gewissem Grade gehört unter Anderem auch die Trägheit und sogar die Unwissenheit in diese Gattung von belieb-

ten und oft gerittenen Paradepferden. Die Trägheit, weil sie allen reichen, müssigen, allseitig bedienten Leuten, so wie auch den genialen Menschen so wohl ansteht, und weil ein emsiger Fleiß und eine große Dienstfertigkeit das Kennzeichen und Attribut der um ihr Brod besorgten Arbeiterklassen zu sein pflegt. Gravitätische Bequemlichkeit und eine gewisse pomphafte Langsamkeit ist eine Haupteigenschaft der „Grands Seigneurs“ in allen Ländern der Welt, und ihre Nachahmer affectiren dergleichen daher gern. Unwissenheit aber hält man ebenfalls den Großen und Reichen sowohl als auch den Genies für erlaubt. Und man begegnet daher Vielen, die um Jenen zu gleichen große Unwissenheit frank und frei bekennen. Es ist die Pflicht untergeordneter Geister, Alles zu wissen. Von diesen verlangt man das. Wer viel weiß, der muß viel studirt, Schweiß vergossen und sich die Finger mit Dinte befleckt haben, und diese Voraussetzung gefällt dem vornehmen und fashionablen Herrn nicht. Auch deswegen prahlt er mit seiner Unwissenheit oder dichtet sie sich gar an, weil er Kenntnisse nicht nöthig hat, da er statt ihrer entweder seine Ahnen, oder seine Schätze, oder sein natürliches Genie besitzt.

Zuweilen geben wir nur eine partielle Unwissenheit zu, eine Unkenntniß in diesem oder jenem Zweige des Wissens, und brilliren blos damit. Dies geschieht dann meistens deswegen, weil wir in einer andern Branche, die wir uns völlig angeeignet haben, desto besser zu Hause zu sein scheinen wollen. So erklärt wohl ein Astronom oder ein Mathematiker von Fach ohne Scheu, „er sei ein vollkommener „Ignorant in der Geschichte“, oder ein Rechtsgelehrter, „er „verstehe nicht das Geringste von der Physik“, womit er theils seine geringe Hochachtung für die anderen Zweige der Wissenschaft, die er als „Allotria“ ansieht, kundgeben, theils

fühlbar machen will, wie groß er in seinem eigenen Fache, in der Astronomie oder in der Rechtskunde dastehe.

Indeß sind es nicht immer solche eitle und selbstische Motive, wie die angeführten, was die Menschen veranlaßt, anders zu scheinen, als sie sind. Zuweilen vielmehr thun sie dies in sehr edler und lobenswerther Absicht. So — um nun auch davon ein Beispiel anzuführen — zeigen sich Manche beim Almosengeben wohl entschieden barsch und unfreundlich, reden den Bettler mit grober Stimme an, oder geben beim Anblick seines Elends kein wahrnehmbares Zeichen von Theilnahme. Solche lassen dem Armen aber dann wohl in der Stille eine recht erkleckliche Gabe zufließen, oder wischen sich hinterdrein im Verborgenen eine Thräne des Mitgefühls aus dem Auge, was sie beides vor der Welt durch ihre affectirte Derbheit zu verbergen trachteten. Sie wollen sich lieber dem Tadel aussetzen, um nur ja nicht mit einer so schönen und heiligen Sache, wie die Tugend, das Mitleiden und die Großmuth es ist, zu brilliren.

Natürlich hat endlich auch die Neigung zum Schönthun mit unseren Fehlern und Schwächen ihre mannigfaltigen Abschattirungen. Viele wissen daraus einen anmuthigen Gegenstand des Scherzes zu machen, ohne die Neigung zu einer verletzenden Sucht anwachsen zu lassen. Doch bei solchen ist es dann nichts mehr als eine liebenswürdige Toleranz und Offenherzigkeit, die den Umgang mit ihnen erleichtert, nicht ein auffallendes und verkehrtes P r u n k e n m i t F e h l e r n, das uns lächerlich und zuweilen unleidlich macht, und auf welches letztere die obigen Bemerkungen hier hauptsächlich abzielten.

Ueber Tische.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Das ungezügelte Naturkind hat es durchweg beneidenswerth leicht in der Welt. Auch mit seiner Nahrung und Abfütterung. Es pflückt sich die reifen Früchte von den Bäumen seines Paradieses und verspeist sie ohne weitere Zu- und Vorbereitung und Ceremonie, auch ohne umständliche Serviette und Gabel.

Der arme, viel bevormundete und bunt aufgeschirrte Culturmensch kommt dagegen fast nicht aus den Vorschriften des Anstandes, der Sitte und der Kunst, in deren Gewebe er nach allen Seiten hin eingesponnen ist, heraus.

Die rationellste Erzielung seiner Nahrungsmittel in den Gärten, Treibhäusern und auf den Aeckern hat man zu einer weitläufigen Wissenschaft gemacht. Für die correcte Zubereitung derselben sind dickleibige Kochbücher geschrieben. — Und nun soll sogar auch noch das Verspeisen eine Kunst sein, kritisch behandelt, und mit allerlei mehr oder weniger strengen Geschmacks- und Anstandsgeboten und Verboten geregelt werden?

Daß solche aufgestellt werden können, läßt sich nicht läugnen, und daß es vielfach nützlich sein möge, den Versuch dazu zu machen, scheint auch schon aus der Erwägung klar

zu werden, daß die Stillung unseres Appetits eine so häufig und alltäglich wiederkehrende Handlung ist, und ein so großes Capitel in dem Codex über die Pflichten und Rechte der Menschen untereinander ausfüllt. — Ich will hier indeß dieses Capitel nicht ganz erschöpfen, vielmehr nur einige flüchtige und aphoristische Bemerkungen über den Gegenstand machen und ohne weitere Vorrede gleich mit Dem beginnen, womit unsere Mahlzeiten gewöhnlich anfangen, mit der Suppe.

Von der heißen Suppe.

Die meisten Gerichte, namentlich Fleischspeisen und Kraftbrühen, entwickeln um so mehr Duft und Geschmack, je wärmer sie sind. Die Erkaltung fesselt und verstopft viele feine Arome. Sie müssen daher ziemlich heiß servirt und auch möglichst warm verspeist werden.

Aus anderen Gründen aber darf man auch wieder nicht zu heiß einbeißen, was dennoch von Unvorsichtigen und Eiligen namentlich bei der Suppe, bei Purés, bei Breien und ähnlichen Gerichten oft geschieht. — Dabei verbrennt man sich denn wohl den Mund, und es erfolgt ein Schmerzensruf oder wenigstens ein saures Gesicht. En famille macht das nun eben nicht viel aus. Man wird nur herzlich ausgelacht. Aber bei „Diners, wie sie sein sollen“, ist es höchst anstößig.

Die schon einmal „gebrannten Kinder“, die den heißen Dampf von ihrem Löffel aufsteigen sehen, nehmen dann, um dergleichen zu vermeiden, wohl ihren natürlichen Blasebalg zur Hand und kühlen mit ihm ihre Brühe und Suppe etwas ab. Aber so ein blasender Mensch giebt, wie ein

pausbackiger Posaunenengel, nichts weniger als ein hübsches Bild. Auch riskirt man dabei Anderen, den Dampf oder gar etwas Feuchtes zuzublasen. Diese Abkühlungsmethode ist daher bei feinen Diners höchst polizeiwidrig. Muß man die Suppe abkühlen, so schaufle man sie auf dem Teller mit dem silbernen Eßlöffel ein wenig hin und her. Dies läßt sich elegant und zierlich ausführen, und man kann dabei auch en attendant mit dem Nachbarn noch conversiren.

Wie man den Suppenlöffel halten soll.

Unsere ovalen, vorn etwas zugespitzten silbernen Suppenlöffel können wir beim Speisen auf zweierlei Weise mit der Lippe angreifen. Entweder vorn an der Spitze oder an der langen Seite. Viele pflegen das erste zu thun. Sie prakticiren die Spitze des Löffels in den Mund, heben diesen am andern Ende in die Höhe und schütten so den Inhalt vollständig einwärts.

Die Engländer, die über alle Tischsitten so gut nachgedacht haben, halten dies für „vulgar“. Es giebt wiederum kein anmuthiges Bild, schon wegen des weiten rechtwinkligen Ausgreifens mit Arm und Löffel, welches dabei nöthig wird.

Leute von Geschmack haben es daher auch abgeschafft. Sie führen den nicht überfüllten Suppenlöffel ohne heftige Bewegung mit der langen Seite seiner kleinen Schüssel zum Munde und tränken von da aus die Lippen leise und bescheiden, ohne Bedauern, daß sie auf diese Weise nicht so vollständig des ganzen Restes habhaft werden können.

Die andere „vulgäre“ Manier erinnert auch lebhaft an

die Krankenstube, wo die Wärter allerdings darauf achten müssen, daß ihre Patienten genau die vom Arzt ihnen vorgeschriebene Portion: „alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll" empfangen, und wo daher mit Fug und Recht die Spitze des Löffels zwischen die nach der Medicin verlangenden und weit vorgestreckten dürren Lippen des armen Kranken eingeschoben und die ganze Portion hineingeschüttet werde.

Der gesunde Tischgast vermeide solche Reminiscenzen und greife seinen Suppenlöffel wie sein Weinglas zierlich naschend auf der Seite an.

Messer und Gabel.

Nicht selten gewahrt man (namentlich in Deutschland) eine Unsitte, die anderswo (insbesondere in England) höchlich verpönt ist, ja dort fast gar nicht vorkommt. Nämlich die, daß die Speisen statt mit den dazu erfundenen und zweckmäßig eingerichteten Gabeln und Löffeln, mit dem scharfen Messer zum Munde geführt werden. Die, welche dies thun, vergessen, daß die Messer zu ganz anderer Benutzung geschmiedet wurden. Der Widersinn und die Verkehrtheit, die in dem Gebrauche des Messers als Gabel liegt, fällt dem überlegenden Verstande unangenehm auf, und dann verletzt es auch das Gefühl, das scharfe Eisen zwischen den zarten, so leicht verwundbaren Lippen zu sehen. Die Zuschauer werden dabei von der Furcht ergriffen, daß es zum Blutvergießen kommen könne, und sind es Engländerinnen, denen von Jugend auf der zweckmäßige und ungefährliche Gebrauch der Speiseinstrumente und überhaupt der ganze strenge, aber sehr vernünftige Canon der englischen Tafelsitten ganz in Fleisch und

Blut übergegangen ist, so läuft ihnen vor Schreck bei einem solchen Anblicke eine Gänsehaut über den Leib.

Daß unsere Matrosen, Bauern, die Montenegriner und Andere, die nicht besser disciplinirt sind, Messer und Dolche sogar als Zahnstocher gebrauchen, ist ein Necplusultra von Unsitte.

Kleine und große Servietten.

Gewiß sind die Servietten eine zur Aufrechthaltung von Nettigkeit und Appetitlichkeit bei Tische sehr nothwendige Erfindung. Man kann mit ihnen eine Menge kleiner Versehen und oft unvermeidlicher Zufälligkeiten corrigiren. Die bärtigen Herren haben sie am meisten von Nöthen.

So nützlich die Serviette aber ist, so darf sie sich doch nicht gar zu breit machen. Zuweilen begegnen uns Servietten, die nach ganz großartigen Proportionen zugeschnitten sind, und die uns dann schließen lassen, daß man sich auf ganz grobe und sehr häufige Versehen gefaßt gemacht habe.

Auf Hogarth's bekanntem Bilde, welches ein Lord Mayorsessen darstellt, sitzt ein Londoner Alderman in eine höchst umfangreiche Serviette, die er sich nahe unter dem Kinn zusammengebunden hat, wie in einen Reisemantel eingewickelt. Vor einem so gewappneten Tischgenossen muß man sich in Acht nehmen. Es sieht aus, als hätte er sich zu einer furchtbaren Schlacht gerüstet und als sei er links und rechts auf alle Arten von Unglücksfällen mit Suppen, Löffeln, Saucièren und Rothweintropfen gefaßt. Erwachsene Leute sollten eine solche formidable Rüstung, wie sie bei kleinen, unvorsichtigen Kindern allerdings ganz am Platze ist, nicht nöthig haben.

Je raffinirter und artiger die Gesellschaft ist, desto kleiner

kann man die Servietten haben. In den feineren Gesellschaftsklassen Englands hat man daher auch gewöhnlich auffallend winzige, in den plebejischen dagegen ganz besonders große. Die Elegants und Dandies pflegen auch die Servietten gar nicht so vorsichtig über den ganzen Schooß auszuspreizen, wie solche es thun, welche sich nicht viel Geschick zutrauen. Jene nehmen das kleine Tuch kaum auseinander, legen es vielmehr zusammengefaltet, wie es ist, auf ein Knie und tüpfeln nur dann und wann einmal mit den Fingern darüber weg, oder führen es — ohne den Mund mit ihm zu kneten — leicht und leise bei den Lippen vorbei, nicht sowohl weil es nöthig wäre diese zu putzen, als vielmehr nur aus Vorsicht und zum Zeichen, daß sie aufpassen.

Tischgespräche.

„Wenn gute Reden sie begleiten,
„Dann fließt die Arbeit munter fort",

und wie die Arbeit, so auch das Essen, welches sogar der Gesundheit zuträglicher und viel verdaulicher wird, wenn man die sehr materielle Beschäftigung mit etwas Geist, gemüthlicher Conversation und herzlicher Heiterkeit mischt.

Gewöhnlich werden jene freundlichen Genien durch die Mahlzeit auch schon ganz von selbst geweckt und herbeigelockt. Wenn die Lateiner mit ihrem bekannten Sprichworte vom plenus venter andeuten wollen, daß der beladene Magen den Geist lähme, so wird dies doch nur dann erst wahr, wenn besagter Magen schon gänzlich angefüllt ist.

Der fortschreitende Proceß der Sättigung, der ja eben bei einer Mahlzeit statthat, frischt dagegen den Geist

an und hält ihn — so lange noch der Reiz des Appetits nicht völlig abgetödtet ist — in Rührigkeit, die bis zu einem gewissen Grade ansteigt und sogar auch noch einige Zeit nach der Mahlzeit fortspielt, bevor Erschlaffung, Nachmittagsschlaf und andere Rückschläge eintreten.

Wenn der volle Magen etwas träge macht, so ist doch der leere und nüchterne eben so wenig munter, was schon jener alte englische General recht gut gewußt hat, der zu seinen Offizieren sagte: „Eilen wir unsere Soldaten in's Treffen „zu führen, so lange sie noch ein wenig von ihrem Roastbeef „und Porter im Leibe haben".

Der Mensch ist einmal nichts weniger als ein einseitiges, pures Seelenwesen, sondern eben aus zwei dicht mit einander verschweißten Stoffen, Geist und Leib, zusammengesetzt. Beides halten bei ihm nach dem Sprichwort Essen und Trinken zusammen.

Am meisten erregt und weckt uns freilich das Trinken, der liebliche Wein. Allein dieses Trinken geht wieder für sich allein auch nicht gut von Statten. Es muß mit ihm etwas solide Speise als Grundlage verbunden werden.

Und so sind denn mithin Bratenschüsseln, Trinkgläser (natürlich wohl gefüllte) und — was man eigentlich hauptsächlich bezweckt — heiterer Verkehr und Conversation ganz unzertrennliche Dinge, die man nicht jedes für sich haben kann, und die eben nur bei einem guten Gastmahle bei einander sind.

Die Speisen sind in unserem Organismus dasselbe, was die Kohlen in der Dampfmaschine. Wie diese, so lange sie brennen, das Wasser mit Flammen umfangen und in rührigen elastischen Dampf verwandeln, so dienen jene dem Weine zur Grundlage und destilliren aus diesem am Ende den Geist, die Gedanken, die guten Einfälle hervor, die als Gespräche auf die Zunge fallen und sie in Bewegung setzen.

Hierin hat man zugleich auch eine Antwort auf die oft aufgeworfene Frage, warum denn Alles begessen werden, warum bei allen freudigen Ereignissen als da sind Hochzeiten, Taufen, Siegesfeiern, Königskrönungen 2c. 2c. eine Gasterei dabei sein müsse. Die Antwort ist ganz natürlich die: weil dem eben Bemerkten zufolge eben so wenig der nüchterne als der völlig abgespeiste Mensch zu Freude, geistiger Regsamkeit und zur Feier geeignet und geneigt ist, wohl dagegen der eben genießende und noch tapfer fort speisende Mensch.

Plato's philosophisches „Symposion" (Schmaus), bei dem er so viele hochfliegende Gedanken mit einem so wundervollen, man darf wohl sagen, wahrhaft großartigen Humor gewürzt auftischt, — und ferner der Umstand, daß die alten Griechen einen ganzen Literaturzweig unter dem Titel „Schmäuse" (Symposien) hatten — eben so die „Tischgespräche" Luther's und die besonders herausgegebenen „Tischreden" vieler anderer berühmter Männer, die auch bei uns speiselustigen Deutschen wieder einen eigenen Literaturzweig ausmachen, dies Alles beweist hinlänglich, daß, wie ich sagte, die Mahlzeiten dem Menschen in der Regel von selbst schon den Mund zum Sprechen öffnen.

Nichtsdestoweniger ist es gut und nöthig, daran zu erinnern, daß dies auch so sein soll. Es muß durchaus bei Tisch gesprächig, lustig und geistreich hergehen, theils damit man das Tellergeklapper und andere prosaische, dem Ohr unangenehme Geräusche, die bei Gastereien unvermeidlich sind, mit etwas Geistigem übertöne und erstické, theils damit das doch am Ende so materielle Geschäft des Nachhelfens mit der „Magenfeuerung" nicht als die Hauptsache und das Ganze blos als eine Abfütterung erscheine.

Auffallend ist mir zuweilen der erschreckliche Ernst und die Ruhe gewesen, die unsere Bauern, Arbeitsleute und ich

darf überhaupt wohl sagen, alle niederen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft beim Speisen entwickeln. Sie sind zuweilen während der Arbeit ganz munter, schwatzen und singen dabei sogar, wie letzteres wenigstens alle russischen Arbeiter, Holzhauer, Schiffszieher rc. thun. So wie es aber zur Mahlzeit geht, verstummen sie und lassen die Zähne und Backenknochen werken, und sind dann so still, wie die Rinder, wenn sie wiederkäuen.

Diese Beobachtung, die, wie ich glaube, richtig ist, habe ich mir nie genügend erklären können. Vielleicht sind die Leute von der Anstrengung der Arbeit erschöpft und wollen sich bei der Mahlzeit recht gründlich erholen. Vielleicht scheint ihnen das Essen schon an sich Vergnügen genug und keiner weiteren Ausschmückung durch Gespräch, Gesang rc. bedürftig, ein Genuß, in den sie sich nun gern vertiefen. Vielleicht wird auch über Tisch ihre Aufmerksamkeit durch die Aufgabe absorbirt, daß Jedem „sein Recht" werde.

Dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls wird der Feingebildete diesen Ernst, diese Vertiefung beim Essen vermeiden und die höchst irdische und materielle Verrichtung mit etwas poetischer und gesprächiger Heiterkeit auszuschmücken suchen.

Bei Tafel ruhig sitzen.

Hamlet giebt seinen Schauspielern folgende Vorschrift: „Sägt nicht zu viel mit den Händen durch die Luft," sagt er ihnen, „sondern behandelt Alles gelinde." Auch die Acteure bei einem Diner können sich dies gesagt sein lassen. Mahlzeiten sind wesentlich geselliger Natur. Die Theilnehmer mußten dabei aus verschiedenen Gründen, schon der Conver=

sation wegen, ziemlich nahe bei einander placirt werden. Sie müssen daher auch, um sich nicht gegenseitig in's Revier zu fallen, möglichst ruhig neben einander sitzen, mit etwas angeschlossenen Ellbogen und nur mit kurz angebundenen Händen arbeitend. Das Speisen ist ja keine Heuernte.

Viele vergessen dies in ihrem unbewachten Eifer zuweilen ganz und lassen ihre zehn Finger und Arme über den Teller und seine Umgebung hin und her fahren, wie die Schüler Liszt's über die Tasten ihres Pianos. Ganz arg ist es, wenn sie sich dabei, wie man es wohl mitunter erlebt, so weit vergessen, daß sie mit langen Armen dicht bei dem Teller ihres Nebenmannes vorbei hinausgreifen, um ein entferntes Salzfaß herbei zu schaffen, oder gar um ein ansprechendes Gericht, das sie jenseits erspäht haben, sich anzueignen. Dies ist ein eben so streng verpönter Verstoß gegen die Etikette, als wenn bei der Conversation ein Tischgenoß seinen Nebenmann ganz übergeht und einem Dritten am andern Ende der Tafel etwas zuruft und mit ihm das Kreuzfeuer eines Zwiegesprächs einleitet. Dem lieben Tischnachbarn, dem uns das Schicksal oder die Anordnung der gebietenden Frau vom Hause für die Dauer der Session vermählte, gebühren vor allen Anderen unsere Hülfeleistungen und Aufmerksamkeiten. Er fühlt sich mit Recht tief verletzt, wenn man ihn vernachlässigt oder durch handgreifliche Bewegungen genirt, oder gar, wenn man, ehe die Tafel aufgehoben ist, aufsteht und zu einem Andern hinläuft. Und nicht nur er, sondern überhaupt die Harmonie des Ganzen wird dadurch zerstört, weil die um die Table ronde herum placirten Gäste wie Blumen in einem Kranze, wie die Tänzer in einer Chaine in einander greifen und so das Ganze hübsch zusammenhalten sollen.

Allerdings kann Alles übertrieben werden, auch jene Regel vom Anschluß der Ellbogen bei Tisch. Man sieht wohl zuweilen vornehme und pedantische Engländerinnen, die sich

jene Regel gar zu sehr zu Herzen genommen haben. Sie sitzen bei Tafel oft mit unnöthig fest eingekniffenen Ellbogen, ganz steif, kerzengrade, fast bewegungslos und parademäßig, und gestatten ihren Händen über dem Teller nicht mehr Spielraum als bei dem Stricken eines Strumpfes.

Sie vergessen, daß ein Diner zwar, wie gesagt, keine Erntearbeit, aber doch auch kein militärisches Exercitium ist. Es muß, wie Hamlet sagt, Alles — auch die bei Tafel allerdings nöthige Beschränkung auf den uns beschiedenen Raum — „gelinde" betrieben werden.

Dienstleistungen bei Tische.

Sehr anmuthig sind die kleinen Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten, zu denen gemeinsame Mahlzeiten Veranlassung geben.

Wenn die Ehegatten, welche beide — Mann und Frau — den Tag über so verschiedenen sie trennenden Geschäften nachgehen müssen, sonst nichts mit einander theilen, so halten sie doch fest darauf, daß sie sich bei Tische mit den Ihrigen zusammenfinden, wohin sie Alle ein gleiches Bedürfniß ruft. Da erweisen sie sich denn gegenseitig jene kleinen Liebesdienste, welche der Lust, sich einander Freude zu bereiten und das Beste auszuwählen und mitzutheilen, entspringen. Und die Art und Weise, wie das Essen mit seinen Aufmerksamkeiten verläuft, trägt nicht wenig zum häuslichen Lebensglücke bei. Die Familiendiners können dann im schönsten Sinne des Wortes „Liebesmahle" werden.

Nicht blos Gefälligkeiten, sondern auch einige Beschäftigungen sind bei Tische wünschenswerth. „Ein kleines Ge-

„schäft, welches die Aufmerksamkeit nicht völlig absorbirt,“ sagt mit Rücksicht auf diesen Punkt ein französischer Autor, „würzt die Unterhaltung.“ Es ist daher auch nicht übel, wenn in der Küche nicht Alles fertig gemacht wird und der Koch den Tischgenossen noch etwas zu thun und nachzuhelfen übrig läßt. Er sollte deswegen — freilich auch aus anderen Gründen — nicht zu viel Salz oder Pfeffer oder Essig oder Zucker &c. an die Speisen thun, damit man der hübschen Nachbarin die silbernen oder krystallenen Büchschen, die diese Dinge enthalten, reichen und ihr eine kleine Artigkeit dazu sagen könne.

Manche Gerichte, wie z. B. Salat oder der Absud von dem aromatischen chinesischen Kraute, werden deshalb — freilich auch aus anderen Gründen — bei Tische selbst, vor den Augen der Gäste zubereitet. Diese sehen dem geschickten Salatmischer oder der graziösen und überlegsamen Theeschenkin gern und erwartungsvoll zu, stehen ihnen zuweilen auch mit Rath und That bei.

In England hat man diese Tischdienste, die so hübsche kleine Intermezzos zwischen den Tischgesprächen veranlassen, geflissentlich gemehrt. Dort überläßt man viele Tischgeschäfte, welche anderswo die zahlreichen Lakaien verrichten, den tafelnden Rittern, z. B. namentlich das Tranchiren des Geflügels und anderer Gerichte und die englischen Damen setzen voraus, daß jeder Nachbar, den sie artig und, im Voraus dankbar, darum bitten, ihnen ihre Lieblingsstücke von dem bezeichneten Braten herunterzuholen verstehe. **Have You any choice?** (Wünschen Sie ein besonderes Stück?) fragt er, und sie spricht: „Ich würde Ihnen dankbar sein für ein „Stück vom linken Flügel von jenem Kapaun dort.“ Wehe dem Nichtengländer, der das nicht prompt und ohne Säbelei auszuführen versteht!

Auch die Becher und Weingläser werden in England

nicht immer von fremder Hand gefüllt herumgegeben, wie wohl in anderen Ländern. Man überläßt es häufiger den Gästen selbst, wie die deutschen Kurfürsten in Frankfurt bei der Kaiserkrönung, die Mundschenken zu spielen und den Damen oder Freunden „frischen Lebensmuth" in's Glas zu thun, zum Theil auch wohl deswegen, weil man dort meistens überhaupt nicht so viel lästige Dienerschaft hat und liebt, wie z. B. in Rußland, Ungarn oder anderswo. — Auch nicken sich in England die fern von einander sitzenden „Mundschenken" selbst, welche durch Zwiegespräche nicht in freundschaftlichen Austausch treten können, gegenseitig zu und fordern sich durch Gesten auf, mit einander wenigstens ein gemeinsames Glas Wein zu trinken und durch gleichzeitigen Genuß von Weiten in schmackhaften Verkehr zu kommen.

Im Innern von Frankreich bemerkte ich es wohl bei großen Familienmahlzeiten, daß der guten alten Großmutter, die bei Tische präsidirte, ein besonders für sie bereitetes köstliches Gericht, entweder ihre Lieblingskost oder eine zartere und verdaulichere Speise, servirt wurde. Dieselbe wird ihr in silberner Schüssel auf einer Spiritusflamme zur Seite gestellt, damit sie lange warm bleibe, während die Anderen alle die vielen Gänge, an denen die alte nur langsam speisende Dame nicht Theil nehmen kann, nicht unbenutzt an sich vorübergehen lassen. Doch auch diese gefeierte gute Großmutter will nicht Alles egoistisch für sich allein haben. Sie gedenkt auch der Uebrigen und theilt ihnen mit. Sie legt ein Portiönchen von der ihr zugedachten Delicatesse auf einen Teller, versieht es mit Sauce, Gewürz und dem sonst Nöthigen, und sendet es mit freundlichem Gruße einem am andern Ende der Tafel sitzenden Gaste, den sie ehren will, oder von dem sie vermuthet, daß er vielleicht auch schon, wie sie selber, anfängt, zartere (beißbarere) Kost zu lieben, zu.

Dies Alles und vieles dem Aehnliche sind lauter kleine

Samariterdienste, die nur eine weitere und raffinirende Ausspinnung des Gedankens sind, welcher allen Gastmählern zu Grunde liegt, nämlich der schönen Absicht, liebe Mitmenschen gastfreundlich aufzunehmen und die Hungrigen und Durstigen zu erquicken.

Kleine und große Bissen.

Herr Brillat-Savarin giebt in seinem bekannten und geistreichen Buche: „Die Physiologie des Geschmacks" die Vorschrift, daß man gewisse delicate Bissen, z. B. eine saftige Aprikose, eine Feige oder dergleichen, groß wie sie sind, unzertheilt und auf einmal in den Mund stecken und verarbeiten solle. „Denn," sagt er, „erst dann, wenn man die „ganze Mundhöhle mit dem Safte erfüllt und alle in ihr „vorhandenen Nervenknötchen mit der Speise in Berührung „bringt, kommt man zum Vollgenusse derselben." Es ist gewissermaßen wie ein Anklingen des ganzen Accords der Tonleiter auf einmal. Wer in ein schönes Gericht nicht herzhaft einbeißt, nur nippt und primis labris kostet, hat nur die halbe Freude.

Alle dergleichen Vollgenüsse darf man sich leider doch nur gestatten, wenn man mit ein paar guten Freunden allein ist. Denn „bei Tafel" ist eine der vielen da vorkommenden Unschicklichkeiten, daß man den Mund zuweilen zu voll nimmt und die Backen wie ein gefräßiger Affe auspolstert. Die schönen Linien der Wangen und des ganzen Angesichts werden dabei eckig entstellt, und dann müssen dazu auch die Zähne und Backenknochen, wie die eines hölzernen Nußknackers, einen großartigen Anlauf nehmen, um mit dem übergroßen

Bissen fertig zu werden. Ferner verräth so etwas wieder eine widerliche Gier und einen Wolfshunger, wovon der Anschein unter wohlerzogenen Tischgenossen ganz vermieden werden muß.

Man soll daher immer nur so viel auf einmal in den Mund nehmen, als man ohne viel Anstrengung verarbeiten kann. Hierauf muß man auch deswegen halten, weil man Zunge und Lippen zu Tischgesprächen immer möglichst schlagfertig haben soll. Du riskirst sonst, daß die schöne Tischnachbarin, gerade als Du eben eine starke Ladung eingenommen hast, eine Frage an Dich richtet, und Du nun, um Raum zu gewinnen und antworten zu können, Alles überrasch hinunterprakticiren mußt. Auch die Gefahr ist noch dabei, daß Du Dich verschluckst, daß ein Speisepartikelchen in den verkehrten Schlund gelangt und alsdann ein krampfhafter Stickhusten erfolgt, der so lange anhält, bis der fremde Körper wieder ausgetrieben ist.

Im Bilde gefällt uns freilich wohl wieder, was wir im Leben und Umgange verabscheuen. Jenen muntern, seinen Appetit tapfer stillenden, braunen spanischen Knaben, den Murillo gemalt hat, wie er in eine frische Melone titanisch einbeißt und wie ihm der süße Saft um das elfenbeinerne Gebiß und um den Mund herumläuft, blickt Jeder mit Vergnügen an, und sogar die dick angeschwollene, schiefe und verunstaltete Wange des schwarzäugigen Burschen finden wir am Platze. Sie erhöht noch die Wirkung des Bildes, bei welchem der Maler Das bezweckt hat, was Brillat-Savarin mit seiner oben citirten Bemerkung empfahl, nämlich die Erweckung der Idee eines Vollgenusses und vollständiger Befriedigung durch einen die ganze Mundhöhle ausfüllenden Pracht- und Capitalbissen.

Das beste Stück.

Der den delicaten Truthahn tranchirende Gastgeber hat nicht lauter gleich gute Hauptbissen herausschneiden können. Der Präsentirteller, den man uns vorhält, bietet neben sehr einladend aussehenden Brust- und Rückenstücken auch Flügelknochen und Lendenbeine. Unser Falkenauge ist wunderbar rasch in sofortiger Erkennung des Unterschiedes, und alsbald sitzt Einem, man weiß selbst nicht wie, das beste Stück an der Gabel.

So ging es ja schon, wie Homer berichtet, dem guten Odysseus, der bei der Vertheilung des Ziegenbratens selbst offen eingesteht, daß er jedesmal das beste Stück mit dem „blühenden Fette" für sich reservirte. Er hatte schon, wie auch wir, den Gedanken jenes deutschen Kaisers richtig gefaßt, der da sagte: „Jedem ein Ei, und dem guten Schweppermann zwei." „Der gute Schweppermann", das sind aber, wenn uns die Rolle der Vertheilung zufällt, meistens wir selbst. Wir möchten wohl den Schein der Bescheidenheit retten, indeß geben doch am Ende Appetit und Begierde den Ausschlag nach der andern Richtung hin. Daher es auch sehr richtig und doppelsinnig wahr in dem alten Tischgebete heißt: „Bescheidenheit, Bescheidenheit verlaß mich nicht bei „Tische, damit ich noch zu rechter Zeit — das beste Stück „erwische."

Wer bei langen Tables d'hôte oder sonst bei großen öffentlichen Mahlzeiten sich und die Leute beobachtet hat, der wird da oft Gelegenheit gefunden haben, zu sehen, wie viel kleine Kämpfe zwischen dem Wunsche, bescheiden zu erscheinen, und der „Begierde nach dem besten Stücke" da abgespielt werden, und wie die Gäste unter der Maske von Freundlich-

keit ihren Nachbarn dies und jenes vorweg entziehen und heimliche kleine Betrügereien und Diebstähle begehen. — Auf Eisenbahnstationen und bei anderen öffentlichen Speiseanstalten, wo die Gäste unter einander ganz fremd sind und glauben — aber fälschlich glauben — ihren christlichen Mitmenschen keinerlei Rücksichten schuldig zu sein, führt dieser unartige Egoismus zuweilen zu ganz ärgerlicher Räuberei und Reißerei.

Ein recht christlich gesinnter und gut gearteter Tischgenosse sucht das Alles zu vermeiden. Er überschaut bedachtsam den Präsentirteller und überlegt schnell, ob da auch noch etwas für die Anderen vorhanden sei. Er bemüht sich das Beste für seine Nachbarin auszusuchen, es ihr vorzulegen und begnügt sich selbst mit dem Reste.

Gäste dieser Art, die rings um sich her Harmonie und Befriedigung schaffen, sind eine Zierde der Festtafel und dem Wirthe ein Wohlgefallen.

Den Mund spitzen.

Hogarth hat auf einem seiner Bilder, die das Londoner High Life seiner Zeit illustriren, einen jungen gelockten und mit Papillotten bedeckten Elegant dargestellt, der im Begriff ist, eine Tasse Chocolade zu sich zu nehmen. Derselbe hat sein Schälchen mit den äußersten Fingern gar manierlich angefaßt und führt es zum Munde, der dem Rande desselben mit zierlich zugespitzten, etwas herabgelassenen Lippen entgegenkommt, um den willkommenen Nektar auf bescheidene Weise abzuschlürfen. Der Fashionable schaut dabei anscheinend sehr nachdenklich drein, obgleich ich wetten möchte, daß er gar nichts denkt.

Wie bei diesem Chocoladetrinker und wie auch bei den Säuglingen, welche die Brust der Mutter suchen, so spitzt sich auch zuweilen bei Tischgenossen, die auf das Essen recht erpicht sind, der Mund den Speisen, welche die Hand ihm zuführt, unwillkürlich verlangend entgegen. Die Lippen strecken sich wie ein tastender Rüssel aus, als könnten sie die Ankunft des Löffels gar nicht erwarten.

Bei Nichtsäuglingen, bei Erwachsenen nimmt sich dies sehr schlecht und fast lächerlich aus. Aufmerksame und wohlerzogene Tischgenossen öffnen den Mund und bewegen die Lippen nicht eher, als bis die Speisen vor dem Thore selbst angelangt sind, damit die Operation desto rascher von Statten gehe.

Fettflecken.

Man gewahrt oft wundervoll geschwärzte Locomotivführer und Schornsteinfeger, dick bestäubte Müller, rußige Schmiede, ganz eingeölte Lampenputzer ꝛc. Und obgleich diese Leute so völlig zugeschmutzt sind, schaut man sie doch ohne Widerwillen an. Denn es sind die Spuren ihrer Arbeit und jeder dunkle Klecks ist ein Document ihres Fleißes.

Ueber Alles unleidlich dagegen sind uns die von Speisen herrührenden Flecken und Incorrectheiten. Ein Fettfleck auf dem weißen Tischtuche, sogar nur ein trockenes Krümchen Kuchen, das, so lange es auf dem Teller lag, ganz unverfänglich war, beleidigt unsern Sinn sogleich, wenn wir es in dem Haargekräusel des Bartes eines Tischgenossen hängen sehen, und wir bitten den Freund durch stumme Zeichen, es so schnell als möglich zu entfernen. Auch eine kleine Erdbeere, die im Walde zwischen den Blättern so hübsch aussah,

macht uns, wenn sie einem Gaste in den Busen fiel und da in den Falten seines Hemdes stecken blieb, für diesen erröthen. Wir erinnern uns sogleich der Bestimmung eines solchen deplacirten Gegenstandes, nämlich daß er gegessen werden sollte, und die nahe liegende Idee, daß wir die Speise von dem Hemde oder Barte eines Andern wieder ablesen sollen, erregt Ekel und verdirbt uns ganz und gar den Appetit. — Diese und verwandte Erwägungen veranlassen uns, für das „Diner" jeden Tag besonders saubere Toilette zu machen, die Hände gründlich zu putzen und auch über Tische recht aufzupassen. Auch legen aus diesen Rücksichten die Köche der Vornehmen, ganz anders als die Schornsteinfeger, von Kopf bis zu Fuß eine schneeweiße Uniform an, an der man, wenn sie sichtbar werden sollten, sogleich erkennen kann, daß in der Küche Alles correct zuging.

Schlürfen, Schmacken &c.

Einige Geschöpfe, so die meisten der zahnlosen Vögel, auch die Schlangen &c. befördern alle ihre Nahrung, Körner sowohl als Fleischspeisen, ohne Weiteres, unbesehen und ganz glatt hinunter in den Kropf oder Magen.

Viel Ungefälliges würde bei den Mahlzeiten der Menschen vermieden werden, wenn sie es auch so machen könnten, wenn ihnen das Kauen nicht nöthig wäre.

Allein die Einrichtung unseres Magens und unserer anderen Verdauungsorgane verlangt nun einmal die vorläufige Procedur einer Zermalmung mit den Zähnen.

Ein recht scharfes, schönes und vollständiges Gebiß bringt dies am besten, schnellsten und wirksamsten zu Wege. Ein

jugendlich kräftiger Esser ruckt nur ein paar Mal mit den Zähnen leise hin und her, so daß es äußerlich kaum bemerkbar wird, und die Arbeit ist gethan.

Die Alten hingegen, bei denen die Backenmuskeln lahmer und die Zähne stumpf geworden sind, müssen mit den Kinnladenhebeln weit ausholen, und sie arbeiten lange und langsam, so daß es oft eine peinliche Geduldsprobe ist, sie dabei ansehen zu müssen. Bei diesen würdigen Greisen, bei denen es sich nun einmal nicht ändern läßt, übersieht man das indeß als unvermeidlich. Aber auch Andere setzen zuweilen aus böser Gewohnheit oder aus nachlässiger Unbedachtsamkeit ihre Mühle in auffallend großartige Bewegung und lassen dieselbe ganz unnöthige Anstrengungen machen, kauen zu rasch oder zu heftig oder zu spectakulös, und das muß ihnen der moralisirende Gesetzgeber der guten Tischsitte als höchst unpassend verbieten. Von einem solchen Kauer sagen die Engländer: „**He moves his jaws like a beggarman**“.

Besonders widerwärtig sind uns die zuweilen bei diesem Verarbeiten der Speisen zur Perception kommenden Geräusche: das Schmacken, das Geschlürfe, das Schnalzen mit den Lippen oder der Zunge, welches Alles so thierisch klingt und einem Menschen, der durchaus trachten muß, das Kauen und Schlucken ohne alles Geklapper der Mühle und Gesause der Maschinerie ganz sachte und leise zu Stande zu bringen, so gar nicht ansteht.

Knochennagen, Knaupeln und Pulen.

Dicht an den Knochen der Braten soll gerade das Beste sitzen. Der dicke Londoner Krämer, der auf Hogarth's von mir schon oben citirten Bilde, „Das Lord Mayor's Diner“,

als eingeladener Gast sitzt, hat sich dies gemerkt. Er hat daher einen großen Puterknochen quer vor den Mund genommen und bearbeitet ihn fleißig, aber mit sehr verzerrter und garstiger Geberde.

Mit Grazie einen Knochen rein zu putzen, das bringt auch, glaube ich, Niemand zur Befriedigung der Zuschauer heraus. Das Knaupeln, Knibbeln, Knabbeln und Nagen muß daher bei Tafel gänzlich unterbleiben. Selbst bei Männern. Bei den Damen, die man immer, wenn es sich um eine Frage der Sitte und des Anstandes handelt, befragen muß, — ist das Knochenpulen wieder ganz „shocking"!

Manche sehr schmackhafte Gerichte, z. B. Krebse, bei denen die guten Dinge zwischen allerlei Geknöchel sehr versteckt sind, und bei denen viele Pulerei unvermeidlich wäre, sind deshalb auch bei eleganten Mahlzeiten leider gar nicht zulässig und können nur von vertrauten Freunden en famille zur Verspeisung gelangen.

Tellerlecker.

Wenn man den Teller mit einem recht wohlschmeckenden Gerichte recht hübsch bedeckt hat, so gabelt man anfänglich tapfer zu und nimmt große Bissen. Gewahrt man zu seinem Bedauern, daß das nette Häuflein schwinde, und wird man besorgt, daß die Sache bald ein Ende nehme, so greift man nicht mehr so tief hinein.

Ist zuletzt nichts mehr vorhanden, dann rufen einige wohl das Brod zu Hülfe und stippen den Rest der schmackhaften Sauce damit aus.

Ja die recht Erpichten heben den Teller wohl gar auf der einen Seite ein wenig schief in die Höhe, um das noch

Uebrige zusammenlaufen zu lassen, welches sie dann mit dem Löffel oder dem Messer ganz wegschaufeln, so daß ihr Teller am Ende so aussieht, als hätte ein Kätzchen ihn rein geleckt.

Dies Alles ist wieder ziemlich anstößig. Und nur hungrige Schmarotzer können sich von ihrer Begierde zu solchen Maßregeln verleiten lassen. Man hat für sie den Scheltnamen „Tellerlecker" erfunden.

Dergleichen muß man bei Tische durchaus vermeiden, wie überhaupt Alles, was Einem den Anstrich von Hungerleiderei, Habgier, von Geiz oder auch von übertriebener Sparsamkeit geben könnte. Man soll daher auch nicht, nach dem man den Kuchen gegessen hat, noch die Krümchen nachlesen, auch nicht das Glas Wein bis auf die Nagelprobe umstülpen, so daß dabei die ganze Nase in den Becher hineinkommt.

Wir sollen nicht nur nicht ausgehungert, gierig oder gar gefräßig sein, sondern auch dies Alles nicht zu sein scheinen. Nicht sein — um unserer eigenen Seligkeit willen, und nicht scheinen — unserer Mitmenschen wegen, die ein solcher Anblick und die Ideen, die er erweckt, unangenehm berühren. Die allgemeinen Regeln und Gesetze für den gefälligen Umgang und auch die speciellen für die angenehmen Tischsitten sind eben durchweg ein Spiegelbild der allgemeinen Vorschriften der Moral, und derjenige ist der willkommenste Tischgenoß, der sich als ein in allen Richtungen am meisten und feinsten moralisch ausgebildetes Wesen und Gemüth darstellt. Die Moralphilosophie liegt allen Ge- und Verboten des Eß- und Speise-Sitten-Gesetzbuchs zu Grunde.

Auf dem Titel eines sehr bekannten Buchs über Kochkunst kann man als Motto den Satz finden: „Sage mir, „was Du ißt, und ich sage Dir, wer Du bist". Wenn man in diesem Ausspruche statt des „was" ein „wie" setzte, so würde er noch viel zutreffender sein, wie denn ja überhaupt

bei fast allem unsern Thun und Lassen das Wie so viel wichtiger ist, als das Was.

Ich komme noch einmal auf Diejenigen zurück, welche sich so weit vergessen können, daß sie bei einem correcten und anstandsmäßigen Diner ihren Teller auf der einen Seite — wenn auch nur ganz wenig — in die Höhe heben, um des letzten Restes der Sauce habhaft zu werden. Die, welche hiezu im Stande sind, würde ich sogleich auf die Seite der schwarzen Schafe stellen. Ist das Spitzfindigkeit? Haarspalterei? — Keineswegs. Ich theile auch die Männer je nach der Art, wie sie ihren Hut aufsetzen, in zwei ganz verschiedene Klassen. In eine ehrsame Sorte, welche ihren Hut gerade und wagrecht auf den Kopf setzen, und in eine andere Gattung, welche es lieben, ihren Hut etwas schief — wenn auch nur ganz wenig — aufzustutzen. Dieses thun die Leichtfertigen, die eitlen Renommisten, die genial sein Wollenden, die Lumpaci-Vagabundus, die Trunkenbolde. Bei moralischen Dingen ist es immer ein Federchen, das deutlich genug anzeigt, wie der Wind fliegt. — Auch wenn ich einen goldenen und einen bleiernen Ducaten auf die Wagschale lege, weicht das Züngelchen nur wenig aus dem Gleichgewichte. Aber dies Wenige ist hinreichend, um die falsche Münze erkennen zu lassen.

Das Loben der Speisen.

Die, welche uns zu einer Mahlzeit heranziehen, wollen uns damit etwas Liebes erweisen, ein angenehmes sorgenloses Lebensstündchen verschaffen, und sie haben dazu allerlei lieblich Duftendes, Wohlschmeckendes und Herzlabendes sorgfältig zubereitet oder zubereiten lassen. Wenn wir sie daher nicht verletzen und ihnen undankbar erscheinen wollen, dürfen wir natürlich

bei einem Gastmahle keine kritische Unzufriedenheit zeigen, müssen vielmehr der schönen vorgesetzten Dinge uns freuen und ihnen nicht unsern Beifall zu versagen scheinen.

Auf der andern Seite ist aber doch das Essen und Trinken so etwas sehr Materielles und Irdisches, und ein feingebildeter Mensch sollte daher doch bei dergleichen Genüssen nicht in solche Extase gerathen, wie wenn man ihn auf geistige Dinge, z. B. mit einem schönen Gesange oder mit dem Vortrage eines gelungenen Gedichtes, tractirt. Diese darf der Gast ganz laut beklatschen, nicht so die guten Gerichte bei Tafel, wie das die naiven und ungenirten Kinder mit ihren Händchen allerdings zuweilen thun.

Der Gast von artiger Bildung, der als Feinschmecker zugleich Alles gehörig zu würdigen weiß, findet sich daher bei einer Mahlzeit oft zwischen Scylla und Charybdis. Zuweilen möchte er (als Feinschmecker), wenn ihm ganz etwas Perfectes im Glase oder auf dem Teller vorkommt, laut werden und der Hausfrau oder dem Wirth herzlich die Hand drücken. Aber (als feingebildeter Geist) unterdrückt er das wieder, aus Besorgniß, nicht etwa für einen Mann von Geschmack, sondern vielleicht für einen Gourmand oder Friand gehalten zu werden.

Von dieser Furcht beseelt, legen dann wieder einige recht Strenge und Aengstliche bei Tische wohl eine sehr ernste Maske vor, schauen gleichgültig auf ihren Teller hin und spediren Alles ganz in der Stille, wie die Betbrüder und Jesuiten, hinunter, indem sie uns glauben machen wollen, daß für sie dies Alles nur geringfügig sei.

Besser ist es, zwischen beiden Manieren eine Mittelstraße einzuschlagen, die darin besteht, daß man zwar nie in enthusiastische Lobsprüche der Tafelgenüsse losbricht, aber doch immer auf dem Angesichte den Schimmer einer gewissen dankbaren Freundlichkeit und Zufriedenheit walten läßt.

Je nach der Art und Feierlichkeit der Mahlzeit läßt sich aber auch Das auf sehr verschiedene Weise ausführen. Bei einem vertraulichen Familiendiner zwischen Mann und Frau, oder unter wenigen guten Freunden kann man auch diese materiellen und gemüthlichen Dinge intimer und mit mehr offenherziger Innigkeit besprechen, der Hausfrau es häufiger zu verstehen geben oder auch geradezu sagen, wie vortrefflich dies oder jenes ihr gelungen sei, während bei ceremoniellen Festmahlen, die zur Feier bedeutsamer Vorfälle und Acte gegeben werden, Feinschmeckerei und gemüthliche Lobeserhebungen der Küchenproducte so in den Hintergrund treten müssen, daß Jeder gegen den guten Geschmack zu verstoßen scheint, wenn er solcher Dinge mit Dankbarkeit gedenkt.

Bei den meisten Diners darf man schon deswegen die Güte der Speisen nicht loben, weil letztere eigentlich ganz selbstverständlich sein sollte und weil man mit dem Lobe daher weiter nichts anerkennt, als daß der Gastgeber seine erste und gröbste Grundpflicht richtig erfüllt habe. Zudem trifft ja bei eleganten Festins das Lob mehr den Koch des Amphytrion, als diesen selbst. Nur bei einem von der Hausfrau eigenhändig zubereiteten Familienmahle kommt unser Lob an die richtige Adresse.

Ich wohnte einmal einer ganz allerliebsten und exquisiten kleinen Mahlzeit bei, bei der unser gütiger Wirth, ein höchst feingebildeter Herr, und seine eben so geschmackvolle Gemahlin in der freundschaftlichsten Weise Alles aufgeboten hatten, um mit ausgewählt guten Weinen, delicat zubereiteten Gerichten und dazu mit hübschem Arrangement, Blumenschmuck und ein wenig beigemischter, nicht spectakulöser Tafelmusik uns, ihre Gäste, in eine recht wohlthuende Stimmung zu versetzen. Es war auch ein Franzose dabei, ein sehr artiger Herr, ein Diplomat und dazu etwas Gourmand. Derselbe hielt sich beim Beginn der Tafel ganz

männlich, nahm die würzige Kraftsuppe und was ihr folgte freundlich und recht würdevoll zu sich, sprach dabei zunächst auch von allerlei fern liegenden Dingen. Als aber ein schönes und wohlschmeckendes Gericht dem andern folgte, und die vorhergehenden von den nachkommenden noch übertroffen wurden, da schien es mir, daß unser Pariser seinem Teller immer mehr Aufmerksamkeit widmete, und daß sein Gesicht sich merklich verklärte. Ich fing schon an, einen Ausbruch von Enthusiasmus zu befürchten, und richtig, als noch ein ganz ausgezeichneter Fasan mit Trüffeln und gerade auf dem richtigen Höhepunkte seiner Eßbarkeit gebraten — „Fasan à la Sainte Alliance" glaube ich, nannten sie es — herangedampft kam, da schnappte unser gutmüthiger und dankbarer französischer Feinschmecker über, redete unsern werthen Wirth ziemlich laut an: „Mais vraiment mon Prince, c'est admirable!" und ließ sich dann in eine solche Lobeserhebung des Fasan und der ganzen Mahlzeit, die er von der Suppe an eine sehr beifällige Revue passiren ließ, ergehen, daß der Herr und die anmuthig lächelnde Dame des Hauses gar nicht wußten, was sie dazu sagen und wie sie Das artig abwehren sollten. Einige Tischgenossen errötheten sogar ein wenig über dieses nicht sehr diplomatische Eulogium ihres Mitessers, welches in der That ein faux pas war.

Getränke, insbesondere feine Weine, darf man viel lauter und mit mehr Hingebung loben, als Speisen, wie denn die Durststillung überhaupt weniger prosaisch ist, als die Fütterung.

Zur Unterscheidung und Würdigung der feinen Weine gehört schon ein gebildeterer Geschmack als zu der Erkenntniß, ob Fasanenbraten zäh oder mürbe sei. Und im Allgemeinen ist Alles, was mit Trinken zusammenhängt, von selbst hübscher und gefälliger. Der lustige Trinker, der mit perlendem Champagner, krystallenen Bechern und dergleichen umgeht,

ist auch durch viel weniger Vorsichts- und Anstandsregeln genirt, als der emsige Esser, der mit fettigen Saucen und ähnlichen Dingen zu thun hat.

Zahnstocher und Mundausspülen.

Außer den Servietten hat man noch einige andere Dinge erfunden, um bei dem Geschäfte des Essens hie und da corrigirend eingreifen zu können. So namentlich den Zahnstocher, ein kleines Instrument, das recht anstößig werden kann, wenn man es nicht mit großer Delicatesse handhabt. Manche führen es von Elfenbein oder Schildplatt oder anderen hübschen Stoffen, sogar von Gold, gearbeitet in der Westentasche und lieben es dann sehr, sich, mögen sie etwas gegessen haben oder nicht, — sogar auf Spaziergängen — damit zu beschäftigen. Es sieht aus, als wollten sie dem Publikum zeigen, daß sie extra gut dinirt hätten.

In den Gasthöfen und auf den Tables d'hôte scheut man sich nicht, ganze Bündel von solchen kleinen Instrumenten aufzustellen, und mancher habitué bleibt dann wohl noch ein halb Stündchen nach Tische da sitzen und stochert, ganz nachdenklich und philosophisch in die Welt hinausschauend, in den Zähnen. Dies soll denn vermuthlich vornehm und wohlhäbig aussehen, weil ein Armer entweder gar nichts gegessen hat, was er stochern könnte, oder weil ihm zu einer solchen müssigen Arbeit keine Zeit bleibt. Die Fratzen, die bei dieser Beschäftigung geschnitten werden, verschönern das Antlitz nicht, daher sich auch Damen der Zahnstocher selten oder nie bedienen.

In fashionablen Häusern hat man statt ihrer zu gleichem Zwecke eine andere Einrichtung getroffen. Man läßt näm-

lich am Schluß der Tafel jedem Gaste ein gläsernes, dunkelgefärbtes Schälchen mit kühlem Wasser vorsetzen, in welchem ein ebenfalls dunkelgefärbter Becher mit lauwarmem und von einem darin schwimmenden Citronenscheibchen gewürzten Wasser steht. Als dies zuerst aufkam, führte mancher Neuling, der nicht wußte, was seine vornehmen Tischgenossen mit dem ganzen Apparat vorhätten, den Becher, in der Meinung es sei noch schließlich ein köstliches Getränk darin, zu den Lippen, bis er denn bald zu seiner Verwunderung sah, wie auf einmal die Herren und Damen anfingen, sich so zu beschäftigen, als stände ein Jedes für sich allein in seinem Schlafcabinet vor dem Waschtisch. Sie tunkten die Fingerspitzen in das kalte Wasser, wie ein Priester in's Taufbecken, trockneten sie mit dem feinen daneben gelegten Serviettchen ab, nahmen dann einen herzhaften Schluck von dem lauwarmen Citronenwasser, gurgelten und spülten sich Alle auf einmal geräuschvoll den Mund aus und spieen das Ganze von sich in das Spülschälchen.

Zur Zeit, als Herr von Rumohr seinen „Geist der Koch- und Eßkunst" publicirte (1828), scheint in Deutschland dieses eigenthümliche, auf Förderung der Reinlichkeit berechnete, aber in der That wenig ansprechende Verfahren noch nicht eingeführt gewesen zu sein. Denn er erwähnt nichts davon. In Frankreich, wo damals ungefähr zur selben Zeit Herr Brillat-Savarin seine Physiologie des Geschmacks schrieb, war die Sitte in der vornehmen Welt schon allgemein. Letzterer berichtet, daß früher (gegen Ende des 18. Jahrhunderts) das Mundausspülen bei Tische in den vornehmen französischen Häusern zuerst aufgetreten, aber etwas anders betrieben worden sei. Damals, sagt er, hätten die Tischgäste, namentlich die Damen, unmittelbar nach dem Aufheben der Tafel der Gesellschaft den Rücken zugekehrt, und Lakaien hätten unter ihnen ein Glas Wasser herumgereicht. „Die Damen nahmen

„einen Schluck, spülten und spieen ihn schnell in eine Unter=
„tasse wieder aus und die Lakaien trugen Alles weg. Die
„Operation wurde so vollzogen, daß man kaum etwas davon
„merkte." Später, sagt Herr Savarin (in dem jetzigen
Jahrhundert), hätte man die Sache noch mehr raffinirt und
dann den oben geschilderten, schön sein sollenden, aber eigent=
lich widerwärtigen Gebrauch zu Stande gebracht, der ein
wenig an eine gewisse andere Gewohnheit der alten Römer
bei ihren Lucullischen Mahlzeiten erinnert, welche letztere aber
freilich noch ärgerlicher war, und mit deren Schilderung
unsere Professoren des classischen Alterthums uns schon in
der Schule in Erstaunen gesetzt haben.

Viele haben sich gegen jene vornehme, aber doch schwer=
lich selbst von dem gewandtesten Elegant mit Appetitlich=
keit durchführbare Sitte erklärt, und ich glaube, sie ist jetzt
wieder ziemlich außer Mode. Sie war eben so unschicklich
wie unnütz. Das letztere, weil, wie Savarin richtig be=
merkt, bei allen Denen, die zu essen verstehen, der Mund am
Schlusse der Mahlzeit ohnedies ganz proper ist. Die ge=
sunden Organe haben bereits während des Essens die in
dieser Beziehung nöthigen Dienste verrichtet. „Dazu haben
„die am Schluß servirten saftigen Früchte und die letzten
„Gläser, die man beim Dessert trank, Alles gesäubert." Und
was die Finger betrifft, so soll man sie ja eben gar nicht
beschmutzen, und hat auch bei den so mannigfaltigen euro=
päischen Vorkehrungen keinerlei Veranlassung dazu. Messer,
Löffel, Gabel, Zuckerzange und andere Instrumente, Ser=
viette und allenfalls die Brodkrumen können Jeden (die Chi=
nesen und Türken ausgenommen) vor der handgreiflichen
Berührung von Fettigkeiten, Flüssigkeiten ꝛc. bewahren.

Manieren der Thiere beim Essen.

Manche Geschöpfe geberden sich bei der Stillung ihres Appetits nichts weniger als gefällig. So namentlich fast alle Fleisch fressenden und Raubthiere. Den König der Vögel, den Adler, der uns mit seinem majestätischen Fluge so hoch erfreut, ein Stück Fleisch zerzausen und verschlingen zu sehen, ist ein höchst unbehagliches Schauspiel. Und nicht besser gefällt uns bei solcher Verrichtung der Gesammtkönig aller Thiere, der — sonst ein so schöner Ausdruck der Majestät — bei seiner Mittagstafel zu einem recht gewöhnlichen und gierigen Knochenpuler herabzusinken scheint. Sogar unseren so wohlerzogenen Hunden hängt noch manche häßliche Eßsitte aus der Wildniß, aus der sie stammen, an. Sie verarbeiten ihre Gerichte mit außerordentlicher Hast, werden dabei leicht verstimmt, böse und bissig, lassen Schwanz und Ohren wie Sünder herabhängen, als begingen sie ein Verbrechen, und machen überhaupt eine ganz unästhetische Figur.

Gewisse andere Thiere, die nur erst, wenn sie abgeschlachtet und gebraten sind, geschätzt werden, wühlen bei ihrer Abspeisung gewaltig im Troge herum, schmutzen sich das halbe Haupt ein, schmacken, schnalzen, schlürfen, arbeiten mit den Zähnen wie Dampfmaschinen, und lassen sich so viel um den Bart laufen, als da will. Zugleich werden sie dabei noch unverträglicher als die Hunde, und versetzen zuweilen, indem sie kreischen und knurren, ihren Mitessern neidische Seitenhiebe. Kurz, sie begehen bei ihrer Mahlzeit alle diejenigen Fehler, die ein Mann von Geschmack bei der seinigen sorgfältig vermeiden soll, und können noch nicht disciplinirten Menschenkindern zum abschreckenden Beispiel aufgestellt werden.

Viel erfreulicher sind die nachahmungswürdigen Muster, deren die Thierwelt uns in der That auch nicht wenige

liefert. Es ist fast wunderbar, wie die Natur manchen ihrer Kinder so ungemein gefällige, niedliche, anständige, man möchte fast sagen sittsame Manieren und Weisen beim Essen gelehrt hat. Wie hübsch ist es, wenn die kleinen Singvögel für sich selbst oder für ihre Jungen ein Körnchen auflesen, oder einer reifen Kirsche einen bescheidenen Bissen aus der blanken Wange holen, oder wenn sie beim Trinken das Schnäbelchen in die klare Welle tauchen, ein angemessenes Portiönchen vorsichtig oben abschöpfen, dann das runde Köpfchen dankbar zum Himmel wenden und das Tränkchen leise, langsam und ohne Gier, aber auch ohne daß etwas dabei verloren geht, in ihre gefiederten Gurgeln hinablaufen lassen.

Auch die Schafe, Kühe und Pferde an der Raufe oder auf der Weide nähren sich ehrsam und anständig, schlürfen auch aus dem Eimer oder Bache so reinlich und so ganz ohne Ueberstürzung, daß es eine moralische Erbauung gewährt, ihnen dabei zuzuschauen. Die munteren und allerdings etwas naschhaften und feinschmeckerischen Ziegen entwickeln besonders allerliebste Manieren und graziöse Bewegungen, wenn sie mit nickendem Kopfe eine Blume nach der andern von den Felsen absuchen, oder sich am Rande des Bergvorsprungs malerisch emporheben und von einem hohen Busche ein paar Blätter herunterholen, die sie dann, uns anstaunend, so behaglich verarbeiten, als wollten sie es uns bemerklich machen, wie gut es ihnen schmecke.

Auch zu unseren kleinen Hauskätzchen, wenn sie ihre Milchtöpfe ausschlürfen oder sonst einen Leckerbissen, den wir ihnen boten, so still und so proper behandeln, als wäre ihnen guter Anstand angeboren, könnte man manche unserer ungezogenen, halbwilden, widerspenstigen Knaben, die bei Tische sich Mund und Finger mit blankem Fett oder mit blauem Heidelbeersaft bemalen, sich dazu räkeln und untereinander wie die Struwel-

peter zanken, hinführen, damit sie ein Beispiel an ihnen nehmen möchten.

Weidende Schafe, rupfende Ziegen, Pferde an mit frischem Klee gefüllten Raufen, Rehe, die ihren Durst an Waldesquellen laben, äsende Hirsche sind daher auch von unseren Malern fast noch lieber als dinirende und trinkende Menschen zu Themas von ansprechenden Gemälden gemacht worden, bei deren Beschauung man sich so erquickt fühlt, als tränke und speiste man selber mit.

Schlußwort über zwanglose Mahlzeiten.

Ohne Zweifel könnte man das Thema, welches ich hier nur kurz, und fast blos **primis labris** berührt habe, viel weiter ausspinnen und noch eine Menge anderer Regeln, ja einen ganzen Canon von Vorschriften darüber aufstellen, wie man das Essen und Trinken behandeln solle, um eine ganz correcte, perfecte, durchaus gefällige, untadelhaft anständige und anmuthige Mahlzeit herauszubringen. Daß für das Elaborat eines solchen vollständigen Codex über die Eßkunst und über die Aesthetik und Philosophie der Mahlzeiten hier nicht Platz genug ist, bedauere ich zwar. Aber eine Bemerkung, die ich zum Schlusse noch hinzufügen will, tröstet mich doch wieder, nämlich diese, daß es eine Menge von herrlichen und völlig befriedigenden Arten von Mahlzeiten giebt, bei denen die Composition eines Codex der bezeichneten Art vollkommen überflüssig ist, Diners, bei welchen am Ende — ohne daß dadurch ihrer Anmuth geschadet würde — alle Anstandsregeln aufgehoben werden können, — **Soupers** oder **Dejeuners à la fourchette**, bei denen es durchaus einerlei ist, wie man die Gabel hält,

ob man den Bissen klein oder groß nimmt, ob man den Löffel von der Seite oder mit der Spitze in den Mund prakticirt, ob man beim Trinken die Nase tief in's Glas steckt oder die Lippen blos am Rande des Bechers ansetzt — ja daß wohl am Ende die ungeregelten und zwanglosen Mahlzeiten die erbaulichsten und angenehmsten von der Welt sind.

Bei einem Pickenick im Freien, wenn man wie Odysseus und seine Gefährten am Strande des Meeres oder auf einem blumigen Rasen unter einer Eiche sitzt und wie Homer sich ausdrückt „die liebe Seele mit Trank und Speise labt", da braucht man alle jene gegebenen und etwa noch zu gebenden Eßregeln und Tafelgesetze nicht zu beobachten, da ist man aller Gêne der wählerischen Etikette ledig. Diese und ihre Spitzfindigkeiten scheinen dann nichts als blauer Dunst zu sein.

Bei einem Jagdimbiß, wo man sich im Walde auf dem Moosteppich lagert, reicht der Jäger das kalte Huhn oder die Wurst, oder das Stück Käse, das eine befreundete Hand ihm in Papier gewickelt in die Tasche gesteckt hat, hervor, zerschneidet es kreuz und queer mit dem Jagdmesser, wie es eben paßt, thut den Mund so weit auf, daß man das elfenbeinerne Gebiß sehen kann, kaut, schlürft, puhlt, knaupelt, wie es eben geht, und schmackt wohlgefällig dabei, was sich, wie alle im engen Salon so störende Geräusche, in den weiten Räumen der Natur schnell und ohne Echo verliert. Da findet es auch Niemand anstößig, wenn man mit der Zunge oder mit den Fingern nachhilft. Diesen dient das Gras als Serviette. Da hört auch alle Abstufung der gesellschaftlichen Rangklassen auf. Jeder sitzt auf seinem Platze oben an. Auch die ehrlichen Landleute und sogar die vierbeinigen Gefährten der Jäger, die treuen Hunde, sind dabei zugelassen und speisen mit ihrem Herrn, ohne daß es Jemanden „chokirt", wo nicht aus demselben Napfe, doch aus derselben Hand.

Für solche ungekünstelte Naturmahlzeiten kann man mindestens die Hälfte des Sitten- und Anstands-Codex entbehren. Sie sind durch sich selbst und durch die in ihnen waltende Poesie so genußreich und angenehm, wie kein raffinirtes Nachdenken und keine Moral-Philosophie sie herauspoliren könnte.

Auch sind eben für diese zwanglosen Pickenicks, Wald- und Jagdfrühstücke, diese Diners à la Homer und andere ihnen ähnliche Mahlzeiten, unsere Dichter und Künstler am liebsten thätig gewesen. Für sie und nicht für die ceremoniösen, feierlichen und diplomatischen Banquette haben sie ihre munteren Tischlieder gedichtet. Die Maler haben zwar zuweilen auch große Festins und Gallaschmäuse, bei denen ein König oder Magnat all' seinen Glanz entwickelte, großartige Hochzeiten zu Cana und dergleichen, dargestellt. Solche Bilder mögen für die Paläste venetianischer Nobili, für die ein Paul Veronese arbeitete, willkommen sein. Wir Anderen finden diese Gattung meistens langweilig.

Weit besser ist unseren Künstlern die Behandlung der anderen bescheidenen, unceremoniösen Speisungen gelungen, Themas, bei denen von „Anstandsmäßigkeit", von „fest angeschlossenen Ellbogen", von correcter Haltung des Löffels und dem richtigen Gebrauche des Messers und der Gabel gar nicht die Rede ist, denen dagegen irgend ein rührendes oder erheiterndes, oder sonst zum Herzen sprechendes Motiv zum Grunde liegt.

Solche in ästhetischer Hinsicht gute und eines Pinsels würdige Sujets aus Küche und Eßzimmer sind z. B. in dem schon von mir citirten Bilde Murillo's behandelt, auf welchem die Armuth sich einmal bene thut, jener die saftige Melone ausschlürfende spanische Knabe. Oder das oft behandelte Thema der Befriedigung des hungrigen Volks durch die unter des Heilands Händen vervielfältigten Fische. Ebenso die durch

zahlreiche Lithographien und Kupferstiche bekannt gewordene arme alte Frau, die fromm und dankbar betend vor ihrem dampfenden Kartoffelgerichte sitzt, zu dem sie als Zuthat nichts hat als einen magern Häring. Auch wenn die Liebe bei einer Speisung thätig ist, wie z. B. auf einem ebenfalls sehr bekannten Bilde, auf welchem ein arabisches Mädchen ihrem jungen braunen Liebhaber am Brunnen einen kühlen Trank zwischen seine durstig und dankbar vorgestreckten Lippen schüttet, auch da mag ein Maler zeigen, was Zeichnung und Farben ausrichten können. Ebenso vermögen auch solche Mahlzeiten, die eine wohlverdiente Belohnung nach gethaner Arbeit sind, uns mit besonderer Sympathie zu erfüllen, wie z. B. wenn Schnitter ihren Brei verzehrend gemüthlich zusammengerückt sind. Auf einer Bildergallerie in Prag ist ein sehr anziehendes Bild (von Rubens?), auf dem ein Mann einem hübschen Mädchen einen Pfirsich vor den Mund hält, in den sie mit ihrem Elfenbein eben zierlich einbeißen will, und wobei er mit verlangendem und neidischem Auge ihre Korallenlippen betrachtet.

Einige Klugheitslehren.

Das beste Mittel gegen Langeweile.

Das probateste Mittel gegen Langeweile ist ein liebreicher Sinn, ein freundliches Verhalten zu den Mitmenschen und zur ganzen Welt.

Ein wohlwollender, warmfühlender, mitleidsvoller Mensch hat kaum je Langeweile. Er wird fast überall einen Gegenstand für seine Theilnahme entdecken, und wäre es auch nur eine dankbare Spinne in seinem Gefängnisse. Er wird sich mit allen Kindern der Natur identificiren und es sich in allen Situationen und Lebenslagen heimlich und gemüthlich zu machen verstehen.

Er lebt auch mit sich selbst in Freundschaft und Frieden und weiß, auch wenn er für sich ganz allein ist, ein unterhaltendes Spiel mit seinen eigenen Gedanken und Empfindungen einzuleiten, sich an der in seinem Innern herrschenden Heiterkeit zu erfreuen.

Nur die theilnahmlosen und kaltsinnigen Egoisten sind stets von Langeweile geplagt. Da sie gegen Alles sich unempfindlich, abstoßend und feindlich verhalten, vermögen sie weder mit den Dingen und Menschen um sich her, noch mit sich selbst etwas anzufangen und gähnen der ganzen Schöpfung entgegen.

Daher unter Anderem mag es kommen, daß die gemüthlichen und empfänglichen Deutschen im Ganzen eine der am besten amüsirten Nationen sind, und daß umgekehrt die Seufzer über Langeweile nirgends sich breiter machen als in England, welches ja auch so voll von kühlen Egoisten steckt.

Warum die „Frommen" tolerant und bescheiden sein sollten.

Die bösen Charaktere in unseren Tragödien und die etwas boshaften in den Komödien gehören zu den tugendhaften und unschuldigen, wie der Schatten zum Licht. Sie sind die eigentliche und sehr nothwendige Würze der Dramen, die ohne sie weder eine Intrigue und Verwicklung noch eine Auflösung erhalten könnten.

Ich vermuthe, daß sie auch vielfach die treibenden Kräfte in dem großen Drama der Weltgeschichte sind, welches ohne sie ebenso in langweiliges Stocken gerathen würde, wie ein Schauspiel mit lauter musterhaften Personen. Das Gute klärt sich nur im Kampfe mit dem Bösen ab. Und der heilige Georg nahm sich blos deswegen so heldenmüthig zusammen und erscheint auch nur deswegen so imposant auf seinem schönen Pferde, weil er einen flammenspeienden Drachen auf seinem Wege fand, den er niederwerfen konnte.

Die Frommen und Tugendsamen, die sich an den Verbrechern und Bösen emporgearbeitet haben, sollten daher doch schon deshalb nicht allzu verächtlich und selbstgenügsam auf diese herabsehen, weil sie ihrer so sehr bedurften, weil sie ohne sie gar nicht in ihren frommen Eifer hineingekommen wären. Sie sollten jene ungefähr eben so nachsichtig und

mitleidig behandeln, wie der Reiche den Armen, durch den er dazu kam, obenauf zu schwimmen.

Rechthaben gegen einen Höheren.

Die Meinungen und Ansichten, die Du hegst und aussprichst, treffen im Allgemeinen vielleicht die Wahrheit. Aber Du hast nicht das Recht, diese Deine richtige Meinung oder Ansicht vor Jedem zu vertheidigen und geltend zu machen.

Vielleicht ist es ein König, den wir vor uns haben und vor dem wir nicht auf unsere Meinung pochen dürfen. Vielleicht ist es unser leiblicher Vater, vor dem Rechthaberei nicht besteht. Vielleicht ist es ein Greis, — Greise sind auch Majestäten — vor dem wir uns bescheiden müssen. — Die Höflichkeit und Bescheidenheit, die wir Respectspersonen gegenüber haben müssen, verlangt, daß wir unsere Behauptungen jedesmal auf eine verschiedene Weise, mit mehr oder weniger Deferenz, aufrecht erhalten. Vor schönen Frauen hat man nun so vielerlei Rücksichten zu nehmen, daß man vor ihnen oft ganz und gar die Segel streichen muß und fast nie Recht haben wollen darf.

Höre auf zu bitten, und Dein Wunsch wird Dir gewährt.

Man kann durch Wiederholung das Ohr der Art matt machen, daß es zuletzt nichts mehr wahrnimmt. Durch allzu häufige Wiederholung desselben Getöses bringt man das Gehör gleichsam um. Diese Erfahrung bietet sich im täglichen Leben oft dar. Die unermüdliche Pendeluhr in meinem

Zimmer vernehme ich nicht mehr. Auch nicht die klappernden Räder der Mühle, in der ich hause. Da nimmt man es zuletzt nur noch wahr, wenn sie still stehen, und wird wohl sogar im Schlafe nicht durch den Lärm, wohl aber durch das Aufhören des Lärms geweckt.

Ebenso hören wir eine Bitte oder Ermahnung nicht etwa um so besser, je häufiger man sie uns am Tage zu hören gab. Vielmehr vernehmen wir sie zuletzt gar nicht mehr, werden erst aufmerksam auf sie, wenn man uns plötzlich nicht mehr mit ihr plagt, und gewähren dann dem Verstummenden auf einmal, was wir dem beredten Bittsteller versagten.

Mit Entschuldigungen soll man sparsam sein.

Selbst dem Taktfesten entschlüpft zuweilen ein Versehen, und auch der Vorsichtige tritt mitunter seinem Freunde auf den Fuß. Gewisse recht höfliche Menschen halten es in solchen Fällen für sehr nöthig, viele Entschuldigungen vorzubringen, und bestreben sich, Alles mit Abbitte und Auseinandersetzungen wieder gut zu machen.

Aber häufig geben sie sich dabei nur noch mehr Blößen. In vielen Fällen ist es weit würdevoller und für beide Theile besser, wenn nicht nur der Verletzte, sondern selbst Der, von dem der faux pas ausging, die Sache möglichst rasch übergeht und die Beschämung mit stummer Resignation erträgt.

Zeigst Du Dich gefaßt, so nimmt der Freund das Versehen für eine Ausnahme. Machst Du aber viel Wesens daraus, so geräthst Du bei ihm in den Verdacht, daß Du solchen Schwächen in hohem Grade unterworfen seiest. Dazu kommt noch, daß, wenn Du ihm allzu große Bestürzung

zeigst, es scheint, als hieltest Du ihn für einen empfindlichen Menschen oder Kleinigkeitskrämer.

Nimmst Du selbst die Sache nicht so hoch auf, so kommt ihr Beide leichter darüber weg, wie ein paar große Geister, die dergleichen nicht anficht.

Daß man die Nähe des Ungeschickten meiden muß.

Hüte Dich zu nahe dabei zu sein, wenn ein Anderer in ungeschickter Weise ein Glas zerbricht oder einen Teller mit Suppe ausschüttet, damit Du von ihm nicht das böse Gesicht oder gar die Ohrfeige bekommst, die er selber verdient hätte.

Es ist eine recht verkehrte, aber ziemlich allgemeine Gewohnheit der Menschen, daß sie den Unwillen, den sie über ihr Miß- oder Ungeschick empfinden, an dem ersten Besten, der ihnen am nächsten steht, auslassen. Die Thiere beißen auch um sich, wenn sie sich den Fuß oder die Nase verletzten.

Das beste Verfahren bei Zurücksetzungen.

Hast Du eine Zurücksetzung erfahren, so nimm es möglichst stille und geduldig hin, und wenn Du auch die gerechtesten Ansprüche auf die Ehren, welche Dir nicht zu Theil geworden sind, gehabt hättest. Du kannst völlig im Rechte sein, thust aber klüger, nicht auf Deinem Recht zu bestehen und kein Aufhebens von der Sache zu machen. Denn beklagst Du Dich laut, oder auch nur ein wenig, so kehren sich alle Die, welche Dir die Ehre nicht verschafft haben, gegen Dich. Sie zeihen Dich dann des Uebermuths, setzen Deine Verdienste

noch weiter herab, und um ihr Versehen kleiner erscheinen zu lassen und für sich eine Entschuldigung zu finden, nennen sie Dich prätentiös.

Schweigst Du ganz stille und duldest Du die Dir gewordene Zurücksetzung ruhig, so fällt es den Leuten doch am Ende noch einmal ein, daß sie Dir Unrecht gethan haben, und sie beschließen, Dich bei der nächsten Gelegenheit hervorzuziehen.

Und thun sie dies nicht, so wahrst Du doch wenigstens so am besten Deinen eigenen Seelenfrieden.

Die heroische Kur.

Wenn man einen Freund wieder auf die rechte Bahn bringen will, muß man es meistens machen wie die Kutscher mit den wild gewordenen Pferden. Man darf den Leidenschaften nicht allzu schroff entgegentreten, sonst riskirt der Reiter selbst mit fortgeschleift zu werden. Vielmehr soll man die Zügel zuerst ein wenig schießen lassen, mit dem Ueberglücklichen triumphiren, mit dem bis zur Verzweiflung Betrübten klagen.

Indem man sich so der Stimmung des leidenden Freundes anschmiegt und nicht plötzlich wie Eis auf seine Gluth fällt, beginnt er uns nach und nach Gehör zu leihen und wird empfänglich für die Medicin, die wir für ihn in Reserve haben, und wir können darnach dann allgemach umlenken. Auch Irrsinnige bringt ja ein allzu directer Widerspruch oft erst recht zum Toben, während man sie durch ein Eingehen auf ihre Einbildungen beschwichtigt und eine Verständigung vorbereitet.

Bei Manchem schlägt diese homöopathische Kur so gut

an, daß sie sich gerade dann am besten wiederfinden, wenn wir wohl noch ein wenig mehr thun, als sie selber, wenn wir da, wo sie jammern, Wehe schreien, wenn wir, wo sie ungeduldig auf die Mitwelt zürnen, auf diese loswettern, und so verfahren, wie jener Seelenkundige in Shakespeare's taming of a shrew. Wir hetzen dann, so zu sagen, ihre Leidenschaft zu Tode und zwingen sie, den Spieß umzukehren, selber die Rolle des Besänftigers und des Philosophen gegen uns zu übernehmen.

Aber freilich muß man seine Freunde kennen, und bei manchen mag es unter Umständen allerdings besser sein, das Uebel selbst direct und rücksichtslos beim Kopf zu nehmen und, wie der Pferdebändiger Rarey, den wilden Feind ohne Umstände auf die Kniee zu werfen und ihn durch eine heroische Kur zahm zu machen.

Grobe Klötze, derbe Keile?

„Einen Baum bearbeitet man nicht mit einem Scheermesser, sondern mit der Axt", sagt das indische Sprichwort, welchem das deutsche: „auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil", entspricht.

So treffend diese Aussprüche der Völker zu sein scheinen, so passen sie doch besser auf die hölzernen, als auf die menschlichen Klötze. Denn diese haben die Eigenthümlichkeit, daß sie sich an eine plumpe Bearbeitung durch Axt und grobe Keile gewöhnen, und dann nur um so mehr bleiben, was sie sind, daß sie dagegen, wenn man sie mit dem „Scheermesser" oder mit sammetnen Handschuhen anfaßt, wohl doch am Ende etwas nachgiebig werden.

Man vermag zuweilen mit einem zierlichen Witze oder

sonst mit einer sanften Behandlung einen Grobian wohl eher zur Erkenntniß seiner Dummheiten und zur Beschämung zu führen, als durch das „Auge um Auge", „Zahn um Zahn", und man kommt oft besser zum Ziele, wenn man einen derben Angriff mit einer feinen Klinge parirt.

Fais ce que tu voudra.

An dem Tempel zu Theleme in Rabelais' Gargantua standen die Worte: „fais ce que tu voudra". Ein goldener Spruch, dessen Kern, wenn man die Nuß aufklopft, ungefähr dieses enthält: Thue Das, was Deiner Natur angemessen ist. — Gieb Dich, wie Du bist. — Unternimm nichts, was über Deine Kräfte geht. — Lies nur die Bücher, die Dich ansprechen. — Schreibe nur Das, was Dir von Herzen kommt. — Zerbrich Dir den Kopf nicht mit Dingen, die Du nicht begreifen kannst. (Das Leben ist ja so kurz.) — Associire Dich mit den Leuten, zu denen Du Dich sympathisch hingezogen fühlst, und laß die Anderen fallen. (Dein Herz ist ja zu klein, um sie Alle einzuschließen). — Thue Dir keinen Zwang an, sondern verrichte das Gute, was Deine Seele Dir zu verrichten gebietet. — Nur so wirst Du Deine Kräfte zusammenhalten und ein kleines Capital gewinnen können. — Trachte nicht darnach, Dir Gaben beizulegen, die Du von Natur nicht besitzest, denn die erworbenen, anerzogenen oder angekünstelten Eigenschaften und Tugenden sind nicht dauerhafter als Fabrikwaare. — Cultivire die in Deinem Garten wurzelnden Pflanzen und Bäume, denn nur sie sind Dein Eigenthum und geben Früchte, welche für Dich und Andere schmackhaft sind.

Aufbewahrung der Schätze.

„Das Hingeben erworbener Schätze ist die beste Art ihrer Aufbewahrung" — so denken und sprechen die Häuptlinge der amerikanischen Indianer, indem sie den letzten Rest des ihnen zugefallenen Antheils an der Beute ihren Kämpen und Stammgenossen vertheilen, deren Wohlwollen, Beistand und Lehnstreue sie dadurch gewinnen und befestigen.

Viele dagegen lassen lieber das in ihren Gefäßen aufgesammelte Wasser verfaulen, statt es auf die Kornfelder auszuschütten, welche Vergeudung des Wasserschatzes offenbar die nützlichste und gedeihlichste Art seiner Aufspeicherung wäre.

Kunst des Abschlagens.

Es ist eine Kunst, etwas graziös zu gewähren. Es ist eine eben so große aber seltener geübte Kunst, gefällig zu verweigern. In hundert vorkommenden Fällen wäre es besser, die Bitte abzuschlagen. Aber aus sogenannter Gutmüthigkeit, aus Schwäche, aus Leichtsinn gestehen wir Allerlei zu, was wir nachher nicht erfüllen.

Man möchte den Bittenden, dem man wohl will, gern befriedigen. Zuweilen wünscht man ihn auch nur los zu werden. Man vertröstet ihn daher mit Versprechungen. Auch die Höflichkeit verleitet uns oft zu solchen. Es scheint so unartig, etwas nicht zugestehen zu wollen. Ja wir drängen uns sogar hervor aus Eitelkeit, bieten auch unaufgefordert unsere Hülfe an, und bereuen es bald hinterdrein.

Aus solcher Gutmüthigkeit und Schwäche entstehen die meisten Processe und Feindschaften.

Etwas artig und freundschaftlich, aber entschlossen abzuschlagen, ist eine sehr schwierige Kunst und eine sehr wichtige im Leben und Umgange.

Doppelte Urtheile.

Jedes Urtheil, das wir über Menschen oder Bücher aussprechen, sollte ein doppeltes sein, so wie die meisten Tugenden oder Fehler der Menschen auch doppelt, ich meine mit anderen Tugenden oder Fehlern verwebt sind. Wir sollten nie ein einseitiges und einfaches Urtheil fällen, sondern gleich ein zweites Urtheil, eine Bedingung, eine Erklärung beifügen. Die meisten unserer Urtheile sind aber so einseitig und parteiisch, wie Gemälde, bei denen man entweder den Schatten oder das Licht vergessen hatte. — „Il n'est pas sage de „dire une vérité aux hommes, que lorsqu'on peut leur „en dire deux.“ (Joubert.)

Halte Deine „Ansichten“ ein wenig in Fluß.

Wir sind mit unseren „Meinungen“, „Neigungen“ oder „Grundsätzen“ fast immer hinter irgend Etwas verrannt. — Wir hegen diese oder jene Ansicht von einer Sache nur deshalb, weil wir sie früher einmal adoptirten, entweder nachdem sie uns eine imponirende Autorität eingeflößt hatte, oder da wir sie in einem schönen Buche gelesen und dann hinterdrein zuweilen als die unsrige proclamirt hatten. Niemand hat sie uns bisher als falsch gezeigt. Wir haben sie auch selbst nie recht untersucht.

Nun aber begegnen wir heute damit einem Widerspruche. Ein kluger Mann beweist uns gerade das Gegentheil von der bisher bei uns als Wahrheit geltenden Meinung, und jetzt werden wir bekehrt. Wir beschließen hinfüro plötzlich, das Umgekehrte zu glauben. Und siehe da, es geht! Wir streifen das Alte ab und adoptiren nun das Neue. Es bedurfte nur eines resoluten Entschlusses.

Am leichtesten führt Der dies Manöver aus, der sich stets offen, frei, zugänglich, immer so zu sagen im flüssigen Zustande erhält, der sich nie hinter „strengen Grundsätzen" und „entschiedenen Ansichten" versteinert und verbarrikadirt.

Die Aerzte und die Wahrheit.

Mundus vult decipi. Die Welt will betrogen sein. Schon wenn sie noch ganz gesund und bei guten Kräften ist. Wie sehr erst, wenn sie kränkelt, altert und schwach wird. Ganz besonders liegen daher die Aerzte mit ihren Patienten und deren Freunden über die Wahrheit in beständigem Hader. Sprechen sie diese unumwunden aus, so werden sie von jenen „rücksichtslos und unvorsichtig" gescholten. Verhehlen sie sie, so ist man zwar hinterdrein mit ihnen auch sehr unzufrieden. Da aber die Hoffnung unter allen Umständen an und für sich schon eine Medicin ist, so hat der Arzt beinahe die Pflicht, diese stets aufrecht zu erhalten. Sogar in einem ganz verzweifelten Falle muß er nicht nur selbst den Muth nicht verlieren, sondern auch bei dem Leidenden ihn heben und seine Patienten mit dem Balsam der Vertröstungen — hinüberführen. Nur ausnahmsweise, etwa wenn er einmal

einen Cato vor sich hat, mag er die nackte Wahrheit rund heraussagen.

Freude durch Andere.

Eine der vielen Quellen der Freude und des Glücks wird von uns noch immer nicht eifrig genug benutzt und cultivirt. Nämlich die Quelle derjenigen Lust, die wir bei der Betrachtung des Glücks Anderer empfinden könnten.

Unserer verkehrten Natur gemäß werden wir gewöhnlich, wenn wir selbst unglücklich sind und Andere dagegen heiter, wohl und beglückt sehen, von bitterem Neide ergriffen. Wir sollten dagegen von warmer Theilnahme und wohlthuender Mitfreude erfüllt werden, — und so uns selbst Glück und Behagen schaffen. Wenn wir nicht reisen können, aber Andere abreisen sehen, und dabei alle die munteren Gesichter und die erwartungsvollen Alten und Jungen im Wagen sitzen finden, so ist dies ein Anblick, der auch Den beglücken kann, der nicht mitfährt. Wenn ein guter alter Großvater, der nicht mehr gut sieht und nicht viel mehr hört, mitten in dem Schooße seiner Kinder und Enkel sitzt, so läßt er sich gern von ihnen die Dinge zutragen, erzählen, beschreiben, und ist glücklich, dies Alles von seinen Lieben zu vernehmen, wenn er es mit eigenen Augen auch nicht mehr gewahren kann. Er wird froh durch die Anderen.

Wie dieser sollten auch wir Unglücklichen stets mit der Natur und mit der ganzen übrigen beglückten Mitwelt genießen, und mit ihnen und durch sie uns freuen und beseligt fühlen.

Die Wahrheit schmücken, nicht bewaffnen.

Der Eine behauptet etwas, und Alle widersprechen ihm. Ein Anderer stellt auch eine Behauptung auf. Es ist im Wesentlichen ganz dasselbe, was Jener sagte. Aber Alle fallen ihm bei. Jener brachte seine Meinung in einer herausfordernden Weise, schroff und absprechend vor, weshalb sie mißfiel und Widerspruch fand. Dieser dagegen hat dieselbe Ansicht gefällig und ansprechend eingekleidet, so daß sie sich bei Jedem einschmeichelt und von der ganzen Versammlung als Das, was sie ist, — als reine Wahrheit — anerkannt wird.

Die Klagen der Patienten.

Die Leiden und Sorgen machen uns mitunter unglaublich beredt. Wir sind beständig mit der Betrachtung unseres Mißgeschicks und der Uebel, die uns plagen, beschäftigt, und tragen Jedem, mag er es hören wollen oder nicht, die Geschichte unserer Krankheit vor, ihre Entstehung, die nächste Veranlassung zu ihr, den Verlauf des Fiebers, welche Visionen wir vorige Nacht dabei hatten.

Wir könnten es recht gut wissen, daß manche der Zuhörer sich aus unserer Erzählung gar wenig machen, und daß selbst die Theilnahme der mitleidigen und gefühlvollen Seelen uns am Ende nicht viel zu helfen vermag. Diese haben es auch schon so oft von uns gehört, und auch ihre geplagten Ohren werden zuletzt ganz taub dabei. Aber schweigen können wir darum doch nicht. Und wenn wir es auch nur dem Ofen vorseufzen dürfen, es scheint uns eine Erleichterung.

Hieraus kann man zwei Lehren und Ermahnungen ableiten, eine für die Patienten, und eine für ihre gesunden Freunde. Für jene zum geduldigen Stillschweigen, durch welches sie die Theilnahme und das Mitleiden der Anderen nur erhöhen, und für diese zum langmüthigen Anhören, durch welches sie dem Leidenden eine kleine Wohlthat erweisen.

Nicht zugeben, daß man arm sei.

Man soll zwar mit dem Reichthum nicht großthun. Aber man muß es auch nie zugeben, daß man arm sei. Ein solches Eingeständniß klingt fast alle Zeit erbärmlich.

Die Welt hat für die Dürftigen und Armseligen meist mehr Geringschätzung als Mitgefühl. Besitzest Du wirklich auch gar nichts, so sage es doch nicht, sondern gehe lieber still darüber weg. Sogar der Bettler sieht Dich mitleidig an, wenn Du zu ihm so sprichst: „Nimm diese kleine Gabe. „Ich wollte es könnte mehr sein, aber bedenke, mein Lieber, „daß ich selbst leider kein reicher Mann bin." Du behauptest besser Dein Ansehen bei ihm, wenn Du sagst: „Hier ist ein „Pfennig, mehr gebe ich nicht". Dann hält der Bettler Dich vielleicht nur für etwas hart und behält mehr Respect vor Dir, als wenn Du ihm vertraulich Dein Unvermögen entblößest. — Denn, wie gesagt, Geld **muß** und soll der Mann unter allen Umständen besitzen. Dies ist de rigueur, und keine Entschuldigung schützt Den, der nichts davon bei sich hat, vor Spott. Die Bescheidenen machen mit ihren leeren Taschen und mit ihren Redensarten: „Ja wir Armen dürfen so hoch nicht hinaus!" oder: „Leider verbieten mir das meine Mittel!" oder: „O! wenn nur mein Einkommen nicht so knapp wäre", eine ganz traurige Figur.

Bist Du wirklich so arm, so verrathe es Niemandem, oder höchstens doch nur Denen, die es bewirken können, daß sich Dein Einkommen mehre.

Der Blick nach unten.

Nichts ist besser dazu geeignet, uns den stets zur Klage geöffneten Mund zu schließen, als der Blick nach unten auf Andere, die noch mehr leiden als wir. Die Betrachtung Derer, die noch ärmer, noch sorgenvoller, noch reicher an Schmerzen sind, erfüllt uns mit Mitleiden, mit Dankbarkeit und Resignation.

Wir Verkehrten haben dagegen so gern den Blick nach oben zu Denen gewandt, die wir für glücklicher halten und die wir im Lichte wandeln sehen. Wir fügen daher zu unseren Plagen und Entbehrungen auch die peinlichen und bitteren Gefühle des Neides und der Eifersucht, die uns noch nebenher wie Nattern quälen, hinzu.

Schlaffe Toleranz.

Der liebe Gott, der Allmächtige, mag auch der Allduldsame sein, und sogar die ganz verirrten Schafe wieder zu Gnaden aufnehmen.

Einige gutmüthige und sanfte Menschen wollen es Ihm darin schon hienieden nachthun, und bestreben sich, Jeden auf irgend eine Weise in Schutz zu nehmen, und überall die erfreuliche Seite der Dinge und Personen hervorzusuchen.

Sie kommen aber damit zuweilen in eine sehr nachtheilige und schlaffe Toleranz hinein.

Hier auf Erden und namentlich im praktischen Leben ist es oft viel passender, die Sachen etwas streng zu nehmen, das wirklich Aechte und Gute recht herauszustreichen und hoch zu stellen, und das Tadelnswerthe hell zu beleuchten und nach Verdienst ordentlich schwarz zu machen.

Die, welche geneigt sind, Alles zu entschuldigen, riskiren am Ende, aus lauter Gutmüthigkeit und Nachsicht gar keiner heilsamen Entrüstung mehr fähig zu sein. Sie werden durchweg schlaff dabei und nehmen es dann wohl am Ende auch mit sich selbst nicht mehr so genau.

Die Männer, welche im Leben wirken und was gelten wollen, pflegen daher in der Regel dieser matten Toleranz gänzlich zu entsagen. Sie nehmen es mit jeder Angelegenheit strenge und genau, und bedienen sich der Goldwage bei Beurtheilung aller Aeußerungen und Thaten. Sie sind auch sehr wählerisch in ihrem Umgange und associiren sich nur mit Denen, die sie für ganz makellos halten. Sie stellen sich überall entschieden auf eine Seite, ergreifen ihre Partei und zeigen eine bestimmte Farbe.

Launen.

Die Menschen spielen zu verschiedenen Zeiten gar verschiedene Rollen, und je nachdem sie gerade eben bald diese, bald jene durchzuführen sich entschlossen haben, sind sie dann auch leichter oder schwerer zu Diesem oder Jenem zu bewegen. Was sich zu der Rolle schickt, die sie eben heute übernommen haben, das thun sie leicht und gern, was nicht dazu paßt, schwerer.

Cajus hat es sich jetzt in den Kopf gesetzt, den Generösen vorzustellen. Nun giebt er große Almosen, unterschreibt, bewilligt Alles. Ein andermal gefällt sich derselbe Cajus, der vielleicht vor Kurzem eine Predigt über Sparsamkeit hörte, viel besser darin, als ein überlegt Sparsamer zu erscheinen. Will man ihn zu etwas bewegen, so muß man warten, bis diese Laune vorübergegangen ist. So lange sie anhält, ist er harthörig gegen alle Bitten.

Es geht uns da oft mit unseren Freunden, wie in den großen Städten mit den Dienstmädchen. Diese sind, wenn sie ihre Sonntagskleider angelegt haben, zu keinem Aschenbrödeldienste zu bewegen, tragen z. B. keinen Wassereimer über die Straße. Sie dünken sich dann Damen zu sein und halten eine so gemeine Verrichtung mit jenem fingirten Charakter unvereinbar. Haben sie erst ihre Staatskleider wieder abgelegt, so thun sie darnach wieder Alles gern und willig wie zuvor.

Es kommt daher bei den Menschen, die wir zu etwas bewegen wollen, stets so sehr darauf an, nachzusehen, ob sie ihr Arbeits- und Alltagskleid, oder ihr Feierkleid, oder welches andere Costüm sie gerade eben angelegt haben.

Vermummungen unserer Gefühle.

Zu sagen, an welchem Kummer oder moralischem Uebel ein Freund eigentlich leide, ist für den Seelenarzt oft eben so schwer, wie es für den Mediciner ist, auszumachen, wo der wahre Sitz der physischen Krankheit des Patienten sei.

Mancher hat Kopfweh, aber die Grundursache dazu sitzt ihm durchaus nicht im Kopfe. Das ganze Uebel kommt aus dem Magen oder von kalten Füßen, und der Arzt

würde einen großen Fehlgriff thun, wenn er seine Mittel an den Kopf anlegte, Magen und Füße aber vernachlässigte.

So wirft sich auch der Seelenschmerz von dem Schlupfwinkel, in welchem er eigentlich wurzelt, zuweilen in eine ganz andere Richtung hinein. Die Gefühle unserer Mitmenschen nehmen allerlei Vermummungen an, und es ist nicht immer leicht, dabei auf den rechten Kern und Sitz des Leidens zu kommen. Dein Freund klagt z. B. so oft Du zu ihm kommst über den Tod seiner vielbetrauerten Schwester. Er vergießt fortwährend Thränen über sie, und „kann sie nicht vergessen". Allein diese Betrübniß, in die er so ganz versunken zu sein scheint, ist, ohne daß er selbst vielleicht es weiß, nur eine Vermummung. Im Grunde genommen steckt es ihm ganz anderswo. In Wahrheit ist er krank und mißgestimmt darüber, daß er keine Anerkennung unter den Leuten findet. Ehrgeiz und Eitelkeit quälen ihn. Es ist daher ganz nutzlos, daß Du ihn in Bezug auf seine verewigte Schwester tröstest. Gieb ihm Ruhm und Lob, gieb ihm eine Stellung, ein hohes Amt, wenn Du kannst, und Du wirst bald sehen, wie er von seiner Melancholie geheilt wird.

Vorurtheile abthun.

Ich lebe hier jetzt an einem kleinen Badeort Namens B...., der mir im höchsten Grade mißfällt, und dem ich täglich mit meiner Kritik und üblen Laune scharf zu Leibe gehe. Er liegt mir viel zu tief in seinem Thalkessel eingekastet, und die Naturscenen, die ihn umgeben, erscheinen mir nur sehr gewöhnlich. Die Speisen, die man mir hier vorsetzt, finde ich geschmacklos, „fast ungenießbar". Und die Bewohner des Ortes sind in meinen Augen höchst alltägliche Philister.

Sogar die Musik, mit der man sich alle Morgen vor meinem Fenster abmüht, kommt mir pitoyabel vor. Kurz, ich bereue es, hieher gekommen zu sein, und wünsche mich sobald als möglich wieder fort über alle Berge.

Aber heute Morgen, wo mir meine üble Laune gar zu toll mitspielte, und wo ich sogar das gutmüthige und freundliche Stubenmädchen, das mich hier bedient, indem ich ihr erklärte, daß alle B . . . . schen sich scheeren könnten, so ärgerlich und unhöflich anließ, daß sie fast in Thränen ausbrechen zu wollen schien, habe ich endlich inne gehalten, und es ist mir der ganz neue Gedanke gekommen ob ich mit meiner Mißachtung dieses guten Städtchen denn doch am Ende nicht zu weit ginge. Ich habe mich darauf erinnert, wie ich von Haus aus nur wider meinen Willen und blos auf Befehl meines Arztes hieher kam. Ich habe mich ferner erinnert, wie mein Freund F . . . . mich über meinen Plan, nach B . . . . zu gehen, laut und spöttisch auslachte und meinte, B . . . ., obgleich er es nicht kenne, wäre sicherlich eins der obscursten Nester der Welt. Desgleichen fällt es mir nun wieder ein, daß, als ich hier anlangte, zufällig ein sehr unfreundlicher und regnerischer Tag war, der mir das Thal in äußerst ungünstigem Lichte zeigte, und daß ich daher am folgenden Morgen sofort einen sehr melancholischen Brief nach Hause schrieb, in welchem ich B . . . . und Alles, was mich hier umgab, kohlschwarz malte und mein Wort zum Pfande einsetzte, daß es ein Platz sei, an dem kein gebildeter Mensch existiren könne.

Indem ich dies Alles jetzt erwäge, ist nun plötzlich die Frage in mir aufgedämmert, ob ich nicht etwa blos das Opfer meiner Mißstimmung und verschiedener mir eingeflößter Vorurtheile sei, und ob nicht am Ende dieses B . . . ., bei besserem Lichte besehen, sich zuletzt doch trotz meiner Behauptungen als ein ganz wohnliches, freundliches und nettes

Städtchen erweisen möchte, in welchem ein vernünftiger und vorurtheilsfreier Mensch sich ganz wohl befinden könne.

Nun will ich doch gleich hinausgehen und die Felsenpartien und Nachbarthäler um uns her noch einmal anschauen. Vielleicht gewinne ich ihnen eine andere Seite ab. Auch will ich heute bei Tische an meinen Nachbar, den ich bisher noch nie angeredet habe, ein freundliches Wort richten und versuchen, ob ich die Suppe und auch die Menschen in B.... dann nicht etwas genießbarer finden werde.

Ein Trost im Tode.

Wir machen gewöhnlich viel zu viel Wesens mit uns, namentlich auch beim Sterben, welches wir uns durch unser Wichtigthun so sehr erschweren. Wir geberden uns dabei, als wäre unser Abtreten für uns, für die Unsrigen und für die Welt ein unersetzlicher Verlust. Wie viel leichter würden wir uns das Ende machen, wenn wir uns mit dem Gefühl unserer Unbedeutendheit so recht erfüllen wollten. Hat man uns nicht oft genug gesagt, daß wir nur ganz geringfügige Geschöpfe, nur Stäubchen oder Tröpfchen im Meere seien! Wie schnell sind wir wieder in der Fülle der Wesen ersetzt! Wie bald vergessen! Was ist daran gelegen, ob Du lebst oder stirbst. Darum beschwöre doch nicht Himmel und Erde! und entsage der Welt ohne Klage! Hülle Dein Angesicht in das Gewand Deiner Bedeutungslosigkeit und hauche leise und bescheiden Deinen letzten Seufzer aus. Der Tod selbst thut ja auch durchaus nicht köstlich mit den Menschen. Er knickt ja bald hie bald da sogar die schönste Blume und entführt das reizendste Kind, den talentvollsten Jüngling, den

edelsten Mann, indem er mit ihm nicht anders verfährt, wie mit Schilf oder Heu.

Der Tod weiß wohl, daß sein Freund, der Engel des Lebens, bald Alles wieder ausgeglichen und die Lücken gefüllt haben wird.

Geduldiges Verzichten.

Jugend, Schönheit, alle Freuden und Genüsse, Reichthum, Gesundheit, Kraft und die ganze Welt lassen wir uns unter vielem Klagen und Widerstreben vom Schicksal und vom Engel des Todes entreißen, indem wir dabei mit allerlei unwirksamen Künsten und Listen gegen unüberwindliche Gewalten einen Kampf antreten. Da wir aber jene Dinge nun doch einmal fahren lassen müssen, so wäre es ja viel klüger und schöner, wenn wir ganz still auf sie verzichteten und sie recht geduldig hergäben. Wir ständen dann als achtbare und heldenmüthige Männer da, während wir gewöhnlich die Rolle lächerlicher Schwächlinge und unartiger Kinder spielen, denen man trotz ihres Sträubens ihr Spielzeug abnimmt.

Ueber Ruhm.

Unser Ruhm und der Egoismus der Anderen.

Bei dem großen Egoismus, der Eifersucht und der durchgehenden Abneigung gegen die Anerkennung der Verdienste Anderer, die man so häufig den Menschen schuld giebt, muß ich mich doch wundern, daß überhaupt noch etwas wie Ruhm in dieser Welt zu Stande kommen konnte.

Und dennoch ist es ja ein Factum, daß es zu allen Zeiten allgemein verehrte, gerühmte und sogar vergötterte Menschen gegeben hat.

Hieraus schließe ich, daß es am Ende mit jenem harthörigen Egoismus der Welt doch nicht so gar schlimm bestellt sein wird. Es müssen doch noch hie und da unter der Menge wenigstens Elemente existiren, die sich gern vor überlegenen Geistern und verehrungswürdigen Charakteren beugen.

Die Frauen und die Jünglinge, die zu Lob und Anerkennung sehr geneigt sind, gehören vor allen Dingen in diese Klasse. Auch unter den Männern giebt es wohl einige Enthusiasten, die sich gern bescheiden und den Verdiensten Anderer, wenn sie es denn auch nur aus Gerechtigkeitsliebe thun sollten, den gebührenden Tribut zollen. Und endlich haben doch auch die eifersüchtigen Nebenbuhler jedenfalls Momente, in denen sie sich hinreißen lassen oder in denen sie

fühlen, daß sie nicht umhin können, in den Beifallsruf der Uebrigen einzustimmen.

Und auf diese Weise bildet sich denn doch noch Ruhm und Anerkennung trotz jener vorwaltenden Abneigung, sich vor Anderen zu beugen, trotz der häufigen Unempfänglichkeit gegen ihren Werth und trotz jener Eifersucht und jenes Neides, die man den Menschen so allgemein zuschreibt.

Ruhm bei den Leuten.

Der Ruhm, den wir bei uns selbst oder, was beinahe dasselbe ist, beim lieben Gott haben, ich meine das beruhigende Selbstbewußtsein, sich Verdienste erworben, etwas Gutes und Ruhmwürdiges geleistet oder erstrebt zu haben, ist in jeder Beziehung viel wichtiger als der Ruhm bei den Leuten. Jener ist uns stets zur Seite, wie ein Stab und Stecken. Diesen müssen wir erst außer dem Hause suchen. Jener ist wie ein Schatz, den wir bei uns in der Truhe haben. Dieser wie ein Gut, das wir bei Fremden — und noch dazu nicht sehr sicher — anlegten. Wer sich selbst als redlichen und tüchtigen Mann fühlt, wird daher auch nicht übermäßig nach Ruhm und Beifall bei der Welt geizen, sich vielmehr mit seinem eigenen Bewußtsein genügen lassen; wohingegen Schwächlinge, d. h. des Ruhmes am wenigsten Würdige, am meisten nach Beifall jagen, weil sie den Halt, den sie in sich selbst nicht finden, auswärts suchen, und weil sie beständig nöthig haben, von Anderen zu ihrem Troste zu hören, daß sie doch *etwas* sind, was ihre eigene innere Stimme ihnen nicht so entschieden sagen will.

Der Ruhm bei Licht besehen.

Wenn irgend ein Machwerk in der Nähe betrachtet recht grobfaserig erscheint, so ist es das Gewebe, aus dem Das, was wir Ruhm nennen, besteht. Es geht uns mit ihm wie mit den zierlichen Brüsseler Spitzen unter dem Vergrößerungsglase, oder wie mit dem leuchtenden Sonnenballe, der, wenn ein Chemiker ihn analysirt, seine Glorie und seinen zauberischen Glanz total verliert.

Einem berühmten Dichter schlagen tausend Herzen bewundernd entgegen. Aber nun untersuche man diese Herzen einzeln und erwäge, wie viel vollen und ungetheilten Beifall ein jedes dem bejubelten Autor zollt. Wie erstaunlich wenig ist das bei Jedem!

Selbst bei Deinen Freunden nimmst Du nur neben zahllosen anderen berühmten Männern ein kleines Plätzchen ein.

Der Eine hat nur ein oder ein paar Mal von Dir gehört, und der hohle Klang Deines Namens ist all' der Ruhm, den Du bei ihm genießest.

Ein Anderer, der mit einstimmt, beneidet Dich doch zugleich um das Lob, daß Du gewinnst. Er giebt Dir seinen Beifall nur widerwillig. Der Ruhm, den Du bei einem solchen hast, ist äußerst wenig werth.

Ein Dritter, der für Dich schwärmt, schwärmt doch nur aus der Ferne für Dich. So wie Du ihm nahe trittst, findet er Dich, statt Dir in die Arme zu fallen, persönlich ziemlich alltäglich oder wohl gar anstößig.

Ein Vierter ist ein viel zu großer Egoist, als daß er überhaupt vor Dir den Hut abnehmen sollte.

Alle diese, einzeln genommen, sehr matten und ziemlich kraftlosen Strahlen bilden nun, wenn sie zusammengefaßt werden, jenen glänzenden Stern des Ruhmes, den so Viele leidenschaftlich anstreben.

Hinfälligkeit des Ruhms.

Unser ganzes Leben ist kurz und eitel. Wenn es hoch kommt, währt es 70 Jahre. Und ist es zu Ende, so scheint es uns wie ein Traum gewesen zu sein. Viele versuchen es, sich über die Kürze ihres Lebens mit der Idee des Nachruhms zu trösten, und freuen sich an der Vorstellung, daß sie auch bei kommenden Geschlechtern noch dankbar genannt und mit ihnen fortleben werden. Aber wenn es sehr hoch kommt, so währt auch dieser Nachruhm allenfalls nur noch ein Jahrhundert nach ihrem Tode, und so ein Jahrhundert ist ebenfalls nur wieder eine kleine Spanne Zeit. Unsterblich wie Homer bleiben nur ganz Wenige. Der Strom der Vergessenheit rafft Tausende von Berühmtheiten dahin. Die alten Spartaner, wie man sagt, erglühten vor Begierde sich berühmt zu machen und in den Liedern ihrer Landsleute gepriesen zu werden. Wer kennt jetzt noch diese spartanischen Lieder und wer nennt die Namen der Ruhmbegierigen, die darin besungen wurden!

Die Freude beim Lobe und der Kummer über Tadel.

In der Lebensbeschreibung des großen französischen Dramatikers Molière, der zugleich bei seinem hohen Gönner Ludwig XIV. eine niedrige Hofcharge bekleidete, kann man lesen, daß das übrige Hofgesinde sich einmal weigerte, mit dem Collegen Molière an demselben Tische zu speisen, „weil er ein Komödiant sei", daß aber der großsinnige König, als er davon hörte, ihn zur Entschädigung wiederholt zu seiner eigenen Tafel gezogen und dabei mit schmeichlerischen Lobsprüchen überhäuft habe.

Der Biograph macht dazu die Bemerkung: „daß Molière „sich dennoch durch diese Genadenbezeugung nicht völlig ent„schädigt gehalten, und daß er sich über die Verunglimpfung „seiner Collegen weit mehr gegrämt, als über die Huld „seines Königs gefreut habe".

Wir Anderen machen es bei ähnlichen Vorfällen meistens ebenso wie Molière. Unser Kummer über Zurücksetzung und Tadel ist gewöhnlich viel größer, als unsere Freude und Dankbarkeit bei Ehre und Lob. Wenn auch Alle klatschten und nur Einer pfiff, so schneidet uns dieser eine Pfiff durch die Seele und läßt uns nicht schlafen. Wir erkundigen uns den andern Tag und noch oft nachher, wer es gewesen sei und was der Mann beabsichtigt habe. Es kommt uns vor, wie auf dem Schneeweiß unseres Ruhmes ein schwarzer Fleck, an dem wir lange Zeit ein Aergerniß nehmen.

Zum Theil ist an dieser Verkehrtheit wohl unsere Eitelkeit schuld, vermöge deren wir das Lob als uns gebührend und selbstverständlich betrachten. Wir nehmen es stillschweigend und ohne Dank hin. Dabei mißtrauen wir aber doch wieder im Stillen dem Lobe der Leute ein wenig und fragen uns, ob es wohl wirklich so gemeint sei. Daß sie den Tadel ernstlich meinten, davon sind wir hinreichend überzeugt.

Vielleicht denken wir auch, wir möchten uns etwas vergeben, wenn wir uns über das Lob innig freuten und kindlich jubilirten, wogegen wir es recht mannhaft und angemessen finden, die tadelnde Kritik stolz zurückzuweisen.

Uebrigens ist es ja fast durchweg unsere verkehrte Weise, jegliches Mißgeschick viel höher anzuschlagen, als ein Glück. Wenn Einer auch ein Stück vom großen Loose gewonnen hat, so spricht er vielleicht kaum zu seinen intimen Freunden davon. Hat ihm aber der Hagel im Garten die Petersilie zerschlagen, so murrt er darüber mit der ganzen Nachbarschaft.

Unser Haschen nach Lob und Ruhm.

Eitelkeit und Ruhmsucht verleiten die Menschen nicht selten zu den außerordentlichsten Unternehmungen und zu oft ganz drolligen Wünschen.

Als Schriftsteller z. B. streben sie wohl die ganze Welt mit ihrem Ruhme zu erfüllen, und kommen sie an einem kleinen entlegenen Orte an, so grämen sie sich dort über die Leute, wenn diese ihre Werke nicht kennen. Sogar die noch nicht erschaffene Nachwelt grüßen die Dichter freundlich aus der Ferne und erlauschen bei ihr die Nennung ihres Namens.

Gehört Einer nicht zu den Autoren oder sonst nicht zu den epochemachenden Männern, so trachtet er doch sein Städtchen von sich reden zu machen, fühlt sich auch ganz befriedigt, wenn man ihn wenigstens in seinem Geburtsorte für Etwas hält. Nehmen hier die Leute vor ihm den Hut ab, so reicht das hin, und dieser Ort gilt ihm dann für die ganze Welt.

Ja auch die gänzlich unbedeutenden Personen sind doch von Ruhmsucht besessen. Auch die Lastträger, Werkleute und Arbeiter wollen in ihren Werkstätten, in ihren Schenken, auf dem Markte ihre Bewunderer haben, und sie können es nicht leiden, wenn Einer sie geringer schätzt, als sie geschätzt werden zu sollen sich einbilden. Auch sie vergessen es dabei, wie wenig doch darauf ankommt, ob Dieser oder Jener uns hoch oder niedrig achtet.

Denen gegenüber, die uns am nächsten stehen, zeigt sich unser Ehrgeiz ganz besonders eifersüchtig. Einer, der bei der ganzen Nation für einen Propheten gilt, härmt sich doch, wenn er seine Hausgenossen und Hausnachbarn nicht bekehren konnte, und sein Weltruhm entschädigt ihn nicht für den

Mangel der Verehrung bei den Seinigen, wenn er um sie vergebens buhlt.

Auch Deine Dienstmagd, so willst Du es, soll es wissen, daß Du ein großer Geist bist. Ja bei dem Dienstpersonal der großen Männer und ihrem Benehmen gegen dasselbe kann man es besonders gut wahrnehmen, mit welchen homöopathisch kleinen Dosen von Lob und Ruhm wir uns mitunter zu bescheiden und fürlieb zu nehmen vermögen. — Sogar ein Fürst spielt gern ein wenig die Majestät gegen seinen Kammerdiener. Ein Grand Seigneur giebt sich Airs bei seinem Kutscher. Ein Reicher, oder der dafür gelten will, klimpert mit seinem Gelde auch gegen seinen Lakaien und spricht zu ihm: „Nun, Johann, nicht wahr, Du weißt es, „unsere Mittel erlauben uns das?"

Kurz, für die Eitelkeit der Menschen ist kein Spiegel so klein, daß sie sich nicht zu Zeiten gern darin spiegelten.

Loben, um Lob zu ernten.

Meistens sind wir zum Kritisiren und Tadeln Anderer mehr aufgelegt, als zum Loben. Wir glauben unsere Rivalen, wenn wir ihre Tüchtigkeit anerkennen, gleichsam über uns zu stellen, uns selbst aber dabei herabzusetzen. Und zugleich denken wir bei der Welt die Meinung zu erwecken, daß wir mit den Mängeln, gegen die wir eifern, selbst nicht behaftet, vielmehr wohl mit den ihnen entsprechenden Tugenden begabt seien. Und aus diesen Gründen sind wir daher gewöhnlich gerade am ungeduldigsten gegen diejenigen Fehler und Schwächen Anderer, von denen wir uns selbst nicht ganz frei wissen.

Zuweilen aber ertappen wir unsere eitle Natur wohl auf

dem Wege einer gerade entgegengesetzten Politik, indem wir umgekehrt an Anderen ganz außerordentlich und fast übertrieben nicht etwa Das preisen, was uns abgeht, sondern eben Das, worin wir uns selber stark fühlen, worin wir besonders gern auch vor unseren Mitmenschen excelliren und was wir von ihnen recht anerkannt wissen möchten.

So sieht man mitunter wohl zwei recht schöne Frauen sich zu einander neigen, sich mit einander stillschweigend verbünden, indem sie sich gegenseitig auch vor dem Publikum recht stark aufgetragene Bewunderung zollen. Sie loben, um für sich selber noch mehr Complimente zu ernten.

So bemerkt man auch wohl, daß recht artige, gewandte und höfliche Leute besonders eifrig damit beschäftigt sind, auf die Artigkeit, Gewandtheit und bescheidene Höflichkeit eines Andern aufmerksam zu machen. Sie thun dies, um gleichsam die Waare, an der sie selbst Ueberfluß zu haben glauben, in hohem Preise zu erhalten, oder um es den Leuten auffällig zu machen, daß sie selber ja eben so ausgezeichnet in den Künsten sind, wie Jene, die sie darin für Meister ausgeben.

Sogar die großen Gelehrten und Professoren der Weisheit, die oft so gern ihre Concurrenten „Ignoranten" schelten, schlagen dann und wann den umgekehrten Weg ein und spenden Jedem, auch dem kleinsten Lumen, dickwolkigen Weihrauch. Sie thun es, damit die Hörer, ihre große Bescheidenheit und Verdienste anerkennend, sie selber auf ein noch höheres Postament stellen mögen.

Reumüthige Seelen.

So wie es unter unseren Mitmenschen große Kritiker giebt, denen wir Anderen fast nichts recht machen können, wir

mögen es anfangen wie wir wollen, so giebt es auch solche, die sich selbst nichts recht machen können und die fast Alles, was sie eben gethan oder beschlossen haben, gleich hinterdrein bereuen. Diesen sind Diejenigen bei Weitem vorzuziehen, die etwas selbstvertrauend und selbstzufrieden durch's Leben gehen, und Das, was sie thaten, recht wohlgethan finden.

Jene reumüthige Unzufriedenheit mit sich selbst ist weiter verbreitet unter der Menschheit, als man gewöhnlich zu denken geneigt ist. Sogar stolz und selbstbewußt aussehende Männer leiden oft ganz im Stillen an ihr.

Wenn dem so ist, dann ist, wie schon Marc Aurel bemerkt hat, die unter uns fast eben so allgemeine Sucht, Anderen zu gefallen und Lob bei ihnen zu ernten, eine wahre Thorheit. Wir streben nach dem Ruhme bei Leuten, die doch sogar für sich selbst nur wenig übrig haben.

Trost bei Anfeindung.

Du klagst, daß Du mit allen Deinen Arbeiten und Anstrengungen bei den Menschen nicht zu Ruhm und Anerkennung durchdringen könnest?

Nun so tröste Dich erstlich mit dem großen Confucius, von dem die chinesischen Schriftsteller berichten, daß es ihm keineswegs an Feinden, Neidern, Tadlern und Verleumdern gefehlt hat, und daß er unglaublich viel von diesen zu leiden hatte — oder zweitens mit Friedrich dem Großen, der so oft im Kugelregen stand und den doch, wie der Fürst Ligne bezeugt, Einige der Feigheit beschuldigt haben, — oder auch drittens mit tausend und aber tausend frommen, gottesfürchtigen Märtyrern, die Du selber ihrer trefflichen Eigenschaften wegen hoch über Dich stellst, die aber dennoch verfolgt,

gemartert und hingewürgt wurden. Und in der Erinnerung an diese Alle preise Dich glücklich, da die Welt doch noch viel glimpflicher mit Dir verfahren ist.

Und kann Dich dies Alles nicht freuen, nun, dann greife in Deinen Busen und frage Dich doch einmal, aus welchen Gründen Du denn Anerkennung bei den Menschen wünschest, und wozu sie Dir, wenn sie Dir zu Theil wird, nützen soll. Fördert sie Dich auf der Bahn der Tugend? oder hat uns Gott nicht dergleichen Hindernisse eben auf unsern Weg gestellt, damit wir den Ruhm blos bei Ihm suchen?

Concurrenz.

Wohl dem Strebenden, dessen Leben in eine regsame und ruhmreiche Zeit fällt; denn ihm wird, wie allen anderen Streitern, die mit und neben ihm auf der Rennbahn wetteifern, eine reiche Spende von Lorbeeren zu Theil.

In der That, es scheint nicht, daß die an hervorragenden Männern *armen* Zeiten am meisten geneigt gewesen wären, einen Stern, der unter ihnen aufging, zu verehren. Entweder waren die zu einer solchen Zeit Lebenden nicht fähig, das neue Licht zu erkennen, oder sie wurden bei seinem Anblick mit Neid erfüllt, zogen den Propheten herunter und verurtheilten ihn zum Kreuzes- und Feuertode.

Wo aber *viele* Ruhmwürdige zugleich auftreten, da wecken sie den Sinn der Anderen, öffnen ihnen Augen und Mund zur Anerkennung, und es bleibt dann für Jeden des Lobes noch genug übrig, wie bei jener Mahlzeit, wo das Volk von zwei Fischen gespeist wurde. *Ein* Edler applaudirt dem andern und es verbreitet sich eine allgemeine Freude am Schönen und Hohen.

Daher mag denn auch wohl ein Jeder sich freuen, der in einer Branche der Thätigkeit beschäftigt ist, in welcher sich eben gerade Viele auszeichnen. Bei allen unseren Geschäften, Unternehmungen und Studien mag Concurrenz uns willkommen sein, weil sie nicht nur die Welt im Allgemeinen, sondern auch uns selbst insbesondere fördert.

Ruhmliebe im Bündniß mit anderen edlen Eigenschaften.

Wer den Ruhm liebt, der strebt auch nach Tugend. Denn nur das Gute und Edle wird laut und allgemein bei den Menschen gerühmt.

Verkehrtheit und Laster ernten höchstens partiellen und nur vorübergehenden Beifall bei einer Clique oder Partei.

Die Menschheit im Allgemeinen ist gerecht und bei ihr erhält sich nur das Gute und Schöne dauernd in Geltung. Ruhmliebe ist daher ebenso wie die Neigung für Freundschaft ein Beweis von Seelenadel. Sie hängt mit vielen anderen edlen Anlagen des Charakters zusammen.

Egoisten, kalte, stolze, selbstgenügsame Menschen und niedrige Seelen streben nicht nach Beifall und Ruhm.

Es sind die liebevollen, empfänglichen, dankbaren, wohlwollenden Gemüther, denen darnach verlangt.

Das Alpenhorn und der Nachruhm.

Goethe besingt den Nachruhm in folgenden hübschen Versen:

„Es klingt so schön, was unsere Väter thaten,
„Wenn es, im stillen Abendschatten ruhend,
„Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft.
„Und was wir thun, ist, wie es ihnen war,
„Voll Müh und eitel Stückwerk."

Es geht also mit dem schönen Nachruhm, wie Goethe andeutet, etwa so zu, wie mit den Tönen des Alpenhorns der Hirten in einigen Felsenpartien der Schweiz. Der Gebirgsmusiker ist ein gemeiner roher Hirte — sein Instrument ein aus Holz zusammengestückeltes plumpes Werkzeug — und die Töne, die es von sich giebt, sind, wenn man das Ohr nahe daran legt, recht rauh, schrillend und fast erschreckend. Wenn aber das Echo aus der Ferne diese Laute wiederbringt, und wenn sie von den Felsenwänden wunderbar verändert und verschönt zurückfließen, thun sie dem Sinn unglaublich wohl und bezaubern uns wie harmonischer Orgelklang und liebliche Sphärenmusik — und wie auch jene Sage von den herrlichen Thaten der Vorzeit, wenngleich diese einst voll Müh' und eitel Stückwerk gewesen sind.

Das Incognito.

Gepriesen sei die Armuth! Willkommen die Unbekanntschaft und die Niedrigkeit! Denn sie bewirken, daß ich von Niemandem beachtet werde, daß ich dagegen selber Alles desto bequemer und freier anschauen kann. Ruhm, Ehre, Reichthum, Aemter, großer Name und Ansehen in der Welt, o welche Störenfriede! welche Plagegeister! nach deren Bekanntschaft den Beobachter seiner selbst und der Welt nicht verlangt!

Gedächtniß, Erinnerung, Ideen-Association.

Mnemosyne.

Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, war nach der griechischen Sage eine Titanin, die Tochter des Uranos und der Gäa, der Geliebten des Zeus, und durch diesen wurde sie die Mutter aller Musen.

Dieser Mythus giebt in poetischer Kürze Alles, was sich zum Preise des Gedächtnisses sagen läßt.

Mit Recht wird diese Elementarkraft unseres Geistes eine „Titanin" genannt. Denn sie hält mit starken Armen das ganze Leben und seine Ordnung zusammen. Sie ist der Stab und Stecken unseres Verstandes, sein Premierminister. Ohne ihren Beistand würden alle Anstrengungen der Ueberlegung in der Luft schweben. Das Gedächtniß mit seinem Adjuncten, dem Erinnerungsvermögen, bringt dem Verstande erst seine Nahrung, schafft ihm die Dinge herbei, an denen er seine Thätigkeit üben, mit denen er arbeiten kann, die Gegenstände, die er vergleicht, die Zahlen, die er combinirt, die Daten und Wahrheiten, durch die er zu weiteren Schlüssen und Resultaten gelangt.

Mnemosyne wurde daher richtig „die Mutter der Musen", denn erst als man sich der Ereignisse erinnerte, und sie im treuen Gedächtnisse bewahrte, da vermochte Clio den Zu=

sammenhang der Dinge zu erkennen, da faßte sie den Griffel und es wurde Geschichtschreibung möglich, da griffen Erato und Kalliope zur Lyra und besangen die anmuthigen und großen Begebenheiten unter den Menschen und die diesen theuren Ueberlieferungen. Nur mit dem Beistande des Gedächtnisses wurde die Erziehung der Jugend ausführbar. Auf dem Gedächtnisse, auf ihre Traditionen, baute die ganze Menschheit wie auf dem Hauptfundamente ihre Cultur auf.

Das Gedächtniß ist die Grundbedingung alles Lernens und alles Fortschritts. Ja auch aller geistigen Freuden und alles ästhetischen Genusses. Wie gering wäre die Wirkung des schönsten Gesanges, wenn wir die Anfänge der Composition nicht festgehalten hätten und so nicht gewahren könnten, wie das Thema in lieblichen Variationen durch das Ganze spielt und wie das Ende sich gefällig wieder mit dem Anfange verschlingt.

Vergebens auch hätte für Den der Maler gemalt und der Dichter gedichtet, der sich nicht lebhaft der Originale zu erinnern wüßte, die jene darstellen, oder der mannigfaltigen Beziehungen, auf die sie in ihren Compositionen anspielen.

Wie haben Sie das Alles behalten können!

Kaum hat irgend eine andere Geistesgabe so zahlreiche Freunde unter den Menschen wie das Gedächtniß.

Das große Publikum staunt nichts so sehr an, als ein energisches und umfassendes Gedächtniß. Das Volk bewundert es mehr als die originelle Erfindungsgabe oder die poetischen Anlagen der Einbildungskraft.

Die simpeln Landleute machen ihrem Prediger stets die meisten Complimente über sein starkes Gedächtniß, „wie er

das Alle habe behalten können", was er am Sonntag auf der Kanzel vorbrachte, vermuthlich weil sie selber am meisten mit dem Gedächtniß im Leben ausrichten können, und weil es auch diejenige Geistesgabe ist, die sie am besten zu begreifen glauben.

„Wie haben Sie das nur Alles behalten können", das bekommt auch oft selbst in gebildeten Kreisen ein Redner oder Autor zu hören, der an seiner Rede oder Schrift ganz andere Dinge — den durchdachten Plan — das Treffende seiner Beobachtungen — und Aehnliches gelobt zu sehen wünschte.

Es scheint oft, als ob der Menge das Gedächtniß für den ganzen Verstand und Geist überhaupt stehe. Auch wenn unsere Bauern andeuten wollen, daß der Geist eines Menschen schwach werde, sagen sie gemeiniglich: „sein Gedächtniß nehme ab".

Die Confusion der Dinge, wenn Mnemosyne nicht wachte.

In welchem Grade das Gedächtnißvermögen alle unsere geistigen und geselligen Zustände und Verhältnisse zusammenhält, mag Jeder alsbald deutlich erkennen, wenn er sich einmal lebhaft vorstellt, was daraus werden würde, wenn die Menschen plötzlich dies Vermögen verlören.

Geschähe das in einer Commune oder Stadt, auch nur für ganz kurze Zeit, so würde es hinreichen, daselbst alles drüber und drunter gehen zu lassen, wie in der Natur und Körperwelt, wenn die Cohäsions- und Adhäsionskräfte für einen Moment ihre Spannung verlören. Wie in diesem Falle die Felsen und Bäume alsbald in Staub zerfallen würden, so würden bei jener Voraussetzung alle Verhältnisse

zerrüttet werden, alle geselligen Bande sich lösen und in Verwirrung gerathen.

Gedächtniß der Thiere.

Wie überaus nothwendig das Gedächtniß allem Lebenden ist, zeigt sich besonders darin, daß es von den Uranlagen der Seele die auch unter den Thieren am allgemeinsten verbreitete ist.

Selbst den einfältigsten unter ihren Geschöpfen hat die Natur von der so ganz unentbehrlichen Erinnerungsfähigkeit eine mehr oder weniger reichliche Portion gegeben. Von dem starken Gedächtnisse der Hunde, der Elephanten und anderer mehr entwickelter und dem Menschen näher stehender Geschöpfe hat man die schlagendsten und sehr bekannte Beispiele. Sie erinnern sich ihrer Freunde und Feinde und nähren oft Jahre lang Haß, Rache oder Liebe im Busen. Unsere Rosse sind der Wohlthaten eingedenk, die sie an diesem oder jenem Orte empfingen, sie kennen ihre Heimath, ihren Stall, das Wirthshaus an der Straße, in welchem ihre Herren einzukehren gewohnt sind.

Aber auch bei den Thieren der Wildniß, bei den größten wie bei den kleinsten, ist das Gedächtniß stark und stets in Spannung. Sie finden die Wege wieder, die zu ihren Höhlen führen, sie meiden die Städte und Wohnorte der Menschen, der Unbill eingedenk, die sie dort zuweilen zu erdulden hatten. Seitdem das Pulver und Schießgewehr erfunden wurde, haben auch die Krähen es gelernt, sich den Unterschied der Verderben drohenden Flinten von den ungefährlichen Ackerwerkzeugen zu merken. Sie erinnern sich genau der Gestalt derselben und ihres todbringenden Inhalts, und flüchten schnell

vor den Mordinstrumenten des Jägers, während sie sich dem mit unschuldigem Grabscheit bewaffneten Landmann ohne Scheu nähern.

Das Gedächtniß ist demnach bei den Menschen nicht nur die Mutter der Musen, es ist auch die Grundlage der ganzen Ordnung in der Thierwelt, welche der Titanin Mnemosyne ebenso wie die Menschheit im Schooße sitzt. Die ganze Schöpfung würde in Verwirrung gerathen, wenn diese Urkraft der Seelen, die gleichsam wie die Sonne alle Wege erleuchtet, in ihrer Spannung nachließe.

Auch der Mensch würde seine ganze Herrschaft über die Thiere verlieren, wenn diese nicht mehr der Jagdgeschosse, der Peitsche, der Stimme und des Auges ihres Herrn gedächten. Denn das bischen Zähmung und Erziehung, welches wir den Thieren beigebracht, und der Respect, den wir ihnen vor uns eingeflößt haben, ist nur dadurch möglich gewesen, daß sie sich der Vergangenheit zu erinnern fähig sind.

Energie des Gedächtnisses bei Dingen, die uns nahe gehen.

Manche sind zwar von Haus aus mit einem vortrefflichen Gedächtnisse ausgestattet, wie der Hummer mit tüchtigen Kneifen. Was immer sie packen, das halten sie fest. Alles was in das Schatzkästlein solcher Leute fällt, das bleibt wie angenagelt darin liegen. Alles was ihnen vorkommt, was sie sehen, hören, erleben, daguerreotypirt sich von selbst auf ihrer Gedächtnißtafel und steht darauf mit größter Deutlichkeit für die Dauer verzeichnet.

Hat es doch Einige gegeben, die sich jede, selbst eine sehr große Menge von Worten, Aussprüchen oder Zahlen, welche man ihnen vorlegte, mit Leichtigkeit einprägen und dieselben in beliebiger Reihenfolge reproduciren konnten.

Bei den von Haus aus so glücklich organisirten Köpfen scheint es denn fast nicht darauf anzukommen, ob sie den Gegenständen, die sie behalten wollen, eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, — ob sie ein warmes Interesse für dieselben besitzen oder nicht — ob sie sie in dieser oder jener Ordnung oder aber ganz unsystematisch und ohne alle Ordnung in sich aufnehmen.

Bei den Gedächtniß-Wundermenschen scheinen die Verrichtungen des Gedächtnisses rein mechanische Operationen zu sein, an denen sich ihr übriger Geist nicht zu betheiligen braucht, weder das Herz noch der Verstand.

Doch sind dies Ausnahmen. Für die Mehrzahl von uns aber gilt die Regel, daß die Art und Weise und die Ordnung, in der wir die Dinge in uns aufnehmen, nicht nur auf das Behalten dieser besonderen Dinge, sondern auch auf die fernere Stärkung oder Schwächung unserer Erinnerungsfähigkeit überhaupt von großem Einflusse ist.

Bei der Art und Weise der Aufnahme des Gedächtnißstoffs ist vor Allem die Lebhaftigkeit des Interesses, welches wir für denselben besitzen, die Empfänglichkeit und Liebe, die wir für ihn hegen, wichtig. — Dinge, die uns recht zu Herzen gehen, wird unser Geist viel leichter fassen und fester halten, als die, gegen welche wir gleichgültig gestimmt sind. Jene ziehen unsere ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf sich. Sie finden unser Gemüth gleichsam warm und in Fluß, dringen tief ein, und das Eingeprägte bleibt hinterdrein fest, wie bei einem Guß aus geschmolzenem Eisen.

Vorkommnisse oder Belehrungen, bei denen wir theilnahmlos, zerstreut oder nur halb gegenwärtig waren, werden uns bald wieder entfallen. Waren wir aber mit Leib und Seele dabei, hörten und sahen, verstanden und empfanden wir sie, so wird ihr Licht in uns dauernd leuchten.

Man soll das Gedächtniß Hand in Hand mit der Intelligenz ausbilden.

Da nicht Jeder für alle Gegenstände eine gleiche Theilnahme besitzt, da die so vielfach mitsprechenden Neigungen und Leidenschaften bei allen Individuen verschieden sind, so wird demnach Jeder je nach den Anlagen seines Herzens ein schwächeres oder stärkeres Gedächtniß für diese oder jene Dinge besitzen.

Ein großes Interesse können wir nur für Das empfinden, was wir mehr oder weniger deutlich verstehen. Es ist daher natürlich, daß unser Gedächtniß unter der Aufbürdung unverständlicher Dinge ermattet und lahm wird. Die Ausbildung des Gedächtnisses sollte daher immer mit der Ausbildung des Verstandes Hand in Hand gehen. Nur die Erkenntnisse, welche uns recht klar geworden sind, gewinnen wir auch lieb. Zu ihrer wiederholten Betrachtung oder Ruminirung kehren Geist und Phantasie gern und häufig zurück, und sie schlagen daher Wurzel bei uns und setzen sich beharrlich in der Seele fest.

Es mag geschehen, daß man in gewissem Grade das Gedächtniß ganz isolirt für sich, formell ausbilde und stärke, ohne alle Rücksicht auf die Beschaffenheit des ihm dargebotenen Stoffs, so wie man die Muskeln eines Menschen auch wohl eben so gut stärkt, wenn man ihm eine plumpe Keule, als wenn man ihm ein nützliches Werkzeug zur Uebung in die Hand giebt. Doch kann dies immer nur in gewissem Grade der Fall sein. Wollte man Jemandem eine Reihe ganz unverständlicher Worte zur Stärkung seines Gedächtnisses memoriren lassen, so würde sich sein Geist nie theilnehmend mit diesen Worten beschäftigen. Sie würden seiner Natur zuwider sein, er würde sie bald über Bord werfen und sein Gedächtniß hätte wenig Vortheil davon.

Lückenhafte Kenntniß schwächt das Gedächtniß.

Wie die Liebe zu dem Gedächtnißstoffe, wie das klare Verständniß desselben, so trägt auch die Ordnung und Vollständigkeit, in der man ihn dem Geiste darbietet, Vieles zur Stählung oder Schwächung des Gedächtnisses bei.

Wer die Dinge recht methodisch, allseitig und vollständig in sich aufnahm, der wird sich ihrer nicht nur am besten erinnern, sondern dabei auch für die Stärkung seiner Erinnerungsfähigkeit überhaupt am nachhaltigsten sorgen.

In dem Gezweige oder Systeme einer Wissenschaft hängt Alles untereinander zusammen. Jeder Theil von ihm, jede einzelne Kenntniß, wird durch die anderen Theile und Kenntnisse unterstützt. Sie associiren sich leicht und rufen sich gegenseitig hervor, und wer in einer solchen Abtheilung des Wissens recht zu Hause ist, der wird sich auf jedes dazu gehörige Ding schneller und deutlicher besinnen.

Der methodisch geschulte, streng disciplinirte Kopf von gründlichen Kenntnissen wird daher in der Regel nicht nur für seine specielle Wissenschaft, sondern auch überhaupt ein starkes Gedächtniß erwerben.

Wer dagegen die Dinge nicht gründlich erfaßte, wer sich nur lückenhafte, unzusammenhängende Kenntnisse von mancherlei Art erwarb, dem wird es nicht nur schwerer werden, diese schnell zu reproduciren, weil sich dabei seine verschiedentlich zerstückten Kenntnisse nicht die Hand reichen, sondern er wird auch die Energie seines Gedächtnisses überhaupt schwächen.

Sein Gedächtniß verhält sich dabei ungefähr wie ein Aufseher in einer großen Polterkammer, in welcher die Gegenstände in Unordnung aufgehäuft sind. Der arme Beamte in einem solchen Magazine wird nicht nur die Gegenstände, die er suchen soll, in dem Wirrwarr schwer und langsam heraus=

finden, sondern er wird bei dem beständigen Hin- und Herrennen auch selbst seine Kräfte aufreiben, sich den Kopf verwirren und schwächen.

Aus diesem Grunde gelangen geistreiche Menschen, die sich gewöhnlich für Vielerlei zu interessiren pflegen, die meistens Alles so anziehend finden und bald dieses und bald jenes zu lernen und zu untersuchen beginnen, nicht nur zu äußerst lückenhaften Kenntnissen, sondern auch zu einem ziemlich zerfahrenen, unzuverlässigen, lahmen und frühzeitig alternden Gedächtnisse.

Frühzeitige Stählung des Gedächtnisses.

Das Gedächtniß scheint diejenige Geisteskraft des Menschen zu sein, mit welcher die Natur zuerst hervorrückt, an deren Erstarken man das Erwachen des Geistes erkennt. Die Mutter ist entzückt, wenn sie gewahrt, daß ihr Säugling sich ihrer zu erinnern, sie wieder zu erkennen beginnt. Die ersten Arbeiten des Geistes sind Gedächtnißarbeiten. Vergleichender Verstand und Ueberlegung folgen später. Die Kinder sind in viel höherem Grade wiß- und lernbegierig als nachdenklich und überlegsam. Sie wollen greifen, fassen, erwerben, und sie thun sich auch auf Das, was sie schon behalten haben und wissen, besonders viel zu Gute. Ein außerordentliches Gedächtniß steht bei den jungen Schülern mehr in Ansehen, als ein eminenter Scharfsinn oder gar eine schöpferische Phantasie, und um so mehr, je jünger sie sind. Andere Geistesanlagen gelangen zuweilen erst sehr spät zur Entfaltung und Reife. Die Geschichte liefert uns Beispiele davon, daß der poetische Sinn oder das philosophische Genie mancher Menschen nicht vor der Mitte ihres Lebens aufgegangen ist.

Der Marquis de Saint Aulaire, den man den französischen Anakreon genannt hat, fing seinen Umgang mit den Musen kaum vor seinem 60. Jahre an. Philosophische Köpfe sind mitunter lange nach dem Lebensalter der Mannheit zum Bewußtsein ihrer Geisteskraft gelangt. Sir Henry Spelman war bis zu seinem 50. Jahre ein Bauer, und zeigte sich erst, nachdem ihm die Haare ergraut waren, als den „tiefen Denker", als welchen ihn die Engländer preisen.

Im Gegensatz hiemit offenbarten die außerordentlichen Gedächtnißmenschen stets schon alsbald im frühesten Lebensalter, was sie vermochten. Die Geschichte und das Leben bieten wohl kein Beispiel davon, daß ein Individuum, dessen Gedächtnißkraft sich in der Jugend schwach erwies, in späteren Jahren noch zu einem tüchtigen Gedächtniß gelangt sei.

Erzieher müssen diesem Winke der Natur folgen, sich vor Allem mit dem Gedächtnisse beeilen und es von vornherein ausbilden und mit Schätzen füllen. Was bei ihm frühzeitig versehen wurde, läßt sich später schwerer nachholen, als andere Vernachlässigungen. Ebenso wie das schwache Fundament eines Hauses sich nicht leicht mehr bessern und stärken läßt, nachdem schon Allerlei auf ihm gebaut wurde.

Wohl Dem, der mit einem gutgeschulten, beharrlich und consequent ausgebildeten Gedächtnisse in das Mannesalter eintritt. Es wird ihm noch spät treffliche Dienste leisten und wie ein treuer Freund ausdauernd zur Seite bleiben, während Der, bei welchem man es in der Jugend verkümmern ließ, nachher nie damit zu Stande kommt und sein ganzes Leben hindurch sich zu plagen hat.

Gedächtniß, gestärkt durch Wiederholung.

Ziemlich allgemein behauptet man, daß eine Wahrnehmung von unserem Gedächtnisse desto treuer festgehalten werde, je häufiger sie gemacht wurde. Und gewöhnlich trifft dies auch nach dem alten Grundsatze: „Repetitio mater est studiorum" richtig zu. Selbst sehr schwierige Gedächtnißaufgaben bewältigen wir durch öftere Wiederholung. Unser Gehirn scheint einer Kupferplatte vergleichbar zu sein, in welcher der Grabstichel die Schriftzüge, je öfter er sie zieht, desto tiefer und unverwüstlicher eingräbt.

Allein die blos mechanische Wiederholung vermag dabei doch nicht Alles. Es muß immer noch wieder eine angestrengte Aufmerksamkeit und lebhafte Theilnahme des Geistes hinzukommen. Es giebt viele Dinge, die wir unzählige Male, aber mit großer Achtlosigkeit und ohne uns ihre Beschaffenheit recht deutlich zu machen, beschaut haben, und von denen unser Gedächtniß daher trotz aller Wiederholung nur ein unklares Bild mit sich herumträgt.

Ja Beides — jene Achtlosigkeit und mit ihr das unklare Gedächtnißbild — kann zuweilen gerade in Folge eines Uebermaßes von Wiederholung eintreten. Es ist nicht selten vorgekommen, daß eifrige Schüler mit der Wiederholung zu viel gethan, ihre Aufmerksamkeit überspannt, ihre Empfänglichkeit abgemattet und ertödtet, und so gerade durch Wiederholung ihr Gedächtniß gelähmt haben.

Wir Alle haben eine Menge Dinge, die wir täglich sehen, und von denen wir doch kaum wissen, wie sie aussehen, weil wir sie eben zu oft und aus Ueberdruß nicht mehr in derjenigen Stimmung sahen, die der Fixirung im Gedächtnisse förderlich ist.

Wenn die rechte Stimmung und Empfänglichkeit vor-

handen ist, vermag diese ein gut Theil Wiederholung überflüssig zu machen. Es giebt Orte, in denen wir nur einige Stunden weilten, die uns aber so außerordentlich frappirten und so eigenthümlich erschienen, oder die wir in so lustiger Laune, in so heiterer Gesellschaft, oder überhaupt unter so günstigen Verhältnissen besichtigten, daß Alles, was wir in ihnen erlebten und anschauten, uns so unvergeßlich geblieben ist, als hätten wir es hundertmal gesehen.

Ebenso giebt es Menschen, Scenen, Gespräche, Worte, die wir vielleicht nur einmal in unserem Leben, aber unter so besonderen Umständen und in so geweckter Stimmung erblickten oder hörten, daß wir, obgleich die Erscheinung sich nie wiederholt hat, kein Titelchen davon verloren haben.

Schrecken, Liebe, Neugier, alle starken Affecte und Erregungen dienen zur momentanen Erhöhung und Stärkung unseres Gedächtnisses. Sie reißen gleichsam die Pforten des Geistes weit auf, so daß dieser das ganze Bild vollständig in sich aufnimmt. Sie zünden ein intensives elektrisches Feuer in uns an, welches ein helles Licht auf das beschaute Bild wirft und uns dasselbe mit einer besondern Klarheit und Schärfe vor Augen treten läßt.

Daraus erklärt es sich denn auch wieder, daß in der Jugend unser Gedächtniß so stark ist. Unsere Aufmerksamkeit ist dann noch mit Begierde auf Alles gerichtet. Alle unsere Seelenkräfte sind angespannt. Wir fassen alle Dinge und Begebenheiten lebhafter auf. Sie gehen uns mehr zu Herzen. Und wir behalten sie daher für immer.

Capricen unseres Gedächtnisses.

Gleich anderen Kräften unserer wetterwendischen Seele hat auch das Gedächtniß seine Capricen und Launen. Mit-

unter sind wir, in dem Schatzkästlein unserer Erinnerungen kramend, ganz erstaunt, Dinge und Begegnisse, die uns gar nicht besonders nahe traten, so hell und klar darin aufbewahrt zu sehen, wie Kiesel im krystallenen Bache, und wir bestreben uns dann wohl ganz vergebens zu entdecken, warum uns gerade dieses blieb und Anderes nicht.

Es giebt zuweilen Kleinigkeiten, Jahreszahlen, Verse, Aussprüche, bei deren Memorirung wir uns nicht größere Mühe gaben, keine häufigere Wiederholung eintreten ließen, als bei anderen; und ebenso auch wahre Bagatellen von Begebenheiten, die uns nicht tiefer zu Herzen gingen als andere — Portraits von Menschen, die uns weder vorzugsweise sympathisch, noch besonders feindselig oder schrecklich waren — Situationen, die durchaus nicht sehr pikant waren, sondern nur ganz flüchtige und gelegentliche Situationen, z. B. wie wir einmal vor langen Jahren mit einem Freunde bei einem Brunnen unserer Geburtsstadt standen und mit ihm uns beredeten — oder wie wir ein anderes Mal ebenso vor lieber, langer Zeit mit einem Einspänner in ein benachbartes Dorf hineinfuhren und um die Ecke bogen — oder sonst so etwas Alltägliches, was sich mit allen begleitenden Umständen so deutlich und unverwischbar auf dem Spiegel unseres Gedächtnisses abdaguerreotypirt hat, als wäre es uns gestern zugestoßen. Hundertmal sahen und erlebten wir hinterdrein Aehnliches. Aber neunundneunzigmal haben wir es vergessen, und nur das eine Mal ist es bei uns geblieben, ohne irgend einen nachweisbaren Grund.

Wie versteinerte Haarsterne mit allen ihren feinen Organen und Fühlfäden im Kalke, so stecken dergleichen Eindrücke und Thatsachen in den Ablagerungen unseres Geistes, während er tausend andere ähnliche Dinge fahren ließ.

Schulung der Schwachköpfe.

Entschiedene Schwachköpfe sollte man sich vor allen Dingen beeilen in die Schule zu nehmen und ihrem Gedächtniß nützliche Lehren und Daten einzuprägen. Denn dies ist das Einzige, wodurch sie in ihrem Leben noch etwas werden leisten können. Sollten sie, ohne Schule und Erziehung gelassen, auf die unglückliche Idee kommen, daß sie durch sich selbst etwas leisten könnten, so würden sie bald genug Unheil anstiften.

Den originellen und fähigen Köpfen dagegen stehen Gedächtniß und Kenntnisse zuweilen im Wege. Der Schulmeister kann Vieles an ihnen verderben. Sie würden bei etwas weniger Verschwendung von Belehrung mit größerer Kühnheit und Selbstvertrauen vorgehen, und sich aus ihrer innern Fülle viel üppiger entfalten. Den Schwachköpfen würde eine solche Kühnheit nur schaden, und sie muß ihnen bei Zeiten durch Auswendiglernen und durch den Autoritätsglauben gebrochen werden.

Gedächtniß und Genie.

Obwohl das Gedächtniß die wahre Amme des Geistes ist, obwohl sich ein Wachsthum unserer Intelligenz ohne Gedächtniß gar nicht denken läßt, schließen sich doch auch wiederum beide — Gedächtniß und Verstand — in gewissem Grade aus und können sogar einander feindlich sein.

Die außerordentlichen Gedächtnißmenschen sind meistens nicht sehr geistvoll, und die Genialen und Productiven leiden nicht selten an einer schwachen Re productionskraft. Ja es

treten diese Fälle so häufig ein, daß man schon in der Jugend auf der Schule die tüchtigen „Köpfe" von den starken „Auswendiglernern" als zwei ganz verschiedene Klassen von Schülern zu unterscheiden pflegt.

Die Erklärung dieser Erscheinung so weit sie nicht schon von Haus aus existirt und von der Natur geschaffen ist, sondern erst durch die Erziehung in's Leben gerufen wird, liegt auf der Hand. Wer die verführerische Gabe eines sehr energischen Gedächtnisses besitzt, der wird vorzugsweise an den Daten, Thatsachen und Kenntnissen, die ihm fertig überliefert werden und deren er sich leicht und in Fülle bemächtigen kann, seine Lust haben. Er wird die Gedanken und Aussprüche Anderer schnell auswendig wissen, sie stets und überall gegenwärtig haben und sie gern citiren. Er wird daher auch geneigt werden, an Autoritäten zu glauben, und alle diese Umstände werden ihn vom eigenen Forschen und originellen Schaffen abhalten. Er gerirt sich wie ein leidenschaftlicher Sammler und Raritätenkrämer, der über der Freude am Besitze die eigene Anstrengung vernachlässigt, — wie ein Mann, der leicht reich wird und darüber die Lust zur Arbeit und zum mühseligen Erwerbe verliert und keine Talente in sich pflegt und ausbildet.

Wer auf der andern Seite mit einem schwachen Gedächtnisse behaftet ist, der verhält sich wie ein unternehmender Kaufmann ohne großes Capital, welcher mit dem Wenigen, was er besitzt, viel machen und eifrig speculiren muß. Ein solcher übt sich daher täglich in sich selbst und sein ingenium wächst dabei. Er hat seine Lust nicht sowohl am Wissen als vielmehr am Finden und Erfinden, und hiemit beschäftigt, vernachlässigt er dann wohl seine schon von Haus aus geringe Gedächtnißkraft, so daß sie noch mehr verkümmert.

Uebrigens läßt sich keineswegs immer von einem schwachen Gedächtnisse auf einen originellen Geist und umgekehrt

von einem scharfen Verstande auf ein lahmes Gedächtniß schließen. In den Extremen sind vielmehr gewöhnlich beide Geistesgaben gleich schwach oder gleich stark. Rechte Einfaltspinsel sind in der Regel auch nicht einmal mit einem leidlichen Gedächtnisse begabt. Und bei Geistern ersten Ranges, z. B. einem Leibnitz, Newton oder Kant, waren meistens Geist und Gedächtniß gleich energisch.

Werth eines guten Gedächtnisses im Leben.

Ein gutes Gedächtniß ist im Leben fast durchweg mehr werth als viel Geist. Gänzlich auf den Kopf gefallen darf der Besitzer eines soliden Gedächtnisses freilich auch nicht sein, wenn er seine Gaben zur Geltung bringen will. Aber ein recht tüchtiges Gedächtniß mit einem bischen Verstand fördert uns im Leben doch besser, als der feinste Geist. Es ist die Hauptgrundlage und Stütze aller derjenigen Eigenschaften, mit denen wir uns unter unseren Mitmenschen beliebt und geltend machen können, namentlich z. B. der im Umgange so nöthigen Geistesgegenwart. Die Genies sind immer etwas geistesabwesend, wie die clairvoyants, wohingegen ein gutes Gedächtniß uns in jedem Augenblicke das Brauchbare zuführt. Die, welche viele nützliche Kenntniß bei sich aufgespeichert haben, können sich uns auf mannigfaltige Weise angenehm machen. Sie sind den Dictionnären und Nachschlagebüchern ähnlich, die Jeder gern zur Hand hat, während man an die ideenreichen Menschen wie auch an die geistvollen Bücher nur in einer stillen Stunde appellirt. Der Advocat, der Kaufmann, der Lehrer, kurz, fast alle Lebenspraktiker können Geistesreichthum weit leichter entbehren, als

ein tüchtiges Gedächtniß, und machen mit diesem eine viel bessere Carrière, als mit jenem.

Gedächtnißschwäche.

Wir empfinden die Schwäche unseres Gedächtnisses und Erinnerungsvermögens viel unangenehmer, als die unseres Verstandes oder unserer Phantasie oder anderer Geistesfähigkeiten.

Daß wir eine schwierige Aufgabe nicht lösen, eine Sache nicht begreifen, einem poetischen Schwunge nicht folgen können, beunruhigt uns bei Weitem nicht so sehr, als wenn wir uns einer wohlbekannten Thatsache, einer Zahl oder eines Namens nicht zu erinnern vermögen. Wir gerathen bei dem Nachsinnen in eine peinliche Aufregung und verfahren dabei so ängstlich, wie bei dem Suchen einer Nadel, die wir noch eben in der Hand hielten, und die im Sande verschwand. Es ist uns dabei zu Muthe wie dem Theseus, wenn er im Labyrinthe den Faden der Ariadne verlor.

Es beweist diese innere Beängstigung wieder, daß das Gedächtniß die Hauptgrundlage unseres ganzen geistigen Wesens, das dicke Eisenband ist, welches das Weinfaß des Kopfes zusammenhält. Das Fehlen oder die Abnahme dieser Kraft zu spüren, ist so schlimm, als wenn ein Schiffer merkt, daß sein Fahrzeug, in welchem alle seine Waaren und Schätze enthalten sind, leck wird.

Freiwilliges Arbeiten des Gedächtnisses.

Sehr merkwürdig ist es, daß unser Geist in manchen müssigen Augenblicken auch ganz ohne unser Zuthun und so

zu sagen auf sein eigenes Geheiß Wanderungen unternimmt. Vieler Dinge, oft sehr entlegener und längst vergangener, erinnern wir uns ganz unwillkürlich und ohne daß wir nach ihnen suchten. Sie „kommen uns in den Sinn“ — sie „fallen uns ein“ — wie es unsere Sprache mit einem sehr richtigen Bilde ausdrückt, — wie nicht eingeladene Gäste, wie Sternschnuppen vom Himmel.

An der Hand der Phantasie erinnert sich unser Geist bald dieser bald jener Personen, Namen oder Ereignisse und schweift gleichsam wie ein rühriger Windhund, der ohne seinen Herrn auf die Jagd ging, auf eigene Hand in verschiedenen Gebieten unserer Erfahrung umher, ruht betrachtend bald in dieser, bald in jener Periode unseres verflossenen Lebens und stöbert dort bisweilen sogar Dinge auf, die wir längst vergraben und vergessen glaubten, oder deren wir wenigstens schon seit lange nicht mehr gedachten.

Zuweilen thut er dies allerdings noch halb und halb auf Geheiß, oder wenigstens in Folge zuvor ihm gegebener Impulse. Dies ist z. B. der Fall, wenn wir uns lange auf den Zusammenhang eines Erlebnisses, auf einen Namen oder einen Ausspruch besannen und trotz aller Anstrengungen das Gesuchte nicht sofort zur Perception bringen konnten. Der vergeblichen Bemühungen müde, hatten wir endlich die Sache aufgegeben und sie uns aus dem Sinne geschlagen. — Nichtsdestoweniger geschieht es dann wohl, daß, nachdem wir zu ganz anderen Gegenständen übergingen — etwa nach einigen Stunden oder selbst auch erst nach Tagen — der gesuchte Name oder Ausspruch uns plötzlich vorkommt, wobei uns zu Muthe ist, als ob er uns nun auf einmal von Jemandem in's Ohr geflüstert würde.

Diese Art von Rückerinnerung ist, wie man sieht, nicht ganz unwillkürlich. Aber doch halb. In dem Augenblicke, wo uns die Sache einfällt, dachten wir nicht an sie, strengten

unser Gedächtniß in Bezug auf sie durchaus nicht an. Aber wir hatten dasselbe doch zuvor in Bewegung gesetzt, und es arbeitete, wie es scheint, von selbst in Folge des erhaltenen Impulses in der Stille weiter. Der alte treue Diener kramte auch ohne unsern fortgesetzten Befehl in dem großen Magazine unseres Gedächtnisses fort und rastete nicht eher, als bis er das, was wir vor einiger Zeit von ihm verlangten, für uns aufgefunden hatte.

Man könnte die ganze dabei stattfindende Operation auch dem vergleichen, was am Meeresstrande beim Herauswerfen des Bernsteins vor sich geht. Hiebei setzte gestern ein Sturm (unser eifrig suchender Wille) das Meer (unser Gedächtnißmagazin, in dem so viele Erinnerungen untergetaucht sind und wie Schiffstrümmer am Boden liegen) in Bewegung. In der entstehenden Wogenbrandung wurde nichts gefunden. Heute aber liegt auf einmal das schöne Stück Bernstein (das Ding, dessen wir uns erinnern wollten) klar und deutlich am Strande vor unseren Augen. Die dem Sturme nachfolgenden Strömungen unter der Oberfläche und das fortgesetzte leise Spiel der Wellen (unser ohne Befehl arbeitendes Erinnerungsvermögen) haben die gesuchte Pretiose an's Ufer gespült.

Die Impulse, welche wir unserem Geiste zu einer auch ohne unsern anhaltenden Willen fortgesetzten Thätigkeit zu geben vermögen, sind besonders geheimnißvoll und sie lassen sich wohl nicht auf andere Weise erklären und deutlich machen, als durch solche Bilder und Gleichnisse, wie ich sie so eben gab.

Association der Ideen.

Wiederum giebt es Fälle, in denen uns diese oder jene Erinnerung, wenn auch nicht in Folge eines vorherigen Suchens, doch auch nicht ganz von selbst und nicht ohne alle äußere Veranlassung in's Gedächtniß zurückkehrt. Dies geschieht in Folge der sogenannten oft höchst wunderbaren Ideen-Association.

Wenn wir an einen Ort gelangen, an dem wir Dinge erlebten, welche uns tief zu Herzen gingen, so treten uns beim Anblicke der Localität diese angenehmen oder unangenehmen Erlebnisse ohne unsern Willen wieder vor die Seele. Sie haben sich gleichsam an jene äußeren Gegenstände, z. B. an die Bäume, unter denen wir einst in unserer Jugend spielten, oder an die Thürschwelle, vor der wir von einem geliebten Menschen Abschied nahmen, oder an die Wände des Zimmers, in welchem einer unserer Freunde starb, geheftet, und strömen nun, wenn wir dieser Gegenstände zufällig ansichtig werden, gleichsam aus ihnen in uns zurück. Solche Localitäten, an die sich für uns schmerzliche Erinnerungen knüpfen, vermeiden wir daher wohl sorgfältig, um nicht gegen unsern Wunsch von diesen ergriffen zu werden. Oder umgekehrt suchen wir auch wohl andere Localitäten, die für uns mit angenehmen Erlebnissen in Verbindung stehen, auf, um uns den Erinnerungen, die uns daselbst unwillkürlich wiederkehren, hinzugeben.

Im Umgange mit unseren Freunden wird uns durch diese Eigenheit unseres Gedächtnisses ein schönes Mittel geboten, ihnen wohl zu thun, sie z. B. aus melancholischen Betrachtungen zu retten und sie zur Freude zu stimmen. Hat man doch sogar Irrsinnige kurirt oder besänftigt, indem man sie an Orte zurückführte, die bei ihnen mit wohlthuenden

Erinnerungen und Ideen associirt waren, gleichsam wie Iphigenie ihren Orestes, den die Furien an der Schwelle des Tempels verließen.

Auf der andern Seite mögen wir in derselben Eigenheit der menschlichen Gedächtnißkraft eine Aufforderung zur Vorsicht in dem Umgange mit unseren Freunden finden. Wir müssen es vermeiden, sie an Orte zu bringen, die in ihrem Lebensbuche schwarz angeschrieben stehen. Ja, da manche unangenehme oder rührende und ergreifende Erinnerungen sogar schon durch das Aussprechen eines Namens, z. B. eines Stadt- oder Ländernamens, wo sie Schmerzliches traf, aufgeregt werden, so müssen wir in unseren Gesprächen mit ihnen die Nennung bald dieses, bald jenes Namens vermeiden. Davor hat unter Anderem das gemeine Sprichwort, daß man im Hause eines Gehängten den Strick nicht nennen soll, schon gewarnt.

Da die Ideen-Association bei jedem Menschen eine verschiedene ist, so sieht man hieraus, wie wichtig es für einen angenehmen Umgang ist, die eigenthümlichen Ideen-Associationen unserer Freunde zu studiren und zu beachten.

Der Strom der Erinnerungen.

Endlich nun aber ist unsere Erinnerungskraft auch sogar dann noch immer ganz von selbst thätig, wenn sie auch weder auf ein früheres Geheiß, noch durch eine zufällige äußere Erscheinung oder durch Ideen-Association in Bewegung gesetzt wurde. Auch wenn wir nichts sehen und hören, was unsere Erlebnisse zurückrufen könnte, auch wenn wir keine Anstrengungen machten, eine Sache aufzufinden, tauchen doch Erinnerungen häufig und zuweilen in langen Reihen

ganz unwillkürlich, unveranlaßt und anscheinend von selbst in uns auf.

In dieser Beziehung könnten wir unser Gedächtniß einem großen Strome vergleichen, in welchem eine Menge von Dingen und Trümmer von Dingen schwimmen, die beständig vor unseren Augen vorbeigeführt werden, in unsern Gesichtskreis eintreten und wieder verschwinden. Unsere unermüdliche Phantasie schifft dabei gleichsam in einer Gondel auf diesem Strome einher, indem sie für uns nach ihrer Laune oft diese oft jene Reminiscenz erhascht.

Oft ist indeß doch die Unwillkürlichkeit und Zufälligkeit der Bewegung nur scheinbar und es findet dabei zuweilen mehr Nothwendigkeit und Ordnung statt, als man sogleich zu erkennen vermag.

Wie eine äußerliche, durch sinnliche Eindrücke veranlaßte Ideen-Association, so giebt es nämlich in uns auch eine innere, und in Folge dieser ist daher mitunter nur die zuerst aufblühende Erinnerung eine ganz unerwartete Erscheinung. Die ihr folgende zweite oder dritte und zuweilen eine ganze verkettete Reihe von anderen sind aber sogleich durch jene erste bedingt. Gesetzt z. B., es tauchte in uns plötzlich und ungesucht die Erinnerung an Alexander den Großen auf, so wird derselben ganz natürlich und fast nothwendig auch alsbald die Mahnung an seinen Vater Philipp, die an seinen Lehrer Aristoteles, oder die an seinen Gegner, den Perserkönig Darius, folgen, und wir werden nun wohl für eine Zeit lang und zwar dann nicht mehr launig und abschweifend, sondern mit einer gewissen Nothwendigkeit uns aller der Ereignisse in dem Leben Alexander's des Großen erinnern und ihn auf seinen Märschen und längs der langen Reihe seiner Thaten begleiten.

Auch diese innere Ideen-Association ist übrigens fast bei jedem Menschen durch allerlei Nebenumstände, Verhältnisse

und Eigenheiten seines Wesens und Lebens auf eigenthümliche Weise bedingt und bei jedem pflegt sie in Folge seiner Gewohnheiten und Erlebnisse einen andern Gang zu nehmen. Es ist z. B. möglich, daß uns ein alter wegen seiner Güte oder auch wegen seiner Sonderbarkeiten unvergeßlicher Lehrer oder Freund zuerst die Geschichte Alexander's des Großen in besonders pikanter und nachdrücklicher oder vielleicht auch in äußerst einfältiger und komischer Weise vortrug. Wenn demnach nun auf diese oder auf eine andere Art die Erinnerung an unsern Freund bei uns ganz intim mit der Erinnerung an den genannten Helden verknüpft ist, so wird dann unsere Einbildungskraft bei dem Auftauchen Alexander's des Großen nicht auf Aristoteles, Philippus und Darius, sondern auf unsern entweder so wunderlichen oder so ausgezeichneten Lehrer übergehen. Mit ihm werden wir alsbald die Märsche der Macedonier nach Persien aus den Augen verlieren. Wir quartieren uns bei unserem alten verstorbenen Freunde ein, wir gedenken seiner Frau, seiner liebenswürdigen Tochter und kurz, wir kommen damit in eine ganz andere Reihe von Reminiscenzen und Vorstellungen hinein.

Auch hiebei werden, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Wege so ausgetreten, die Verknüpfung der Ideen und ihre gegenseitige Hervorrufung so sehr der Gewohnheit unterworfen sein, daß unsere Erinnerungen fast jedes Mal wieder denselben Gang nehmen. Bei der Erinnerung an Alexander müssen wir jenes Lehrers, bei der Erinnerung an Friedrich den Großen aber eines andern Freundes, der uns etwa eine sehr drollige Anekdote von ihm sehr gut erzählte, gedenken. Und so sind fast mit jeder unserer Erinnerungen andere verkettet, die jenen ungerufen folgen.

Und bei jedem Individuum auch sind sie auf andere Weise verknüpft. In Folge dessen können wir unter Umständen, wenn wir die Ideen-Association unserer Freunde und

die dabei hergebrachten Combinationen studirt haben, wohl ihre Gedanken und Empfindungen errathen.

Erinnerungen in unseren Träumen.

Der Strom unserer Erinnerungen bewegt sich sogar im Traume fort. Denn auch im Schlafe kehrt uns die Erinnerung an vergangene Erlebnisse und Dinge häufig wieder. Ja Traum und Schlaf haben sogar ihr eigenes höchst merkwürdiges und von unserer Willenskraft ganz unabhängiges Gedächtniß. Der Traumgott holt oft gleichsam aus den Tiefen des Meeres der Vergangenheit längst entschwundene Zeiten, Personen oder Dinge herauf, an die wir wachend schon lange nicht mehr gedacht haben, und zu deren jetzt auftauchender Erscheinung eben kein äußerer Anlaß, gar keine nothwendige Verknüpfung entdeckt werden kann.

Und dazu noch ist zuweilen das Gedächtniß des Traumes so energisch, daß die Bilder des wachen Gedächtnisses in Bezug auf Deutlichkeit und Lebhaftigkeit durchaus nicht damit zu vergleichen sind. Im wachen Zustande gedenken wir z. B. uns werther Personen oft, ja wohl alltäglich, ohne jedoch sehr tief von dieser Erinnerung bewegt zu werden. Führt sie uns aber der schöpferische Traumgott vor, so ist die Erscheinung und Erinnerung wohl so vollständig und so ergreifend, daß sie fast einer Vision gleich kommt, und daß wir beim Erwachen uns eben so gerührt und ergriffen fühlen, als hätten wir mit unserem fernen Freunde in der That eine persönliche Zusammenkunft gehabt, als hätten wir ihm leibhaftig die warme Hand gereicht.

So etwas vermag das Gedächtniß im wachen Zustande nicht zu leisten, oder doch nur bei äußerst empfindsamen und

und leicht gerührten Seelen, die jede wehmüthige Erinnerung alsbald zu Thränen bringt.

Uebrigens mögen auch die Stärke des Traumgedächtnisses und die des wachen Gedächtnisses bei den verschiedenen Individuen je nach ihrer Eigenthümlichkeit in sehr verschiedenem Verhältnisse stehen. Bei solchen z. B., deren Gefühl weniger erregbar, zart und empfänglich ist als ihre Phantasie, werden die Tageserinnerungen schwächer sein, und sie mögen dann in der Nacht und im Traume entschädigt werden.

Unsere Erinnerungen zur Selbsterkenntniß dienlich.

Wenn man den alltäglichen Auslassungen der Leute lauscht, sollte man meinen, daß es nur zwei oder drei Arten von Gedächtniß gäbe.

Alle Welt spricht vom „Zahlengedächtniß", unterscheidet davon das „Namengedächtniß" und erkennt dann auch noch allenfalls ein besonderes Gedächtniß für Begebenheiten, Scenen, Physiognomien, Anschauungen, ein sogenanntes „Sachengedächtniß" an.

Im Grunde genommen hat aber wohl jeder Sinn — und auch jede von unseren hervorragenden geistigen Qualitäten, so zu sagen, ihr besonderes Gedächtniß für sich zu ihrer Bedienung, und bei jedem Individuum sind alle diese Gedächtnisse in ihrer Weise und Stärke so verschieden, wie die Intensität jener mit ihnen verbundenen Neigungen und Anlagen selbst.

Für unsere besonderen Liebhabereien, für Alles, was uns so recht zu Herzen geht, haben wir in der Regel ein äußerst energisches Gedächtniß. Die Dinge, die unserem Wesen recht sympathisch sind, die packen wir mit offenen Augen und

Ohren und sie schlagen fast von selbst tiefe Wurzeln in unserer Erinnerung. Für Alles, was sie näher angeht, was sie tief bewegt, hat unsere Seele den Blick und die Fänge eines Falken.

Alles Andere, was unserer Natur gleichgültig, unseren Bestrebungen und Gefühlen fremd ist, fällt bald wieder von uns ab.

Wer seine Erinnerungen mustert, und nachsieht welcher Art die meisten sind, mag daher leicht Rückschlüsse auf seine Natur machen und kann damit seinen hervorragenden Eigenschaften auf die Spur kommen, und eine Ueberschau der Dinge, die sein Gedächtniß in seinem Schatzkästlein sicher aufbewahrte, dient ihm vortrefflich zur Selbsterkenntniß.

Der Eine hat für alles Erlebte, für Alles, was er mit seinen Sinnen wahrnahm, ein besonders festes Gedächtniß, während auf den Andern seine inneren Regungen, seine geistigen Anschauungen und Herzensangelegenheiten nachhaltiger wirken. Beide, jener mit dem starken sinnlichen Gedächtnisse und dieser mit dem mehr metaphysischen Gedächtnisse werden sehr verschieden angelegte Charaktere sein.

Bei den Einen — den künstlerischen Naturen, die einen entschiedenen Formensinn besitzen — wird das Auge ein starkes Gedächtniß haben. Bei Anderen zeigt das Ohr sich viel besser bedient und Alles, was ihnen durch das Gehör einging, ist ihnen unvergeßlich, während vielleicht ihre Augen, so zu sagen, zerstreuter sind.

Bei Manchen sind sogar die Geschmacksnerven mit einem auffallend scharfen Gedächtniß begabt, so daß sie sich noch lange, oft noch aus ihrer Kindheit her genau der Umstände erinnern, unter denen sie irgend etwas Wohlschmeckendes naschten, und sogar noch spät in der Erinnerung sich daran erfreuen können, während bei Anderen dergleichen spurlos verloren gegangen ist.

Namentlich ist wohl die Art unserer frühesten Jugend-erinnerungen sehr bezeichnend für die Stimmung und Farbe unserer Seele. Ich kannte einen von Natur sehr furchtsamen und zaghaften Menschen, der sich noch im hohen Alter erinnerte, wo und an welcher Straßenecke er von einem seiner Schulkameraden mit Schlägen bedroht worden war, wo, wann und wie er als kleiner Knabe einem bösen Hunde oder sonst einer Gefahr scheu und feige aus dem Wege gegangen war.

Ich hatte einen andern, sanftmüthigen, durch und durch mitleidsvollen Freund, dessen älteste und früheste Erinnerungen sich fast sämmtlich um Unglücks- und Leidensscenen drehten. Er hatte es nie vergessen, daß er als Knabe von vier Jahren es ansehen mußte, wie ein armer Blinder, den Schnee des Alters auf dem Haupte, aus einem Nachbarhause hartherzig hinausgewiesen wurde, und wie er selbst, der Knabe, verzweiflungsvoll und Thränen im Auge herzulief und seinen Sparpfennig und sein Butterbrod dem Leidenden darreichte. Auch das arme gequälte Pferd stand ihm noch immer so deutlich, als könne er es malen, vor der Seele, das ein wilder Fuhrmann einst vor seinen Augen mißhandelte, ein Anblick, bei dem sein innerstes Herz sich empörte. Und an ähnliche Dinge waren fast alle die Jugenderinnerungen dieses meines mitleidsvollen Freundes geknüpft, die sein Gedächtniß nie losgelassen hatte, und die wohl ein anderer minder Weichmüthiger längst vergessen hätte.

Das allerstärkste und geradezu ein unverwüstliches Gedächtniß besitzt bei der Mehrzahl der Menschen

erstlich die Eitelkeit und

zweitens das Gewissen.

Alle Umstände, alle Persönlichkeiten, alle Ereignisse, die mit einer Verletzung unserer Eitelkeit oder einer Demüthi-

gung unseres Ehrgefühls verbunden waren, bleiben uns außerordentlich lange, scharf und klar in der Erinnerung.

Und was das Gewissen betrifft, so hat das nicht blos etwa in großen, sondern auch in den kleinsten Dingen und in seinen leisesten Regungen bei den meisten Menschen ein Gedächtniß, das, so zu sagen, gar nicht todt zu machen ist.

Kindheitserinnerungen.

Die Erinnerungen an die Erlebnisse der Kindheit sind für uns mit einem unvergänglich goldigen Schimmer umgeben.

Alle guten Menschen, die wir da sahen, stehen groß, edel und höchst denkwürdig in unserem Gedächtniß da, wie die Halbgötter in der Erinnerung der Griechen.

Die Speisen, welche wir damals aßen, waren Nektar und Ambrosia und nichts hat uns später wieder so die Seele erquickt. Die Früchte, die wir an den Zweigen erblickten und pflückten, schimmern in unserer Erinnerung wie Edelsteine. Die vom Baume gefallenen Aepfel, die wir im Grase fanden, sie waren damals und sind noch jetzt in der Erinnerung vom anmuthigsten Lichte umgeben. — Die Lieder, welche die Mutter uns vorsang, tönen noch wie liebliche und rührende Zaubermelodien in unserem Ohre wieder. Die Dörfer, die wir bewohnten, die Bauer- und Hirtenknaben, die wir kennen lernten und die uns auf's Pferd halfen, sie sind wie Orte und Menschen in einem anmuthigen Gemälde, das ein Ruysdael oder Hobbema malte. In den Bildern, die der Spiegel der Jugenderinnerungen uns reflectirt, ist selbst das Allergewöhnlichste reizend.

Todte Gedächtnißschätze und ihre Belebung.

Wir haben eine große Summe von Facten, Erfahrungen und Anschauungen im Kopfe, die wir nie untereinander verknüpft und fruchtbringend gemacht haben. Sie sind bei uns aufgespeichert, wie unnütze und unverarbeitete rohe Stoffe.

Ich habe z. B. Alles gesehen, beobachtet, erlebt, was Berthold Sigismund in seinem schönen Buche „Kind und Welt" schildert, an's Tageslicht bringt und deutet. Ich sah und erlebte es und stapelte es auf, ohne darüber nachzudenken.

Es waren lauter Gesäme, die nicht zum Keimen kamen, die bei mir nicht als Wurzeln und Zweige treibende Pflanzen, sondern nur als todte Körner existirten. Der philosophirende Schriftsteller befruchtet sie mir nun, und ich werde von der Wahrheit seiner Aussprüche, die von meinen eigenen Erfahrungen und Erinnerungen bestätigt werden, ergriffen.

Er bringt mir meine Erkenntnisse zum Bewußtsein. Er spricht es aus, weist den Zusammenhang nach und mir wird es nun auf einmal hell vor den Augen, als wenn man mir eine Menge Vorhänge gelüftet hätte.

So hat jeder Mensch einen Ueberfluß von Erfahrungen und Erinnerungen und von gelernten Dingen, die wie Stroh in seinem Kopfe stecken, bis ein Anderer ihm ein Feuer daraus macht.

Es ist dabei jedoch ein großes Glück, daß das Interessante, Charakteristische und wirklich Behaltenswürdige gewöhnlich der Art ist, daß es uns von selbst und ohne unsern Willen und ohne Kritik auffällt und sich, so zu sagen, klettenartig blindlings an uns anhängt und anklebt, bis es hinterdrein bei irgend einer Gelegenheit durch irgend eine Belehrung in den rechten Zusammenhang kommt.

Erinnerung an gestern.

Wer die Natur aufmerksam beobachtet, wird gewahren, wie schon in einem ganz geringen Abstande die Nebel der Atmosphäre vor die Gegenstände der Landschaft treten und sich vor ihnen in bläulichen und anderen reizenden Tinten zeigen. Ebenso schmückt auch die Erinnerung äußerst schnell jedes Ereigniß, jeden Genuß mit gefälligen Farben und putzt ihn alsbald zu einem lieblichen Bilde heraus.

Erst gestern besuchten wir das uns benachbarte Dörfchen X., wandelten auf frischen, blumigen Auen, unter schattigen Bäumen zu ihm hin, sahen seine trauten Hütten, conversirten mit seinen stillen Bewohnern und friedlichen Heerden unter dem Schatten der Bäume. Wir waren allerdings auch gestern froh, dies Alles zu sehen und zu genießen, nahmen es aber doch mit der Heiterkeit und der Zuversichtlichkeit der prosaischen Gegenwart hin.

Heute schon, indem ich des erst nur ganz wenig in den Schooß der Vergangenheit zurückgefallenen Tages gedenke, zeigt das Bild einen gewissen bläulichen oder nebelichten Farbenton. Ich erinnere mich seiner bereits mit etwas Rührung. Er ist schon, wie ein vom Boden gelöster Ballon, ein wenig in das Reich der Poesie hinaufgehoben. Jene Anger, Hütten, Dorfkirchen, Bäume, Hirten und Heerden von gestern stehen mir heute wie ein hübsches Bild vor meiner Seele und haben einen etwas zauberischen Anstrich gewonnen, den sie vor zwölf Stunden noch nicht hatten. Es fallen mir jetzt in der Erinnerung Empfindungen und Beziehungen bei, an die ich gestern beim Genuß der Gegenwart nicht dachte.

Das Gedächtniß auf dem Sterbebette.

Bloßer Gedächtnißkram ist schon im Leben nicht viel werth, noch viel weniger ist er das in der letzten Stunde. Auf dem Todtenbette nützt es mir z. B. nichts, die sechs Gründe für die Existenz Gottes oder die verschiedenen Widerlegungen des Gegentheils auswendig gelernt zu haben. Was ich von meinem Schulkatechismus blos memorirte, wird mir da unklar. Weh mir, wenn seine Lehren nicht in Herz und Geist, in Fleisch und Blut bei mir übergegangen sind, wenn die Schule und das Leben und mein eigenes Nachdenken nicht einen soliden, unerschütterlichen, tief im Gemüthe wurzelnden frommen Glauben geschaffen haben.

Ebenso kann mir beim Abschiede von dieser Welt das Gedächtniß in Bezug auf die Erwägung und Betrachtung meiner Handlungen und meines Lebenswandels nicht recht beistehen. So lange ich lebenskräftig war und wachte, war ich mir der Gründe wohl bewußt, mit denen man mein Betragen angefochten hatte, und konnte mir auch die Entschuldigungen herzählen, die ich und Andere zu meinen Gunsten vorgebracht hatten. Jetzt in den letzten Augenblicken, wo mein Gedächtniß sich trübt, bleibt in mir nichts mehr lebendig und gegenwärtig, als ein allgemeines Gefühl meiner Reinheit oder Verdammlichkeit, das, um mir dann zum Troste sein zu können, wie der feste Glaube während meines ganzen Lebens sich in mir ausgebildet haben muß. Lebendig und wach bleibt das Gewissen, das nun alle Ausstaffirungen und Bemäntelungen bei Seite geschoben hat.

Darum richte Jeder sein ganzes Denken und Thun so ein, daß ihm auf dem Sterbelager seine beiden zuverlässigsten Freunde nicht fehlen: ein reines Gewissen und ein fester Glaube an die Gottheit.

Bilder und Gleichnisse.

Die Lebenswege.

Das Leben ist einem Lande vergleichbar, welches von einem Labyrinthe von Wegen durchzogen ist.

Da findet man große Landstraßen, auf denen alle Welt sich tummelt. Kleine Spazier- und Nebenwege, welche zu hübschen abseits liegenden Scenen führen, die nur Einigen bekannt sind. Geradlinige Chausseen, auf denen die Geschäftsmänner direct auf ihr Ziel loseilen. Schwierige und über Felsen kletternde Fußpfade und Bergsteige, die zu hohen Gipfeln und erhabenen Aussichtspunkten führen, und auf denen nur kühne Kletterer und Kenner vordringen. Seitenstege und Irrwege, die sich in Sümpfe und Gestrüpp verlieren. Kreuz- und Scheidewege, bei denen der junge Hercules zweifelnd stehen bleibt.

Man muß die Alten und Erfahrenen, die schon lange in diesem bunten Lande gelebt und dessen Gelegenheiten erkundet haben, befragen, um die sichersten und directesten Wege zu den schönsten und nächsten Zielen nicht zu verfehlen.

Unser Herz eine Schlingpflanze.

Eine hübsche Schlingpflanze wuchs in einem Winkel der Landschaft empor. Sie strebte tastend und suchend in die Welt hinaus, und da sie einen Baum an ihrem Wege spürte, der ihr zur Seite stand, so klammerte sie sich an denselben, umschlang ihn wie ihren treuen Freund und Erretter, und an ihm emporrankend, wurde sie mit ihm eins.

Dem ähnlich ist die Geschichte der meisten unserer Liebes- und Freundschaftsverhältnisse, bei denen unser Herz gewöhnlich nicht mehr Auswahl übt, als jene Schlingpflanze mit ihrem Bäumchen, das der Zufall neben sie gestellt hatte. Glücklicher Weise und zu unserem Troste schreiben wir den ganzen Erfolg jedoch nicht dem Zufalle, sondern unserer Wahl oder — der „Fügung des Himmels" zu.

Quelle. – Seele.

Einen lieblichen Anblick gewährt die rührig sprudelnde krystallklare Quelle, die, so oft auch der Regen und Schmutz sie trübten, sich doch immer wieder herausputzt, den hineingeworfenen Staub und Schlamm vorsichtig an den Rand bringt oder auf dem Boden absetzt, indem sie glänzend und lächelnd wie zuvor darüber hinwegmurmelt.

Dies Bild ist besonders deswegen so anziehend, weil darin ein Seelenproceß auf anmuthige und treffende Weise symbolisch veranschaulicht wird. Unsere eigene Seele ist eben ein solcher Quell, der sich stets wieder abzuklären vermag, der, so oft auch Widerwärtigkeiten von außen in ihn hineingeführt wurden, diese immer wieder absetzt, bei Seite

schiebt, und sich dann von Neuem spiegelhell und lauter darzustellen vermag.

Doppelte Kirschblüthen.

Manche Menschen sind den prunkenden Doppelblüthen vergleichbar, welche die Kunst des Gärtners hervorgebracht hat, die im Garten zwar eine gefällige Figur machen, dabei aber ihren Duft sowohl als ihre Zeugungskraft verloren haben. — Erscheinungen dieser Gattung blenden unser Auge, aber sie hinterlassen uns keinen tiefen und bleibenden Eindruck.

Andere dagegen sind den Feldrosen und den einfachen Blüthen der Fruchtbäume ähnlich, die zwar nicht so farben- und blätterreiche Kelche besitzen, aber doch lieblich duften und einen Samen tragen, der eine erfreuliche Frucht ansetzt. — Solche Menschen nehmen unser Herz allgemach gefangen und erzeugen in uns die Frucht dauernder Zuneigung.

Paradiesvögel, — Phantasten.

Man hat von den schöngefiederten Paradiesvögeln geglaubt, sie hätten keine Füße. Wenn diese Fabel auch naturhistorisch nicht richtig sein mag, so kann man doch von ihr sagen: si non è vero è ben trovato. Sie scheint auf die Phantasten gemünzt zu sein. Die Menschen, bei denen die Phantasie vorherrscht und die dabei keine tiefe Bildung und soliden Kenntnisse besitzen, gleichen jenen unglücklichen Vögeln. Sie haben Flügel zum Flattern und Schweifen, aber keine

Füße zum Wandeln und kein Nest, in dem sie Posto fassen könnten.

Wachsfrüchte.

Unter den literarischen Productionen sind zwar einige saftiges und wohlschmeckendes Naturobst, das draußen in der freien Luft an der Sonne gereift ist.

Manche sind bloße Treibhausfrüchte und Pflanzen, welche nicht das Aroma, den Saft und die Kraft von jenen besitzen, die man sich indeß doch auch noch gefallen läßt, wenn man eben nichts Besseres hat.

Viele aber sind nichts als bloße leinwandene Kunstblumen und Wachsfrüchte, ganz ohne Duft und ungenießbar.

Glocken.

Es giebt seelenvolle Menschen, die man nur mit dem kleinen Finger anzuschlagen braucht, so erklingen und vibriren sie wie große Glocken. Jede Berührung erzeugt bei ihnen einen hellen und schönen Wiederhall. Andere kann man mit Engelstimmen anreden, oder gar mit einem schweren Hammer anschlagen, sie geben doch so wenig Klang und Ton zurück wie ein Holzblock.

Zwei liebende Seelen.

Zwei Seelen, die sich lieben, sind wie zwei Spiegel, die sich anschauen. Der eine reflectirt den andern mit Allem, was

von der Welt sich in diesem abgespiegelt hat. Das nimmt nun wieder auch sein Vis-à-vis in sich auf, und so illuminiren sie sich selbst und auch den Saal umher mit einer Fülle von rückgespiegelten Bildern und Lichtern.

Halbmond und Alter.

Aechter Adel der Gesinnung, feine und liebenswürdige Sitte und geschmackvolle Bildung treten, selbst noch beim Gebrechlichen und Kranken, auch beim altersschwachen Hochbetagten wohlgefällig und glänzend hervor, wie das Licht des silbernen Halbmonds, der selbst dann noch lieblich schimmert und leuchtet, wenn er auch nur noch einen ganz schmalen und dünnen Streifen bildet.

Verkehrt geschliffene Spiegel.

Manche Menschen sind einfache, klare, glattgeschliffene Spiegel, in denen sich die Welt so reflectirt, wie sie ist. Viele dagegen sind dumpfe trübe Gläser und in ihrer Seele spiegelt sich nichts deutlich ab. Andere wiederum gleichen den Krystallen mit zahllosen Schliffflächen, welche die Welt und die Dinge in ihr in hundert Bildern wiedergeben. Bei einigen endlich sind Geist und Kopf wie Hohlspiegel gestaltet, in welchen sich die Gegenstände über alles natürliche Maß hinaus vergrößert oder unproportionirlich darstellen. Alles ist darin übertrieben, kolossal und dazu verzerrt. Zuweilen erfährst Du dies an Dir selbst, wenn Du einem Menschen begegnest, aus dessen Augen Du es deutlich herauslieft, daß Dein Portrait ganz verzerrt und entstellt darin sich abspiegelt.

Der Thurm von Pisa.

Es giebt starke Denker und Charaktere, die trotz aller Großartigkeit in ihrer ganzen Anlage und in ihrer Denk- und Handlungsweise durchweg verkehrt und verdreht sind. Sie gleichen dem Thurm zu Pisa, der in seinen Einzelheiten wunderhübsch vom Architekten ausgeführt ist, und auch im Ganzen als ein imposantes Gebäude erscheint, der aber von unten bis oben schief ist und daher von manchem kleinen Thurme, welcher gut gewachsen ist und gerade steht, bei uns ausgestochen wird.

Nacht und Mond.

Wie herrlich versilbert und schmückt der Mond die finstere Nacht! Aber wie wunderlieblich macht auch die Nacht wieder den Mond erglänzen und schimmern. Unter jeden seiner zauberischen Reflexe schiebt sie zur Folie ihr dunkles Haar und setzt neben seine hellen Lichter ihre kräftigen Schatten.

So arbeiten auch in der Dichtung, und auch im Leben und in der Geschichte der Menschen bei allem Thun und Schaffen Finsterniß und Licht, Aufklärung und Unwissenheit, Thorheit und Tugend stets vereint mit einander, um Das, was uns gefällt und bezaubert, um das Gute und Schöne zu Wege zu bringen.

Der alte Baum.

Dieser liebe, gute, alte, knorrige Lindenbaum, wie preiswürdig steht er da! Unter seine Aeste flüchten vor Regen

und Sonne die Rinder und Lämmer und ruhen in seinem Schatten. In seinen Zweigen nisten und flattern die zwitschernden Vögel. An seinen Blüthen saugen und summen die Bienen. Seine Blätter, ja sein Holz und Mark giebt er her, daß die Insecten und andere Geschöpfe sie zerpflücken, sie aushöhlen und darin wohnen. — Ist ihm nicht ein angesehener, reicher und wohlwollender Hausvater vergleichbar, der die Hungrigen bei sich versammelt, die Waisen und Dürftigen willkommen heißt, den Leidenden seine Arme zum Schutz ausbreitet, dem Wanderer sein Dach darbietet!

Die Welt ein Palimpsest.

Die ganze Welt ist ein großer Palimpsest. Wie viel wurde schon darauf geschrieben, radirt, verwischt und wieder hingemalt! — Die Trümmer und Brocken des Alterthums sind die ältesten, schwer zu entziffernden Züge. Das Mittelalter in seinen Ruinen und Resten ist darüber hingekritzelt. Die neueren Staaten und Städte der Gegenwart sind die neueste Schrift, die jetzt deutlich und leserlich darauf steht.

Leben und Fontaine.

Unser Leben gleicht einer schönen Fontaine. Frisch und kräftig stürzt sie aus der Mutter Erde hervor und steigt jugendlich sprudelnd dem Firmamente entgegen. Die Tropfen leuchten fröhlich und farbig in der Sonne wie Funken, und so arbeitend steht sie eine Zeit lang da. Aber in den Himmel gelangt sie nicht. Allmählich ermattet die Kraft. Sie fällt

in sich selbst zurück und löst sich in dem allgemeinen großen Reservoir auf.

Zuletzt liegen wir nach dem Ausdrucke des Psalmisten „wie ausgeschüttetes Wasser“ da.

Aphorisme, — Glühwurm.

Ein kurz und treffend ausgedrückter Gedanke, eine sinnreiche Aphorisme, ist einem Glühwürmchen vergleichbar. Dieses erleuchtet nicht nur sich selbst, sondern auch das Gebüsch in seiner Nachbarschaft. Wie der Leuchtkäfer, so ist auch ein neuer heller Gedanke nicht nur in sich selbst Licht, sondern er streut auch Helle um sich herum. Er macht eine Menge verwandter Wahrheiten deutlich, oder läßt sie doch aus der Finsterniß hervordämmern.

Vernachlässigte Uhren.

Ich hegte lange eine Abneigung gegen diesen Menschen, dem ich einmal vor zehn Jahren begegnete und der damals eine Aeußerung that, die mir höchlich mißfiel. Seitdem mochte ich ihn nicht und vermied ihn.

Erst gestern hat er eine Gelegenheit gefunden, mir etwas näher zu treten, und zu meiner Verwunderung habe ich nun eine ganz leidliche, ja ich muß es gestehen, eine charmante Persönlichkeit, einen Mann, dem ich meinen Beifall nicht versagen kann, in ihm kennen gelernt.

Er muß wohl, als ich ihn vor zehn Jahren sah, gerade nicht seinen beau jour gehabt haben, oder vielleicht auch

habe ich ihn damals völlig mißverstanden. Jetzt schätze ich ihn und werde ihn wohl noch einmal lieb gewinnen.

Wie viele Sym- und Antipathien, Urtheile und Ansichten, die wir über Menschen oder Dinge, Bücher oder Lebensverhältnisse mit uns herumtragen, gleichen diesem meinen Falle!

Wir sind recht oft einem Besitzer vieler Uhren zu vergleichen, der nicht Zeit fand, alle seine Pendulen im Gang zu erhalten und zu reguliren. Manche von ihnen zeigen nun noch eine ganz alte, längst verflossene Stunde und sind, von uns vernachlässigt, seit zehn Jahren völlig stehen geblieben.

Ansteckung.

Eine recht zutreffende Versinnbildlichung des Processes der Verbreitung von Ideen durch Ansteckung giebt uns die Anzündung und Vertheilung der Wachskerzen am Lichterabend auf den Gräbern beim Allerseelenfeste. Dabei haben anfänglich nur Wenige ein Licht in den Händen, und ihre Flämmchen leuchten vereinzelt in der Dunkelheit. Nach und nach fangen Andere, die Jenen zunächst stehen, an, ihre eigenen Stümpfchen bei ihnen anzuzünden, und das Geflimmer mehrt sich. Je zahlreicher die Fackelträger werden, desto leichter und schneller breitet sich die Illumination aus, weil immer mehr Personen vorhanden sind, die zum Feuer gelangen können. Sehr bald schwillt sie dann ganz bedeutend an, und zuletzt strahlt Alles in einem großen Meere von hellen Lichtern, wie am Sternenhimmel.

Gerade so geht es auch mit der allmählichen Verbreitung von Ansichten und Meinungen, neuen Religionen, philosophischen Speculationen und bei der Anschwellung des Enthusias-

mus für sie, und vielleicht wurzelt die Etymologie des Wortes „Ansteckung" eben in jenem so populären Lichterabend.

Das Poetische der Naturgegenstände.

Die Gegenstände und Erscheinungen in der Natur sind viel poetischer als die Erfindungen und Producte der menschlichen Industrie. Bei Vergleichen werden unsere Dichter daher immer weit lieber zu jenen als zu diesen ihre Zuflucht nehmen. Eine Krupp'sche Kanone brüllt zwar noch lauter als ein Löwe und selbst als der Donner. Nichtsdestoweniger werden unsere Dichter die „Löwenstimme" und das „Donnergepolter" alle Zeit lieber in ihren Versen verwenden, als das Krupp'sche Kanonengebrüll. — Locomotive und Dampfschiff fliegen schneller als die Vögel und der Wind. Dennoch werden die Dichter stets von „Windesflügeln" reden und nicht von Dampfschiff- oder Locomotiven-Eile. — Mikroskop und Teleskop geben dem Blick weit mehr Sehkraft als das Adlerauge je gehabt hat. Trotzdem wird man stets einem scharfsehenden Menschen einen „Adlerblick" oder ein „Luchsauge" zuschreiben und nicht einen teleskopischen oder mikroskopischen Blick.

Eingefrorner Wein.

In den strengen Wintern Rußlands friert sogar der Wein in den Fässern. Rings umher bildet sich eine dicke Eismasse. Nur im Innersten der Tonne bleibt dabei eine von der Kälte nicht afficirte Höhlung, in welcher sich eine kleine Partie des kräftigen und gewürzigen Weingeistes concentrirt und

flüssig erhält, welche dann die Weinhändler herausholen und auf Flaschen ziehn.

Ich vermuthe, daß diesen Weinfässern im russischen Winter die Seelenzustände mancher Menschen gleichen. Ihr Wesen scheint gleichgültig, lahm, kalt, abgestorben, unnahbar. Aber bricht man durch die Eisrinde in ihr Innerstes ein, so gelangt man wohl ganz unverhofft zu einem kleinen Reservoir, zu einer verborgenen Kammer, in welcher es sich doch noch warm und geistig regt und sprudelt.

Denjenigen, die ihre eigene ihnen angeborene Kälte schmerzlich und reuevoll empfinden, kann man jene Erfahrung zu tröstlicher Betrachtung mittheilen, und auch Denen, welche die bemitleidenswerthen „Kaltsinnigen" so ohne Weiteres verwerfen wollen, kann man jenes Bild vorhalten.

Der Pegasus zweier Dichter.

Dem Pegasus, den Goethe reitet, gleicht ein frisches, gesundes, edles und wohlgeschultes Pferd von englischer Race. Es ist einfach aufgesattelt, aber das ganze Sattelzeug von gutem Leder und recht bequem. Der Reiter sitzt gemächlich darin und trottirt in munterem Geschwindschritt, oder höchstens in leichtem Trabe, nie im lärmigen Galopp in die freie Natur hinaus. Er zügelt sein Thier ganz leise und unbemerkt. Die Reitpeitsche braucht er nicht, noch viel weniger Sporen. Reiter und Pferd verstehen sich ohne viel Commando und scheinen ganz eins zu sein.

Schiller's Pegasus dagegen ist auch ein edles Thier, das aber etwas andalusisches Blut in seinem Stammbaume hat. Mähne und Schweif sind lang, wallend und schön gelockt. Es macht zuweilen Sprünge und courbettirt gern ein wenig. Das

Galoppiren ist sein Lieblingsgang. Das Sattelzeug ist geschmückt, hie und da mit Silber eingelegt. Der Reiter sitzt etwas unruhiger im Sattel, wenn auch keineswegs wie ein Sonntagsreiter. Er ist mit Peitsche und Sporen bewaffnet, die er nicht ganz selten gebraucht. Er kommt wie sein Kamerad am Ziele an, aber nicht wie dieser auf gerader und ebener Bahn, sondern auf einigen Umwegen über Hecken und Gräben und mit gelegentlichen Besuchen von Nebenzielen (mit künstlich eingelegten Episoden).

Miscellen.

I.

Ein Gott nach unserem Sinne.

Der Arzt, wenn er ein recht energischer und etwas rauher Mann ist, bereitet auch seine Medicin demgemäß. Es steckt in seinen Recepten oft weniger von Wissenschaft, als von seinem persönlichen Temperamente und Charakter.

Aehnlich geht es dem Moralisten mit seiner Moral. Wenn er derbe und von sehr strengem Sinn ist, so ist auch seine Theorie und Methode derb und unbarmherzig und er giebt Gesetze wie Drako. Ist er von Haus aus weich, elastisch und lax, so ist auch seine ganze Philosophie lax.

Die gutmüthigen Leser nehmen Schopenhauer's und Hegel's und Schelling's Schriften und philosophischen Speculationen für lauter pure Philosophie. Bei Lichte besehen, sind sie in der Hauptsache aber nichts als Fleisch und Bein von Schopenhauer, Hegel und Schelling.

Auch mit den dogmatisirenden Theologen und Predigern steht es nicht anders. Ist ein solcher ein feuriger und heftiger Eiferer, so malt er auch den „Herrn" heftig, rachsüchtig und feurig, und was uns in seinen Reden erschreckt, ist nicht sowohl der liebe Gott, als vielmehr die Natur des Herrn Pastors. Die Menschen begreifen und produciren eben durchweg nur den Geist, der ihnen selber gleicht.

Bei den Barbaren Afrikas hat man es längst zugegeben, daß sie sich Götter nach ihrem Sinne machen, aber es gilt dies, wie gesagt, mehr oder weniger auch von unseren eigenen Priestern und Denkern.

Die Tugend preisen und sie üben.

Die Philosophen und Dichter schildern und malen blos die Tugend in ihren Schriften und Kunstwerken. Andere simple Leute — Solche, die vielleicht noch kaum den Namen Philosophie vernommen haben — stellen sie in ihrem Leben, ihren Thaten und Reden, in Fleisch und Blut dar.

Jene wirken für das Schöne und Gute unter den Menschen in weiten Kreisen und für die Nachwelt. Diese blühen wie stille Blumen zu ihrer eigenen Selbstbeglückung — den Engeln zur Lust — zum Muster und Beispiel für den engen Cirkel ihrer Freunde, denen sie einen festen Stempel überliefern, damit sich Jeder darnach formen möge.

Freudiges Antlitz der Sänger.

Wie man auf dem lächelnden und freudig erhellten Angesichte eines von Apollo begeisterten Sängers die Lust erkennt, die ihm die Beobachtung des Taktes, des schönen Zeitmaßes und der Harmonie gewährt, so nimmt man auch in den Zügen eines wohlgesitteten Menschen, der ein gottgefälliges Leben führt, den Ausdruck des Behagens und der Freude wahr, die ihm seine gut geordnete Existenz und die innere Harmonie seiner Seele bereitet. Aber Die, welche

mit sich selbst in Zwiespalt sind, schauen auch sauertöpfisch und miserabel aus den Augen in's Leben hinein.

Nächstenliebe in der Fremde.

Die Idee, daß alle Menschen unsere Brüder seien, und die Vorschrift, daß wir alle unsere Nächsten lieben sollen wie uns selbst, läßt sich wohl mitunter gut befolgen, wenn Einer in der Heimath so recht mitten im Glücke und im Schooße eines reichen und schönen Familienkreises sitzt.

Aber in der Fremde und in ihrer Vereinsamung, da scheint Einem jenes Gebot doch zuweilen etwas zu viel von einem Sterblichen zu verlangen. Da widersetzt sich die alte Menschennatur und sehnt sich nach einem leiblichen Bruder, einer angeborenen Schwester, oder nach einer angetrauten Gattin und einem eigenen Kinde. Da seufzt man und möchte wohl laut ausrufen: Hinweg! Ihr Fremden mit allen Euren Angelegenheiten, die mich nichts angehen! Ich will die Meinigen. Diese große Welt ist zu weit für meine kleine Seele, darin zu wohnen. Führt mich zurück zu meiner engen trauten Heimath.

„Denn auch im Himmel," so sagt der indische Weise, „wird uns Menschen kein solches Wohlbehagen zu Theil, „wie wir es (sogar bei Armuth) im Heimathlande, in der „Vaterstadt, in unserem Dorfe, im eigenen Hause, unter „unseren Lieben genießen können."

Offenherzigkeit bei argen Sündern.

Arge Sünder haben wohl auch einmal etwas von der Liebenswürdigkeit offenherziger Eingeständnisse gehört. Aber

diese stehen ihnen doch sehr übel an und sie vermögen ihre Fehler und Untugenden damit durchaus nicht zu überzuckern.

„Ihr wißt es, ich bin ein Schwätzer," sagt der Schwätzer bei Theophrast, „und ein Schwätzer kann nun einmal das Schwatzen nicht lassen," — und so schwatzt er uns armen Leuten Augen und Ohren matt.

So spricht auch wohl ein Trunkenbold: „Kinder, ich bin nun einmal ein Saufaus, ich will es nicht bergen", und leert wieder den Humpen. Er denkt, seine mit tölpischem Lächeln vorgetragene Einleitung werde eine gute captatio benevolentiae sein. Aber er macht damit auf uns einen ganz andern Eindruck und läßt uns sein Laster nur noch widerwärtiger erscheinen.

Hätten jene Beiden ohne Geständnisse geschwatzt oder getrunken, so könnten wir denken, daß sie Zaum und Zügel doch noch nicht ganz abgeworfen haben wollten. Offenherzigkeit gewinnt uns nur, wenn sie Reumuth und Scham und nicht gleich wieder das freche Laster in ihrer Begleitung hat.

Egoismus und großherziger Sinn.

Die, welche in der Welt durchaus nur das Walten eines krassen Egoismus wahrnehmen wollen, verschließen wohl ihre Augen und Ohren gegen die zahlreichen und oft wiederkehrenden kleinen Vorfälle, die eine recht weit verbreitete Aufopferungslust der Menschen für einander zu beweisen scheinen.

„Nehmen Sie dies Buch etwas sorgfältig in Acht, es „gehört nicht mir. Jenes dagegen ist mein eigenes, mit „dem können Sie machen, was Sie wollen," so äußerte sich gegen uns schon Mancher, von dem wir etwas entlehnten, in ganz uneigennütziger Weise.

„Ach! wie bin ich froh, daß Sie Ihre Tuchnadel wieder„fanden," sprach heute in unserem kleinen Badeorte die gute Stubenmagd zu mir. „Ich bin jedesmal bis in meine „Träume hinein unruhig, wenn ein Herr bei mir etwas „verliert. Wenn mir meine eigenen Sachen verloren gehen, „daraus mache ich mir nicht halb so viel!"

Wüßte nicht Jeder unter seinen Bekannten eine ganze Reihe von Familienvätern zu nennen, bei denen er sich durch eine ihren Frauen oder Kindern gewidmete Aufmerksamkeit weit besser einzuschmeicheln vermöchte, als durch ihnen selbst dargebrachte Gaben oder Artigkeiten. Ich glaube fast, daß diese Art von großherziger Denkweise eigentlich die Regel ist.

In hundert Fällen auch sind wir entweder zu träge oder zu verschämt oder zu scrupulös, um für uns einen Gang zu thun, eine Bitte bei einem Mächtigen zu wagen, oder sonst etwas Lästiges auf uns zu nehmen. Dagegen wir, wenn es das Interesse eines Andern gilt, gleich dazu bereit sind. „Ja, lieber Freund, für Dich gehe ich durch's Feuer." Solche mit Enthusiasmus vorgebrachte und von Hingebung zeugende Aeußerungen vernehmen wir nicht selten selbst von Leuten, von denen wir dergleichen kaum erwartet haben.

Wenn man die Veranlassungen und Motive aller verübten Verbrechen genau kennte, so würde sich vielleicht finden, daß bei Weitem die meisten für das Wohl Anderer, der Geliebten und Freunde, der Frau und Kinder, und aus Mitleiden unternommen und ausgeführt wurden, und die wenigsten aus purem Egoismus und reiner harter Boshaftigkeit.

Andere verpflichten und ihnen verpflichtet werden.

Herr N. N. ist auffallend und fast ängstlich gewissenhaft im Bezahlen seiner Schulden und in Gegenleistungen für empfangene Wohlthaten und Dienste. Er will durchaus Niemandem verpflichtet sein. Er erwidert daher die ihm abgestatteten Visiten ganz pünktlich, nimmt keine Einladung an, ohne alsbald eine Gegeneinladung erfolgen zu lassen. Er schärft es seinen Kindern und seinem Hausgesinde ein, keinerlei Gefälligkeiten von den Nachbarn oder Verwandten zu verlangen.

Aber er und Andere, die ihm gleichen, thun dies Alles nicht etwa aus Rücksicht für ihre Nächsten, sondern aus der egoistischen Furcht, daß ihre Freunde ihnen einmal mit Gegenforderungen kommen könnten, aus Besorgniß, daß ihr Nachbar bei den Diensten, die er anbietet, auf ihren Geldbeutel speculire, oder sich später einen Einfluß auf sie anmaßen werde.

Wer selbst dagegen wahrhaft großherzig und liberal gesinnt ist, der gestattet auch Anderen gern die Freude, es einmal gegen ihn zu sein, und nimmt die angebotenen Dienste und Geschenke willig und nachgiebig entgegen.

Reconvalescenten.

Auf dem Angesichte aller Reconvalescenten, selbst Derer, die früher, so lange sie gesund und bei Kräften waren, sich hochfahrend, finster und leidenschaftlich erwiesen, kann man ein gewisses freundliches, unschuldiges und kindliches Lächeln, das ihre Mienen umspielt, bemerken. In der Krankheit haben

sie Gott nahe gefühlt, sie sind gedemüthigt und zur Bescheidenheit gezwungen worden. Ihre Leidenschaften sind durch Schmerz und Schwäche zur Ruhe gebracht, und Dankbarkeit erfüllt sie jetzt für die ihnen zu Theil gewordene Erlösung.

Dies strahlt nun Alles auf ihrem Antlitze wider. Sie sind wie Neugeborene. Frisches Leben und Gesundheit lächeln sie an. Und so sind sie alsdann auch selbst gegen Jedermann freundlich, theilnehmend und empfänglich.

Es wäre hübsch, wenn dieser gütige Tugend- und Demuthschimmer auch für die Zukunft beständig ihr Gesicht umspielte. Aber die meisten Reconvalescenten nehmen, wenn sie neue Kraft in sich spüren, bald wieder ihre alte stolze, leidenschaftliche, selbstbewußte Miene an und stellen sich hinterdrein als die Alten dar.

Januskopf.

Wie gut wäre es, wenn jener alte römische Gott sein Doppelantlitz für sich allein behalten hätte.

Aber leider haben wir Menschen uns alle einen solchen Januskopf aufgesetzt! Ein Angesicht, welches erwartungsvoll und ängstlich in die Zukunft hinausschaut, und ein zweites, das bedauernd und reuevoll in die Vergangenheit zurückblickt.

Zwischen diesen beiden haben wir kaum mehr Platz für die Augen, die auf Das, was uns vor den Füßen liegt, gerichtet sein sollten. Beständig quälen wir uns und empfinden Kummer über die Dinge, welche sich als geschehen nicht mehr ändern lassen, und Sorge in Bezug auf die, welche unabwendbar bevorstehen.

Für die Freuden, die vorhanden sind, haben wir

selten den rechten Sinn. Die Gegenwart kommt fast immer schlecht bei uns weg.

Unser Hofstaat.

In dem diplomatischen Kreise einer königlichen Residenzstadt, in welchem alle Großmächte der Welt vertreten waren, sprach der Abgeordnete eines ganz kleinen deutschen Fürstenthums sehr fleißig und jedesmal mit einiger Emphase von „seiner Regierung" („mon gouvernement"). „Wenn meine Regierung mir Urlaub giebt, so reise ich bald auf einige Zeit nach Carlsbad", oder „Mein Gouvernement hat mir noch keine Instruction über diesen Punkt gesandt", oder „Morgen erwarte ich Depeschen von meinem Gouvernement".

Dieser gute kleine großthuende Diplomat wollte nun doch auch wie die anderen sein Gouvernement, seine Depeschen, Instructionen und seinen Urlaub haben. England, Rußland und Frankreich, mit denen er sich auf gleichem Fuße zu unterhalten liebte, hörten ihn ganz ernsthaft an. — Aber hinterdrein bekam er bei Einigen den Spitznamen: „Monsieur Mon Gouvernement".

Wie diesen kleinen Gesandten mit seinem „Gouvernement", so hört man auch wohl umgekehrt ziemlich unberufene Leute mit ihrem „Gesandten" nach besten Kräften Parade machen. Die zu einer Stadt herbeigereisten Fremden, die sich schon als solche immer ziemlich wichtig und interessant erscheinen, pflegen von dem Gesandten ihres Landes wohl so zu reden, als hätten sie selbst ihn angestellt. „Mein Gesandter," sprechen sie, „wird mir dies besorgen", oder „Mein Gesandter wird mich bei Hofe vorstellen" u. dgl. Und doch ist dieser Gesandte ein grand seigneur und jener Mann, der

von ihm hinter seinem Rücken gleichsam wie von seinem Amanuensis redet, ein sehr unbedeutender und gewöhnlicher Tourist.

In ähnlicher Weise wie „mein Gesandter" muß sich auch „mein Arzt" oder „mein Anwalt" oder „mein Weinlieferant" oft dazu hergeben, unserer kleinen Person zur Folie zu dienen. „Mein Arzt schickt mich dies Jahr nach Baden-Baden". — „Mein Anwalt hat mir in dieser Sache einen dummen Streich gemacht". — „Mein Weinlieferant sandte mir noch immer nicht den beorderten Madeira". Das sind so einige Redensarten, die man von vornehm und groß thuenden Kleinen häufig vernimmt.

Es scheint darnach, daß wir Alle in puncto der Großthuerei den Königen nichts vorwerfen können, und daß wir eben so gut wie sie unsern Hofstaat haben wollen.

Wir theilen auch, wie die Könige, Titel aus, und mancher Edelmann erhebt seinen Pferdeburschen zu seinem „Stallmeister". Ein Studiosus läßt dann und wann bei einem armen Schreiber etwas copiren und ernennt ihn seitdem zu seinem „Secretär". Mancher kleine Gutsbesitzer spricht von seinem „Gärtner", „Küchenmeister", „Kammerdiener" und anderen Officianten, und untersucht man es genauer, so findet man alle diese Hofämter in der Person eines einzigen nicht sehr eleganten Bauerjungen vereinigt.

Königliche Bekanntschaften.

Mein trefflicher alter Nachbar, der neben mir in einer versteckten Straße eines obscuren Städtchens wohnt, hat einmal vor sechzig Jahren als hübscher Jüngling den König von Portugal gesehen, ja er ist dazumal demselben von dem

Gesandten seines Landes vorgestellt worden. Er hat auch dem Könige die Hand küssen dürfen und dieser hat ihn dann sogar mit einigen gnädigen Worten entlassen.

Seit jener Zeit und seit seiner bald darauf erfolgten Rückkehr in die Heimath ist mein guter Hausnachbar nicht mehr aus seinem Neste herausgekommen. Der damalige König von Portugal hat mittlerweile wohl schwerlich je wieder an den ihm schnell entrückten Fremdling gedacht, ist auch längst zu seinen Vätern versammelt, und hat nun schon viele Nachfolger auf seinem wechselvollen Throne gehabt. Aber mein Freund, ein ehrlicher deutscher Bürgersmann, hat jene königliche Bekanntschaft, jenen Handkuß und die gnädigen Worte dazu nie wieder vergessen. Er hat mir — und Gott weiß wie vielen anderen Leuten! — hundertmal davon erzählt, Alles en détail beschrieben, bis auf das Schnurbärtchen, das dem König vou Portugal vor einem halben Jahrhundert so gut stand.

Ach, die guten Könige lassen es sich in ihrer Unbefangenheit nicht träumen, wie oft sich ihr Bildniß in die Brust eines stillvergnügten Anbeters unvergeßlich einsenkt und in wie zahllosen Gedächtnißrumpelkammern der Menschen diesseits und jenseits des Oceans ihre Portraits aufgestellt sind und, um gelegentlich damit zu prahlen, conservirt werden!

Abrundung unserer Anlagen.

„Wenn Friedrich der Große," bemerkt der Fürst Ligne, „noch „etwas mehr Genialität gehabt hätte, als er besaß, so würde „er vermuthlich viele dumme Streiche gemacht haben. Allein „sein Wesen streifte gerade auf der Grenzlinie zwischen dem „Genie und dem gesunden Menschenverstande hin. Er hatte

„große Schwungkraft, aber auch viel nüchterne Ueberlegung. „Hiedurch erst wurde er, was er. war — ein großartiger „Charakter."

Wie bei Friedrich dem Großen, so ist es auch bei uns Allen das Wichtigste, daß unsere edlen Seeleneigenschaften wie die Essenzen im schmackhaften Punsche richtig unter einander gemischt sind und sich gegenseitig sowohl ergänzen, als auch in Schranken halten.

Es kommt weniger auf die Großartigkeit als auf das Gleichgewicht und die innere Harmonie unserer Anlagen und Geisteskräfte an.

Ein Mensch, der mit einem wohlwollenden Gemüthe und einem klaren Kopfe zugleich ein wenig Genialität und Phantasie verbindet, läuft daher seinen Rivalen von ausgezeichnet scharfem Verstande, oder von ganz außerordentlicher Genialität, oder mit eminent starker Einbildungskraft, bei denen es aber mit einer ihrer anderen Seelenanlagen nicht so gut bestellt ist, den Rang ab. Und zwar sowohl in den Angelegenheiten des praktischen Lebens, als namentlich auch beim Dichten, Denken und Schreiben.

Ja, es reicht oft auffallend wenig von allen jenen Qualitäten hin, um einen Mann im Leben brauchbar oder in der Literatur ausgezeichnet erscheinen zu lassen. Es darf nur keine Geistesanlage bei ihm ganz verkümmert erscheinen. Sie helfen sich dann unter einander im Bunde, temperiren, zügeln und stützen sich gegenseitig und bringen so etwas Starkes zu wege, wie die Bausteine in der Construction einer wohlgerundeten Kuppel.

Starke mit Bagatellen beschäftigt.

Daß Spießbürger und Kannegießer sich über hohe Politik heiser reden, — daß Einfaltspinsel sich mit der Lösung schwieriger Fragen der Philosophie das arme Haupt zerbrechen, — mit einem Worte, daß Schwächlinge es für ein Leichtes halten, Berge zu versetzen, erlebt man alle Tage.

Bei dieser Jagd auf Walfische entschlüpfen jenen Fischern sowohl die großen Thiere, für die ihr Garn nicht stark genug ist, als auch die kleinen, auf die ihre Netze noch wohl leidlich gut eingerichtet gewesen wären, die sie aber in ihrem Hochmuthe außer Acht ließen.

Minder oft, aber doch auch nicht ganz selten kommt das Umgekehrte vor, närlich, daß sich ein Löwe, seine Kraft und seinen Beruf verkennend, mit dem Aufgraben von Mäuselöchern befaßt. Er verwundet sich dabei die Tatzen, stumpft seine Krallen und Zähne ab und zerbricht sie. Und im besten Falle wird ihm doch nur ein Mäuschen, das ihn nicht satt macht, als Lohn zu Theil.

Vorurtheilsfreie.

Wir stecken allesammt in unseren Vorurtheilen, wie Dornröschen in ihrer Dornenhecke. Wir kommen auch fast nie aus diesem Irrgarten ganz heraus, denn er ist endlos, und wenn wir gestern durch eine Thür in's Freie kamen, indem wir ein altes Vorurtheil abthaten, so kleben und hängen sich uns heute wieder neue wie Kletten an.

Jede Bekanntschaft, die wir machen, jede neue Begegnung, jeder bisher uns unbekannte Mensch, von dem wir nun

etwas hören oder sehen, jedes frische Buch, das wir zu lesen beginnen, jeder fremde Ort, zu dem wir heranreisen, alle uns aufstoßenden Fragen, die wir nicht gehörig zu untersuchen Zeit haben, flößen uns alsbald ein Vorurtheil ein, sei es ein günstiges oder ungünstiges.

Und das Sonderbarste dabei ist, daß wir, wenn ein Philosoph uns versichert, wir wären aus lauter Vorurtheilen zusammengestückt, wie eine Flickendecke aus Flicken, dazu ungläubig lächeln. Denn es ist eben das Eigene der Vorurtheile, daß sie bei uns selbst stets als richtige Urtheile gelten, und daß wir die Brille, die uns aufgesetzt ist, durchaus nicht spüren, vielmehr fest glauben, wir sähen aus unseren eigenen Leibesaugen.

Wer nicht recht scharf auf sich achtet und sich nicht täglich vom Staube, Roste und Ansatze säubert und seine Glieder frei und in Bewegung hält, der wird am Ende ganz in seine Vorurtheile eingesponnen und geht in ihnen zu Grunde, wie der Königstiger in Indien, bei dessen Fang nach den Berichten der Reisenden die Eingeborenen zuweilen folgendes eigenthümliche Verfahren einzuschlagen pflegen: Sie gießen auf den in der Regel mit vielen dürren Blättern bestreuten Weg, auf welchem der Tiger im Walde zu seiner Höhle zu wandern pflegt, lang hin eine große Quantität von Vogelleim aus. Wenn nun das Thier auf seinem „Wechsel" einherschleicht, so bleiben die mit Leim beschmierten Blätter an seinen Tatzen kleben und hindern ihn bequem zu gehen. Er sucht sie los zu werden und schlägt ärgerlich auf den Boden. Dann aber setzen sich noch mehr Blätter an. Wenn er sich daran macht, die Pfoten zu putzen, bleiben auch sonst an seinem Pelze Blätter hängen und geniren ihn. Endlich wird er ganz ungeduldig und wälzt sich auf der Erde. Nun kleben ihm die Blätter an der Schnauze, verkleistern ihm Augen und Ohren, und so wird zuletzt das ganz unbehülflich, blind

und taub gewordene Thier in diesem Zustande eine leichte Beute seiner Feinde, der Jäger.

Schweigende Philosophen.

Ein nachdenkliches Stillschweigen steht den Leuten sehr verschieden an. Manche schweigen, weil sie wirklich Philosophen sind. Viele dagegen nur, weil sie eben nichts Passendes vorzubringen haben. Diese letzteren machen sich nun zuweilen den Satz: Si tacuisses, philosophus mansisses recht zu Nutze und nehmen bei Discussionen, die man in ihrer Gegenwart aufführt, gern eine ganz bedenkliche Miene an, indem sie stillschweigen, wie es einem Philosophen so gut ansteht.

Molière saß einmal in einem Pariser Fährbote auf der Seine einem andern Ebenbürtigen — ich erinnere mich nicht genau, ob es der große Pascal oder der geistreiche Nicollet war — gegenüber und gerieth mit diesem in ein sehr lebhaftes Zwiegespräch über Jesuitismus, Jansenismus und andere wichtige und hohe Dinge, über die Beide oft verschiedener Meinung waren. Neben oder zwischen ihnen, beim Steuerruder, gleichsam im Präsidentenstuhle, hatte ein dem äußern Anscheine nach sehr ehrwürdiger Mann, in geistliches Habit gehüllt, Posto gefaßt. Da derselbe der geschickten Disputation der beiden kundigen Männer einige Aufmerksamkeit zu widmen schien, und da diese ihn anfänglich für irgend einen gelehrten Benedictiner oder Lazaristen nahmen, so wandten sie sich zuweilen bei streitigen Punkten ihrer lebhaften Unterhaltung an ihn mit Fragen, wie: „Nicht wahr, mein Herr, ist es nicht so?“ — „Habe ich Recht, mein Herr?“ — „Ist das nicht sonnenklar, mein Herr?“ rc. Der Mönch lächelte dann,

schüttelte oder nickte ein wenig mit dem Kopf. Aber er schwieg immer still, wie ein würdevoller Richter, und dies reizte die Disputanten noch mehr dazu auf, ihre Argumente und Fragen an ihn zu richten — bis sie endlich am andern Ufer anlangten, wo dann die nackten Füße, das härene Gewand, der dicke Strick, die Suppenschüssel und die anderen Attribute des Franziskanerordens unter dem Mantel hervorkamen und Molière und sein Freund lächelnd erkannten, daß es nur ein armer, höchst unwissender Bettelmönch gewesen sei, dem sie ihre intricaten Fragen zur Entscheidung vorgelegt hatten. Derselbe hatte nicht wie ein Philosoph, sondern blos wie ein chinesischer Pagode genickt, den Kopf geschüttelt und geschwiegen, und war vermuthlich herzlich froh, dieser für ihn peinlichen Situation entschlüpft zu sein und weiter betteln zu können, um sich seinen Speisetopf zu füllen.

„Sie waren gestern so schweigsam, so tiefsinnig. Sie sagten ja gar nichts! Hatten Sie Kopfschmerz? Ich hoffe, es beschäftigte Sie nicht etwa eine traurige Neuigkeit?“ — so spricht wohl Einer zu einem Bekannten, der am verflossenen Abend nichts zur Unterhaltung beitrug. „Aber,“ könnte man ihm zuflüstern, „treiben Sie doch diesen guten Menschen nicht zu dem schrecklichen Geständniß, daß er von Allem, was vorgebracht wurde, nichts verstand und wußte, daß ihn durchaus kein ungewöhnlicher Kopfschmerz plagte, daß er auch keine traurige Nachricht empfangen habe, und daß er überhaupt gestern Abend so war, wie er immer ist, einfältig, unwissend, ideenlos und nichtssagend.“

Auch die Könige müssen bescheiden sein.

Anspruchslosigkeit fordern wir ganz kategorisch von Jedem, von den Großen, wie von den Kleinen. Auf den ersten Blick möchte man glauben, daß die Welt geneigt sein müßte, hierin dem Hochgestellten und Begabten, dem Mächtigen und Reichen etwas mehr durch die Finger zu sehen. Aber dies ist nicht der Fall. Sie will auch den Mann von den größten Verdiensten und von den entschiedensten Talenten, auch den Granden von Spanien vor allen Dingen noch ganz bescheiden haben. Läßt ein solcher uns Eitelkeit und Selbstzufriedenheit blicken, so wird er — und hätte dieselbe auch den solidesten Grund — uns eben so mißfällig wie der Schwächling, der sich Vorzüge, welche er nicht besitzt, zuschreibt und mit ihnen prunkt. Ja bei letzterem ist uns die Unbescheidenheit, eben weil sie alles Grundes entbehrt, noch erträglicher, erscheint uns höchstens blos komisch, während sie bei jenem, wo sie eine Wahrheit unter den Füßen hat, so zu sagen, herausfordernd und fast beleidigend auftritt.

Sogar die Könige und die großen Geister müssen sich, wenn sie unsere Sympathie gewinnen wollen, vor allen Dingen ganz anspruchslos erweisen. Wir verlangen von ihnen im geselligen Umgange nicht nur, daß sie mit ihrer Macht oder ihrem geistigen Uebergewicht nicht prunken, sie sollen vielmehr dies Alles völlig zu ignoriren scheinen. Auch dann schon, wenn sie das Lob, welches wir ihnen wegen ihrer Vorzüge spenden — und wäre es das gerechteste — stillschweigend und ohne Protest annehmen, wenn sie uns dabei nicht abweisend und mit Selbstverläugnung sagen, daß wir „viel zu nachsichtig urtheilten", — „daß sie solches Lob durchaus nicht verdienten", oder etwas dem Aehnliches, auch dann schon nehmen wir sie für unleidlich eitel und eingebildet,

und denken, daß in ihrer Krone die schönste Perle fehle, da wir die Bescheidenheit nicht unter ihren Tugenden erblicken.

Und hierin hilft ihnen in unseren Augen, wie gesagt, die Einrede, daß sie die Eigenschaften, die Macht, die Vorzüge, Verdienste und Talente, auf die sie sich etwas zu Gute thun, wirklich besitzen, und daß sie mithin, indem sie sich dieselben zusprechen, oder zusprechen lassen, keine Anmaßung begehen — gar nichts.

Und wenn uns ein Held die von ihm eroberte Welt zu Füßen legte, thäte er es nicht mit bescheidener Grazie, wir würden ihn doch als arrogant bekritteln.

Bescheidenheit bei Unfähigkeit.

Bescheidenheit steht nur den Verdienstvollen und Begabten gut an. Die Einfältigen und Unfähigen haben sie gar nicht nöthig. — Aber zuweilen finden diese die freundliche Maske einer exquisit artigen Bescheidenheit sehr geeignet, um uns glauben zu machen, daß dahinter Etwas sei, was sie mit Bescheidenheit zu verdecken hätten. „Die Bescheidenheit gebietet mir, daß ich mit meinem Urtheil zurückhalte", so spricht wohl Einer sehr höflich, welcher richtiger sagen würde: „Mein Lieber, ich verstehe nichts von der Sache und bleibe in meinem Schneckenhause". — Manche haben sich in lauter Bescheidenheit und Höflichkeit eingehüllt, wie magere Damen in seidene Gewänder und falsche Bauschungen, hinter denen nichts steckt. Sie könnten sich diese alberne Mühe gänzlich sparen. Denn, wie gesagt, die Bescheidenheit glänzt nur bei Tüchtigen, wie die Politur nur bei harten Steinen. Bei den Anderen ist sie nichts als ein Deckmantel, wie Goldschaum auf hohlen Nüssen.

Naturgabe und Verdienst.

In der Regel verzeihen wir es Anderen weit schwerer, wenn sie uns in Bezug auf ihre Naturgaben Selbstzufriedenheit blicken lassen, als wenn sie ihre eigenen Anstrengungen, Erfolge und Verdienste hervorheben.

Ein Mensch, der auf seine ihm angeborenen Talente, sein Genie, seinen hellen Verstand oder sein gutes Herz mit Befriedigung anspielt, erscheint uns ganz besonders unleidlich, da man doch denken sollte, daß er sich zu solchen Dingen, welche ja bloße Geschenke der Natur sind, noch am ehesten frei bekennen dürfe, weil er sich selbst dabei durchaus kein Verdienst zuzuschreiben scheint.

Aber gerade in Bezug auf die ihnen eigenen persönlichen Verdienste, in Bezug auf ihr Erworbenes erlauben wir unseren Mitmenschen viel eher etwas weiter zu gehen, als in Bezug auf das ihnen Angeborene.

Daß sie ihre Pflicht gethan haben, daß sie nach Möglichkeit fleißig gewesen, daß sie gewissenhaft und ehrenhaft verfahren sind, mögen sie uns zuweilen frank und frei bekennen, und dabei sogar mit Eifer für sich selbst eintreten. Daß er aber von Haus aus tugendhaft und klug sei, oder sich dafür halte, darf uns selbst Der nicht merken lassen, der die Güte des Sokrates und die Weisheit Salomonis besäße. Sogar Christus wies ja den Mann ab, der ihn „guter Meister" anredete, und bemerkte ihm, daß nur Gott im Himmel gut sei. Wie Christus, der uns dabei ein schönes Beispiel gab, sollen wir es unter keiner Bedingung zugeben, daß Andere uns solche Naturanlagen zuschreiben, wenn wir ihnen damit nicht auf eine verletzende Weise arrogant erscheinen wollen. Selbst die offenbarste Schönheit, und wenn sie eine Helena oder Venus wäre, — darf ihre Reize, die ihr

doch nur, sie weiß selbst nicht wie, von den Grazien angefügt sind, auf keine Weise zu bekennen scheinen. Sie muß dieselben, wenn sie uns gefallen will, so zur Schau tragen, als ob sie selbst gar nichts davon spürte.

Auch Dem, der uns Naturgaben abspricht, zürnen wir weit mehr als Dem, welcher unsere Verdienste bezweifelt und unsere Handlungsweise kritisirt. Wir nehmen es viel gleichmüthiger hin, wenn Jemand unsern Mangel an Fleiß, Sorgfalt oder gar an gutem Willen tadelt, als wenn er uns merken läßt, daß er uns für von Haus aus einfältig, schwachköpfig oder falsch, oder gar für häßlich von Angesicht halte, obgleich gerade der erste Tadel uns selber trifft, während wir für die uns angeborenen Anlagen und Fehler, unsern stumpfen Verstand, unser leidenschaftliches Herz, unsere mißfällige Gestalt doch selber nichts können, und die Kritik dabei nicht sowohl uns den Kopf wäscht, als vielmehr die Natur anzugreifen scheint, die uns nicht anders gemacht hat.

Dies Alles ist auf den ersten Blick etwas sonderbar. Aber es findet seine Erklärung wohl in der Erwägung, daß Der, welcher uns die angeborenen Anlagen abspricht, uns so recht an der Wurzel unseres Wesens anzupacken und überhaupt alle Fortschritts- und Verbesserungsfähigkeit abzusprechen scheint.

Wer gar an unserer leiblichen Person etwas auszusetzen findet, der faßt uns so recht an unserer allerschwächsten Partie an. Denn bei ihr können wir am allerwenigsten ändern, und er wirft uns etwas vor, bei dessen Reformirung wir ganz und gar machtlos sind. Wir vermögen noch eher unser verkehrtes Herz zu corrigiren, als unsere grauen Augen kastanienbraun zu färben.

Und eben hierin mag auch der Grund davon zu suchen sein, daß wir den auf seine Naturanlagen Pochenden so besonders unangenehm und arrogant finden. Er scheint sich

dabei gerade in der Hauptsache über uns erheben zu wollen. Durch das Großthun mit seiner eigenen Intelligenz, Genialität oder Herzensgüte spricht er uns selbst diese wesentlichsten Eigenschaften gewissermaßen ab und setzt uns in den wichtigsten Punkten herunter. Und das eben ist es, was wir ihm so übel nehmen.

Auch Eigenlob gefällt zuweilen.

Einige recht liebenswürdige und gut gelaunte Menschen mögen mitunter sich selber großes Lob spenden, ohne uns dabei unbescheiden zu erscheinen.

Manches Mannes Eigenlob klingt nur wie erfreuliche Wahrheit, bei einem Andern dagegen wie widerwärtige Prahlerei. Es kommt auch hiebei Alles auf die Art und Weise an.

Vom großen und dabei sehr humoristischen Condé hat man gesagt, es hätte sich in seinem Munde eben so gut ausgenommen, wenn er laut und triumphirend berichtete: „er habe die Feinde auf's Haupt und wie Spreu in die Flucht geschlagen", als wenn er ein ander Mal mit lächelnder Miene eingestand: „er selber habe vor ihnen Reißaus nehmen müssen".

Schwachköpfe beim Widerspruch.

Menschen von beschränktem Verstande und geringen Kenntnissen gerathen, wenn man ihnen widerspricht oder ihre Aussprüche und Ansichten widerlegt, in eine ängstliche Aufregung und ertragen den Widerspruch nur schwer.

Sie, die nicht viel wissen und vermögen, sind den Unbemittelten vergleichbar, welche, weil sie nur sehr wenig besitzen, bei jedem Verluste oder Angriffe auf ihr Besitzthum schnell den völligen Ruin vor Augen sehn.

Die tüchtigen, geist- und kenntnißreichen Köpfe sind dagegen wie die Millionäre, die bei einem kleinen Verluste gutes Muths bleiben, weil sie immerhin noch genug übrig behalten. Sie lassen sich den Widerspruch meistens geduldig gefallen und geben gern einen Irrthum zu.

Daher werden wir auch in der Krankheit oder im vorgeschrittenen Alter gewöhnlich gegen den Widerspruch besonders ungeduldig, weil wir uns dann nicht mehr recht fest im Sattel fühlen und fürchten, daß wir leicht und bald ganz herausgehoben werden möchten.

Alltägliches.

Wie unsere Dichter, so weihen sich auch unsere Maler — besonders die noch jugendlichen — gern den hohen und erhabenen Dingen. Um würdige Gegenstände für ihren Pinsel zu finden, suchen sie in der Weltgeschichte nach Heroen, Heiligen, Märtyrern und eclatmachenden Begebenheiten und Scenen. Sie malen die großen Land- und Seeschlachten, den Kindermord zu Jerusalem, die Katarakten von Tivoli, die wildromantischen Gletscher, das Alpenglühen und Sonnenuntergänge in einem Thale Arkadiens. Sie klagen wohl, daß sie in ihrer Umgebung keine würdigen Themas finden können, übersehen dabei aber oft das Gold, das ihnen vor den Füßen liegt. Ein Ruysdaal, ein Hobbema und viele Andere, die ein Auge für die Bedeutung des Alltäglichen hatten, sind mit ihrer Phantasie fast gar nicht aus den Sand- und

Haidestrichen ihrer eintönigen niederländischen Landschaft herausgekommen. Und doch haben sie unsterblichen Ruhm bei uns geerntet, indem sie uns die gewöhnlichen und alltäglichen Dinge verherrlichten.

Diminutivform.

Ein Ungeheuer verliert viel von seiner schreckhaften Häßlichkeit, wenn man es unter einem kleinen Gesichtswinkel betrachtet. Eine ausgewachsene, dick aufgeschwollene, häßliche amerikanische Riesenschnappschildkröte erfüllt uns mit Widerwillen. Dagegen erscheint uns das aus dem Ei gekrochene Junge, das nicht größer ist als eine Erbse, obwohl es sonst genau die Gestalt der Mutter besitzt, äußerst gefällig und amüsant.

Hierin ist die Erklärung dafür zu finden, daß wir im Gespräche manche Dinge, die man nicht gern nennt, doch ohne Anstoß erwähnen dürfen, wenn wir ihren Benennungen die Diminutivform geben. Mißfällige Scheltworte erscheinen im Diminutivo ganz erträglich, z. B. „Du Schelmchen", „Du Spitzbübchen". „Schelm" und „Spitzbube" würde selbst im vertraulichen Umgange nicht zulässig sind.

Die Bewohner der deutschen Ostseeprovinzen liebkosen und schmeicheln einander häufig mit Diminutiven, deren Urworte ganz abscheulich gefunden werden würden, z. B. „mein Hündchen", „mein gutes Thierchen" 2c.

Er schlägt den Sack und meint den Esel.

Man sieht der Sonne nie gern gerade in's blendende Antlitz, erlabt sich vielmehr an den gefälligen Licht- und Farben-

reflexen, die sie in dem Kelche einer Blume oder am Rande einer beleuchteten Wolke erzeugt. So erfreut sich auch ein Liebender des hübschen Mieders, das seine Geliebte trägt, oder des zierlichen Bandes, das ihr über den Locken flattert, und lobt es. Im Sinne hat er aber doch dabei das liebliche Angesicht selbst. Es würde plump sein, dieses sogleich direct anzutasten und zu besingen. Es ist viel poetischer, dasselbe ganz aus dem Spiele zu lassen und nur die Dinge zu loben, die das Antlitz gleichsam wie die Sonne erleuchtet und verschönt.

Eben so poetisch verfahren die ritterlichen und streitlustigen Feinde in Shakespeare, wenn sie sich etwas am Zeuge flicken wollen. Sie greifen in ihren Scheltreden nicht gleich die ganze Person des Gegners, seinen Charakter und seine Gestalt an, sondern kritisiren nur seinen „schiefen Hut" oder seinen „dünnen Bart", oder sonst eine Kleinigkeit. — Und der Tadel einer Bartlocke oder eines Barrets geht diesen empfindlichen Leuten so zu Herzen, als hätte man ihnen selbst einen Stich in's Fleisch versetzt, so wie auch das Liebchen schelmisch und dankbar lächelt, wenn man nur sagt, „daß die Modistin ihre Toilette allerliebst geordnet habe."

Schweiß und Arbeit bei der Producirung von Kunstwerken.

Die freien schönen Künste haben recht viel Prosaisches mit dem geringsten Handwerke gemein. Die Maler müssen bei dem Hervorbringen ihrer Ideale die schmierigen Farben, Pinsel und Oeltöpfe handhaben. Die Dichter beflecken sich bei ihren Productionen die Finger mit garstiger Dinte. Die Bildhauer arbeiten mit dem Elemente des schmutzigen Thons oder in dem Staube, der von ihren Steinen abfällt, und in

ihrer poltrigen Werkstätte mit Schürzen und Blousen angethan, sehen sie eher Küchenjungen als inspirirten Musensöhnen ähnlich. Die Gelehrten schleichen zwischen den alten vergilbten Pergamentbänden ihrer nichts weniger als glänzenden Bibliotheken umher, um den Honigseim der Wissenschaft zusammenzutragen.

Dies Alles ist durchaus nicht sehr ätherisch und idealisch, vielmehr recht prosaisch und handwerksmäßig. Ich begreife, daß ein aristokratisches Gemüth die Dichter und Künstler daher über die Schulter ansieht und sie Alle mit den Drechslern und Maurergesellen in eine Klasse wirft.

Miscellen.

II.

Das schöne Geschlecht?

Der Umstand, daß in der gesammten Thierwelt das männliche Geschlecht so entschieden das schöner und reicher ausgestattete ist — (man denke nur bespielsweise an den königlichen Löwen und die viel simplere Löwin, an den mächtigen Stier und die weit prosaischere Kuh, an den noblen Streithengst und die etwas plebejische Stute, an den prachtvoll gefiederten Truthahn und sein schlichtes Weibchen, an unsern stolzen Haushahn und seine nüchterne Henne) — dieser Umstand, sage ich, mag Einem wohl die Frage aufdrängen, ob denn die Natur einzig und allein bei dem Menschen von dieser Regel in der That eine Ausnahme gemacht habe, oder ob nicht vielmehr unser sogenanntes „schönes Geschlecht" mehr oder weniger blos aus Höflichkeit so betitelt worden sei und in der Wirklichkeit ebenso wie bei den übrigen Geschöpfen auch bei dem Menschen dem Manne dies Attribut vorzugsweise gebühre.

Bei der Untersuchung dieser Frage scheint auf den ersten Blick so viel ausgemacht, daß der Mann als der geistig höher begabte, als der eigentliche gottbegeisterte Poet, der schöpferische Künstler, der Philosoph und Denker unter den Beiden auch deswegen in seiner ganzen äußern Erscheinung schon

etwas Imposantes und Erhabenes, etwas Königliches voraus haben muß, was die Frau nicht besitzt. In der That ist das ganze Skelett des männlichen Körpers nobler gebaut. Um's Herz herum in dem breiten Brustkasten und zwischen den hohen Schultern ist es ihm weit. Auf senkrechtem straffen Nacken steht ihm stolz das Haupt, und dieses ist in der hohen Stirne und der Wölbung des Vorderkopfes viel edler und voller gestaltet, als das Köpfchen der Frau.

Die Schönheit der Frau besteht anscheinend weniger in den noblen Proportionen des Knochenbaues als in dem Reiz der Muskulatur, mit der das Skelett umhüllt ist. Ihre Schönheit hat daher kein so fest gestaltetes Fundament, wie die des Mannes. Sie ist wie ein Gemälde, das man weniger der correcten Zeichnung als der Farbenpracht wegen reizend findet.

Ein recht correct gezeichnetes Antlitz scheint bei den Frauen in der That viel seltener zu sein als bei den Männern. Es ist daher auch schwieriger ihre Schönheit zu zergliedern, herauszufinden und darzustellen. Es ist mehr von Dem dabei, was man „Beauté du diable“ nennt. Bei den schönen Männern kann man weit häufiger jedes einzelne Stück für sich nehmen und daran die Classicität der Form nachweisen. Daher auch alle Kunstschüler zuerst und hauptsächlich an männlichen Köpfen ihre Studien machen.

Die Schönheit der Frauen zerrinnt häufig wie Schnee unter der Zergliederung der Kritik. Ja wir finden bei ihnen sehr gewöhnlich incorrecte Züge und Disharmonie, obwohl sie uns doch durch die über das Ganze ausgegossene und schwer zu beschreibende Anmuth bezaubern. Es geht damit so wie mit ihrem Verstande und ihrer Art zu raisonniren. Es ist keine strenge überzeugende Logik darin, obwohl sie uns doch überreden. Die Mängel und Fehler sind bei ihnen mehr cachirt unter einem Zuckerguß von zartem

Teint, frischer Farbe, sammetner und seidiger Hautbekleidung. Die Fehler und Mängel in der Figur der Männer, bei denen Alles schroffer und bestimmter angelegt ist, treten handgreiflicher hervor. Hätten die Frauen jenen gewissen Zauberduft der Huld und Anmuth nicht, so würden ihre Mängel zahlreicher und offenbarer sein. Sie bedürfen daher auch weit mehr als die Männer der Nachhülfe und zahlloser Erfindungen und Künste der Toilette.

Auch darin, daß die Schönheit der Männer so viel dauerhafter ist als die der Frauen, scheint es sich zu offenbaren, daß sie in der That das eigentlich schöne Geschlecht sind. Ein schöner Mann bleibt schön fast sein ganzes Leben lang, häufig bis in's höchste Greisenalter, zuweilen ein ganzes Jahrhundert hindurch. Die Reize der Frauen haben gewöhnlich nur wie die Frühlingsblumen eine kurze, schnell verschwindende Blüthezeit. Wie an einem Pfirsich wird der duftige Schönheitshauch von der Zeit bald an ihnen abgestreift. Sie werden im hohen Alter oft so unschön, daß der Sprachgebrauch des Volkes nur von ihnen und nicht von den Männern viele Ausdrücke zur Bezeichnung des Ungefälligen oder Unheimlichen entlehnt hat. Selten sind alte Frauenköpfe, in denen sich wenig Ideales ausspricht, ein Gegenstand der Studien der Maler, wie dies bei männlichen Greisen der Fall ist, die von den Dichtern und Künstlern häufig verherrlicht wurden. Unter den männlichen Göttern der heidnischen Völker wurden manche mit greisen Häuptern und mit verwitterten Angesichtern gedacht und dargestellt, während unter den weiblichen Gottheiten blos jugendliche Schönheiten sein durften. Nur junge Weiber können als Göttinnen gedacht werden. Der Mann hat aber noch als Greis etwas Göttliches. Verwitterung, Runzeln, der Schnee der Jahre, der Schmerz, die Gedanken und die Sorgen, welche bei der Frau die Reize zerstören, bringen in dem Angesichte des

Mannes noch mehr ergreifenden und charaktervollen Ausdruck zuwege. Man könnte ihn der Eiche vergleichen, die auch hundertjährig, halb zerstört, ausgehöhlt und verstümmelt noch schön und rührend ist, während die Frauen mehr den Blumen ähneln, die, nachdem sie ausgeblüht haben, nur noch wenig Figur und Eindruck machen.

Diesem Allen nach würde es wohl richtiger sein, die Frauen etwa blos das anmuthige und nicht „das schöne Geschlecht" zu nennen. Bei den größten Künstlern und feinsten Aesthetikern Europas, den alten Griechen, war diese letztere Benennung auch gar nicht gebräuchlich. Eben so wenig bei den Römern. Jene nannten das weibliche Geschlecht gemeiniglich blos „das zarte Geschlecht" („genos telü") und die Römer sagten einfach: „sexus infirmus", d. h. „das schwache Geschlecht". Jener dem Gesagten nach anscheinend nicht ganz naturgemäße Ausdruck „das schöne Geschlecht" ist wohl erst in dem neuen chevaleresken und romantischen Europa — wie gesagt, aus Höflichkeit — aufgekommen.

Frauen im Auslande.

Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben, muß wirken und streben. Aber die Frauen walten leise im häuslichen Kreise. Sie sind mehr als der Mann an den Altar der Penaten, an die Heimath gefesselt. Sie sind die Pflegerinnen der vaterländischen Sitte, Sprache und Religion, welchem Allem sie nicht so leicht und schnell entsagen, wie die Männer.

Was Religion betrifft, so werden die Männer viel häufiger zu Proselyten gemacht als Frauen, die, vom alten Glauben zu bekehren, überall viel schwerer gehalten hat, und die bei Cultusreformen noch oft die Fahne des Widerstands für die alten Götter erhoben haben.

Die alten Sagen und Traditionen des Volkes, wenn die Männer sie längst vergaßen, leben noch im Gedächtniß und Munde der Frauen, und ebenso macht man überall die Bemerkung, daß nationale Costüme, wenn die Männer sie schon ablegten, beim schönen Geschlechte noch lange verblieben. Daß aber auch unsere vaterländische Sprache festere Wurzel im Frauenherzen hat, als in denen der Männer, scheint schon darin angedeutet, daß wir sie die „Muttersprache" und nicht die Vatersprache nennen.

Das ganze reichere, tüchtigere Wesen des Mannes macht ihn weit mehr dazu geeignet, als Wanderer sich in der Fremde zu tummeln. Er ist auf das Lernen und Erfinden, auf Neuerungen und Verbesserungen hingewiesen. Die Frau dagegen conservirt das Alte, hegt und pflegt in ihrem Innern das Empfangene. Sie ist eine empfindliche, zarte Pflanze, die am besten in ihrem heimathlichen Garten gedeiht, und die es nicht leicht erträgt, diesem entrissen und in die Fremde verpflanzt zu werden. Geschieht es, so leidet sie und es klingt ein Schmerzenston durch ihre Seele. Selbst wenn die Fremde sie mit Gunst und Glück umgiebt, scheint doch eine gewisse ganz eigenthümliche, rührende Melancholie und Trauer die Frauen in der Fremde zu umgeben.

Niemand hat dies besser ausgesprochen, als Goethe in seiner unvergleichlichen Iphigenie auf Tauris, worin er Alles, was ein zartes Frauenherz in der Fremde durchbebt und bewegt, so schön und reich besingt, daß man das ganze Stück auch beinahe ganz einfach: „Die Frau in der Fremde" betiteln könnte.

Goethe hat in diesem Gedichte nicht blos Iphigenia, nicht blos eine Griechin, sondern eine ganze zahlreiche Klasse von Frauen, eine häufig wiederkehrende Lebenssituation meisterhaft gezeichnet. Wir Wanderer und Reisende begegnen solchen Iphigenien auf Schritt und Tritt.

Was mich betrifft, so verdanke ich den „Iphigenien" (den Frauen in der Fremde), die ich bald hier, bald dort fand, einige meiner schönsten Lebenstage und Erinnerungen. Ich suchte sie vorzugsweise gern auf, beobachtete sie mit besonderer Theilnahme, und fand dabei immer, daß die angeborenen und nationalen Reize und Vorzüge der Frauen in der Fremde, gleichsam wie Edelsteine auf anders gefärbter Unterlage, noch heller und lieblicher strahlten, als in der Heimath. Entbehrung, Sehnsucht, Schmerz, welche die Poesie erwecken, mögen das Ihre zur Erzeugung und Erhöhung dieses Reizes beitragen. Wurden doch sogar schon die chinesischen Kaisertöchter zu Dichterinnen, wenn sie das gesegnete Land der Väter verlassen und als die Verlobten eines Mongolen-Chans in die Tatarei wandern mußten. Die Literatur des himmlischen Reichs besitzt zahlreiche versificirte Herzensergüsse solcher chinesischer Iphigenien.

Die „Provinz" und die Fremde.

„In der kleinen Stadt Poitiers," sagt ein französischer Dichter, „wenn Du dort ankommend keine Verwandten und „auch keine Geschäfte hast, wirst Du alsbald von einer ge„wissen tiefen und melancholischen Langeweile ergriffen, „welche „die Provinz" — (ganz Frankreich außer dem glanz„vollen Paris) — mit einer trüben, wie ein Nebelschleier „herabhängenden Atmosphäre umhüllt."

In einer eben solchen trüben Atmosphäre erscheint Dem, der allein ohne seine Lieben und Freunde, fern von der Vaterstadt in einem entlegenen Lande weilt, „die Fremde" — die ganze Welt außer dem einzigen, in ihr lieblichen und hellen Fleck, der trauten Heimath!

Die Scham, welche das Geld umgiebt.

Das Geld ist an und für sich eine eben so gute Sache, wie jedes andere brauchbare Ding. Es ist nicht schlimmer, als z. B. Brod oder Kleider, oder Früchte oder Häuser, oder sonst irgend etwas, das wir zu unserem Nutzen verwenden können. Ja es ist im Grunde genommen weit unschuldiger, als diese Dinge. Denn diese kann man sogleich in Gebrauch nehmen, während das Geld an und für sich eigentlich gar keinen reellen und directen, sondern nur einen eingebildeten und indirecten Werth besitzt.

Ein Geldgeschenk ist daher eigentlich viel poetischer, als die prosaische Gabe der Sache selbst. Nichtsdestoweniger aber machen wir weit mehr Umstände bei der Annahme von Geld, als bei der Annahme von irgend welchen anderen Dingen, die uns sofort nützlich werden. Es giebt viele Menschen, die sich in vielen Fällen schämen würden, Geld anzunehmen, die sich aber irgend einen andern hübschen Gegenstand willig schenken lassen.

Wie kommt es, daß wir das Zeichen des Werthes anzunehmen uns weigern, während wir die Werthe selbst keineswegs verachten?

Wir bitten auch den lieben Gott wohl um unser tägliches Brod, scheuen uns aber, Ihn um einen täglichen Gulden anzuflehen. Alle gute Gabe kommt von Gott. Aber blos das Geld, für das alle gute Gabe feil ist, ist vom Bösen?

Und doch ließen die Italiener den Wechsel von einem Engel erfunden sein. Ich gebe zu, daß der Wechsel und das Papiergeld eine noch merkwürdigere und poetischere Erfindung ist, als Silber- und Goldmünzen. Aber diese sind doch auch sehr hübsche Producte, und dazu so äußerst wohlthätig.

Das Geld ist eine der uns nützlichsten Gaben. Die Menschheit ist dadurch reicher geworden. Denn unser Handel und Verkehr wurde durch gemünztes Geld erleichtert. Es hat alle anderen Dinge billiger gemacht. Wie theuer würde das Brod sein, wenn es keine Pfennige, Groschen und Thaler gäbe, die Jeder gern annimmt! Man sollte daher das Geld, das uns überall so hülfreich zur Hand ist, „das liebe Geld“ nennen, wie man „das liebe Brod“ sagt, das uns täglich sättigt, oder „die liebe Sonne“, die auf Schritt und Tritt uns leuchtet. Dagegen mißhandelt man das arme Geld förmlich. Man spricht: „das böse“ und „das schnöde Geld“ oder „das verführerische Geld“ und hat noch andere Scheltwörter für dasselbe.

Vielleicht hat es wohl nur der Umstand, daß unser europäisches Geld so klein ist, daß man so leicht Versteckenspielen damit spielen kann, daß es von Hand zu Hand rollt und daß man dabei die Wege, die es wandelt, nicht so deutlich vor Augen sieht, wie die der umfangreicheren Dinge, bei uns in so üblen Geruch gebracht und verdächtig gemacht?

Es gab Zeiten und es giebt noch jetzt Länder, in welchen Otterohren oder Biberfelle oder Salzklumpen oder dergleichen große, in die Augen fallende und grobe Gegenstände als Geld galten und gelten. In diesen Zeiten und Ländern war und ist dem Gelde vermuthlich jene lévis notae macula gar nicht eigen, weil solche Sachen eben so offene Wege gehen, wie die Waaren, die man dafür kauft.

Jene besondere Schnödheit, Scham und Verdächtigkeit klebt daher wohl nicht dem Gelde überhaupt, sondern nur unseren europäischen runden, kleinen, gleißnerisch glänzenden Silber- und Goldmünzen an, die sich so leicht verkriechen.

Der Reiche muß dem Armen viel Genuß lassen.

Ist es wahr, daß Dem die Dinge am meisten angehören, der sie am besten genießt, so giebt es wirklich ziemlich viel Trost und Compensation für den Armen, besonders unter denjenigen liberalen gesellschaftlichen Verhältnissen, wie sie sich in unserem Jahrhundert in Europa ausgebildet haben.

Daß man einer Sache erst recht froh werden könne, nachdem man ihr Besitzer und Eigenthümer geworden, d. h., nachdem man sein schweres Geld für sie bezahlt und die Last und Sorge auf sich genommen hat, sie in Stand zu halten, sie unter Schloß und Riegel zu legen, sie gegen Räuber und Verderber auf Leben und Tod zu vertheidigen, ihretwegen vor Wasser, Blitz und Hagel zu zittern, das scheint im Grunde ein ganz sonderbares Vorurtheil.

Man sollte dieser sogenannten „Freude am Besitze", die mitsammt den daran haftenden Plagen und Sorgen der Reiche allerdings in vollem Maße genießt, die weit berechtigtere und vernünftigere „Freude am Genusse", die dem sorgenlosen Armen so oft zu Theil wird, entgegensetzen.

Wie viel Mühe und Noth machen dem Reichen seine eleganten Costüme, seine Rosse und seine glänzenden Equipagen. Und wessen Auge erlustirt sich mehr an dem Allem, als das des armen unbetheiligten Beschauers, vor dem jener sie auf den öffentlichen Plätzen und bei so vielen Gelegenheiten zur Anschauung bringt. Die Wohlhabenden sind es, die eine Stadt mit schönen und geschmackvollen Häusern schmücken, und wer erfreut sich dieses Schmuckes mit größerer Unbefangenheit als der Hüttenbewohner, wenn er sich nur ein wenig ästhetischen und philosophischen Sinn bewahrt. Der blasirte Millionär selbst vermag die aufrichtige und unvermischte Freude daran gar nicht zu empfinden, entweder weil

er der Einbildung fröhnt, daß sein eigener Palast noch schöner sei als alle übrigen, welche letzteren er mithin, da sie ihm ärgerlich sind, nicht genießt, oder weil er die übrigen mit dem bittern Gefühle eines neidischen Rivalen ansieht, welches dem unparteiischen Armen, der in den großen Wettstreit gar nicht mit eintritt und die lange Rennbahn, auf welcher die Reichen es Einer dem Andern zuvorthun, nur als ein Schauspiel betrachtet, gänzlich fremd ist.

Die blumigen Gärten, die ein Crösus anlegt und die er ja doch nicht alle unter Riegel und Dach stellt, sind in derselben Weise für den Armen weit mehr da, als für den begüterten Besitzer. Jener weidet sein Auge daran, genießt ihren Duft, wandelt in ihren Laubgängen ganz ungestört durch die Prosa der Administration, ohne den Aufseher zu besolden und ohne den Aerger mit dem einfältigen Gärtnerburschen zu haben.

Selbst die luxuriösesten Genüsse theile ich mit meinem begüterten Freunde. Denn er ist so freundlich, mich zu seinen Festen einzuladen, zu denen er ja auch den unbemittelten Bewunderer, der Alles so respectvoll und beifällig anstaunt, weit besser brauchen kann, als seine ebenfalls reichen und spröden Nebenbuhler, die mit ihrem Lobe sehr sparsam sind. Da ist denn der Poet ein gefeierter Gast, wird mit Zuvorkommenheiten überhäuft, bedient sich des feinsten Porzellans und Silberzeugs, wie ein König ohne allen störenden Kummer und ohne die Noth und Sorge, daß es zerbrechen oder abhanden kommen könne.

Die Noth mit dem Gelde.

Welche Sorge, Noth und Plage schafft uns der Reichthum!

Zuerst beim Erwerben. Wie große Arbeit und Mühe! Welche Begier, welches Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung! Welche Spannung, welche Jagd!

Darauf beim Empfange und beim Nachzählen. Wie viel Kummer, daß es nicht mehr ist, wie viel Achselzucken über den geringfügigen Gewinn, und welche Eifersucht gegen Die, denen es besser gelang!

Alsdann beim Erhalten und Bewahren der Schätze! Wie groß da die Noth, das Capital gut und nutzbar anzulegen! Wie schwer auch die Sorgen und ängstlich die Träume, wenn Du es etwa baar im Kasten neben Dir liegen läßt! All' die Gedanken an treulose Menschen und Diebe, an möglichen Raub! oder gar Mord!

Und soll man es nun verwenden und ausgeben, wie mannigfach ist da wieder die Wahl und Qual, um das Geld richtig anzubringen, es nur für etwas recht Passendes wegzugeben!

Willst Du das angekaufte Ding endlich genießen, wie arg ist oft die Enttäuschung! wie wenig entspricht die Freude Deiner langen Erwartung. Du hast Dich vergriffen, Du schenktest Deine Almosen an Unwürdige, Du kauftest etwas Unnützes oder Unerfreuliches, vergeudetest die Producte Deines Schweißes und empfindest Reue.

Können wir, wie es zuweilen geschieht, bei der Verwendung zu keiner Entscheidung kommen, und legen wir, indem wir auf den Ankauf verzichten, den Sparpfennig, nachdem wir ihn oft umgedreht, wieder in die Truhe zurück, so ereignet es sich dann zuweilen, daß ein unvorhergesehenes Unglück, eine Feuersbrunst, der Banquerott eines Schuldners, ein verlorener Proceß das Capital wieder verzehrt und das ganze Drama nun mit der Betrübniß über die bösen Verluste und die geleerte Kasse endigt.

Reichthum und Phantasie.

Die Armuth ist eine kräftige Beförderin der Phantasie, wohingegen Reichthum und Fülle mehr als Alles die Einbildungskraft einschläfert und ihre Spannkraft lähmt. Die Reichen und Satten waren von jeher arm an Erfindung und Gedanken, und die Poeten hatten stets leere Kassen. Auch von dieser Seite bewährt sich das alte Sprichwort, daß der Hunger ein guter Koch sei. Wären Alexander der Große und Tamerlan nicht in ihren armen heimathlichen Gebirgen und Steppen, sondern auf den üppigen Thronen Persiens und der Khalifen geboren, so hätten sie es nie zu jenem Heißhunger gebracht, der sie zur Welteroberung spornte.

Die ersten Anfänge.

Alle ersten Schritte in einer neuen Bahn, die frühesten Anfänge einer langen Kette von Erlebnissen haben etwas unvergleichlich Anziehendes. Sie besitzen in unseren Augen denselben unvergänglichen Reiz, den die Quellen unserer Ströme in den romantischen Schluchten der Gebirge haben. Mag der Strom, auf dem wir hinabschiffen, auch noch so mächtig und imposant werden, die Eindrücke, die seine reizende Quellengegend uns gab, werden wir darüber auf der ganzen Reise nicht vergessen.

Mögen aus dem Füllhorn der Geschichte und aus dem Schooße der Gegenwart auch noch so viele große Geister und Ereignisse hervorquellen, sie werden doch nicht im Stande sein, der Wiege der Begebenheiten etwas von dem Zauber und Glanze, mit dem sie umgeben sind, zu nehmen.

Wie jedem einzelnen Menschen seine Jugendeindrücke, so sind jedem Volke und auch der ganzen Menschheit ihre ersten Anfänge stets das Theuerste und Unvergeßlichste. So den Griechen Troja und ihr Homer, den Römern ihr Romulus und Remus, den Juden ihr Abraham, den Amerikanern ihr Columbus, der Menschheit Adam, Noah und alle Erzväter.

Kleine Anlässe, große Wirkungen.

In der Geschichte der Völker spielt der letzte Tropfen im Eimer, der das Wasser zum Ueberlaufen bringt, eine große Rolle.

Es sammeln sich im Laufe der Zeiten Mißbräuche und Uebelstände an. Sind diese endlich unerträglich geworden, so reicht ein ungünstiger, wenn auch nur kleiner Vorfall hin, um einer Revolution zum Durchbruch zu verhelfen.

Es geht dabei ähnlich zu, wie bei den Krankheiten der Individuen. Der Krankheitsstoff, oder die allgemeine Leibesschwäche ist längst vorhanden. Nun kommt eine unbedeutende Erkältung hinzu, oder man verletzt sich eine Fußzehe. Das lange vorbereitete Uebel bricht hervor und rafft den altersschwachen Organismus hin. Die Leute sagen dann, der Verstorbene habe es „von der Erkältung" oder „von dem Anstoßen mit dem Fuße", indem sie sich zugleich darüber wundern, daß aus einer so geringfügigen Ursache so verderbliche Folgen entstehen konnten. Sie vergessen, daß jene Vorfälle nur die letzten Tropfen im Eimer gewesen sind.

Das Ausschütten der Theeschiffe in Boston und die amerikanische Revolution, die Beleidigung der Geliebten Masaniello's und der Aufstand in Neapel gegen die Spanier, der Wortwechsel in Palermo und die sicilianische Vesper mit

der nachfolgenden Ausrottung der Franzosen waren auch letzte Wassertropfen in überfüllten Eimern.

Die kleinen Anlässe geben der Geschichte das Dramatische, weil in ihnen die großen Verwickelungen, Ketten und Wege wie in einem faßbaren und deutlichen Knoten und Bilde zusammenlaufen. Diese pikanten und drastischen Wendepunkte der Begebenheiten sind daher bei dem großen Publikum und bei den Dichtern besonders beliebt und werden von den letzteren häufig zu ihren poetischen Productionen benutzt. Die lange Reihe der Folgen, wo der Strom der Geschichte sehr breit wird, und die weit zurückgreifenden ersten Ursachen sind dagegen das Thema der Untersuchungen des Forschers.

Der Blitz in finsteren Wolken.

Die Propheten sind meist dann aufgetreten, wenn die Zeiten ganz trübe waren. Denn inmitten der allgemeinen Verderbniß erzeugt die Nation einen oder einige treffliche Charaktere, die dem bösen Zeitgeist entgegentreten. Die großen Tugendhelden erscheinen nicht da oder dann, wo oder wann die ganze Zeit am tugendhaftesten ist. Wo Alles sich musterhaft verhält, ist kein Bedürfniß nach solchen streitenden Heroen. — Luther kam nicht als die Kirche recht blühte, sondern als ihre Zustände sehr verfault und hinfällig geworden waren, wie Hercules, als der Stall des Augias voll Unrath war.

Auch in der Literatur kommen die größten Dichter nicht dann, wenn das Publikum durch die Bank recht gebildet und empfänglich ist, sondern wenn es im Ganzen noch ziemlich roh und geschmacklos ist, wie zu der Zeit, da Lessing, Goethe und Schiller auftraten. Heutzutage ist ein guter Geschmack

viel allgemeiner verbreitet. Auch schreibt alle Welt weit besser, beinahe ganz gut. Und dennoch haben wir jetzt keine Schiller und Goethe, die sich nun wieder so himmelweit über der Allgemeinheit erhöben, wie jene über ihren Zeitgenossen.

Eine Stadt, in der es gar keine Kranken gäbe, würde sich auch schwerlich durch ausgezeichnete Aerzte hervorthun. Dagegen hat sich jede Seuche und Pest ihren Paracelsus erzeugt. — Auch die hellen Blitze werden ja nicht bei heiterem Himmel, sondern in finsteren Wolken geboren. Dazu auch können die Blitze bei allgemeinem Sonnenschein nicht gut gesehen und bewundert werden, vielmehr weit besser auf dem dunkeln Hintergrunde der Gewitter, so die großen Männer auf dem dunkeln Hintergrunde ihrer finstern Zeit.

Der Gang der Staatsangelegenheiten.

Die Angelegenheiten eines Staates, die politische Geschichte eines Volkes, gehen zuweilen mit viel Geräusch und Lärm dahin. Sie sind wie ein Waldstrom, der dann und wann in Katarakten sich aufzulösen, in den Höhlen unter der Erde sich verkriechen zu wollen scheint, den man aber doch etwas weiter thalabwärts dann wieder zwischen den alten Ufern und in dem gewohnten Bette ruhig und glatt dahinfließen sieht.

Den ängstlichen Leuten, wenn sie die Staatskutsche, die das ganze Volk, alle Interessen des Landes an Bord hat, einherrollen sehen, stehen die Haare zu Berge. „Ihr Kutscher fahrt Alles in Grund und Boden", so rufen sie den Regenten, den Ministern und Parteiführern zu. Aber am Ende kommt Alles wieder zurecht und man sieht nach einiger Zeit die Pferde von Neuem die alte Staatscarrosse geduldig und langsam, wie zuvor, den Berg hinaufschleppen.

Zuweilen — ja alle zwei oder drei Jahre — scheint das Heil des Ganzen an einem Faden zu hängen, „auf zwei Augen zu stehen“. „Wir sind verloren, wenn Der oder Der nicht mehr lebt! Was wird geschehen, wenn Er erst todt ist?“ Aber der kaum sichtbare Faden ist doch stark und reißt nicht. Der große Mann stirbt und es geschieht — nichts. Die Sachen gehen wieder ihren alten, im Detail poltrigen, aber im Ganzen mit merkwürdiger Ausdauer ihr Ziel anstrebenden, altgewohnten Gang fort.

Die Belehrung, welche die Geschichte den Staatsmännern gewähren kann.

Wenn der Spruch Salomo's, daß nichts Neues unter der Sonne geschehe und daß Alles im Leben sich stets wiederhole, nicht cum grano salis zu verstehen wäre, so möchte die Vergangenheit und ihre Geschichte wohl ganz prompte und ausreichende Belehrung für die nächste Zukunft geben.

Um zu erfahren, was nach einem Kriege oder einer Staatsumwälzung weiter geschehen werde, was dieser oder jener Feldherr oder Gewalthaber ferner unternehmen, wie er sich betragen, wie er enden werde, und überhaupt wie jeder gegenwärtig in der Gährung begriffene politische Proceß verlaufen möchte, brauchte man nur die alten Chroniken und Annalen aufzuschlagen, und in ihnen nachzusehen, was unter ähnlichen Umständen, bei ähnlichen Vorgängen und unter der Herrschaft ähnlicher Charaktere ehedem erfolgte.

Die Geschichte wäre dann in der That die kluge und zuverlässige Lehrmeisterin, die Manche in ihr erblicken wollen. Und die Geschichtskenner und Forscher wären dann auch die besten Politiker und Rathgeber in Angelegenheiten des Staatenregiments. Die Geschichte wäre den Staatslenkern

eben so wichtig und nützlich, wie den Astronomen, Ingenieuren und Rechenmeistern die Mathematik.

So einfach verhalten sich die Dinge nun aber leider nicht. Salomo's Ausspruch ist nur in gewisser Beziehung wahr, nämlich in Beziehung auf die wenigen treibenden Grundkräfte der historischen Bewegung. Diese Grundkräfte der Geschichte bleiben zu allen Zeiten unveränderlich dieselben — und ebenso auch — im Ganzen und Allgemeinen — die daraus hervortretenden Erfolge und Begebenheiten.

Nach einer langen Bevormundung eines Volkes durch einen Despoten ist, wenn der Druck gar zu groß wird, eine Erhebung, eine Revolution mit Bestimmtheit zu erwarten, und eine solche Revolution hat auch meistens und im Ganzen denselben Verlauf. Sie zeigt dieselben verschiedenen Phasen: zu Anfang eine allgemeine schöne patriotische Aufwallung im Namen der Freiheit — dann eine leidenschaftliche Zerstörung alles Dessen, was an den bisherigen Absolutismus erinnert — darauf eine Besprechung des neu zu Schaffenden. Hiebei gewöhnlich Zwiespalt der Meinungen und Streit unter den hervortretenden Parteien. Dies Alles erfolgt so regelmäßig und sicher wie die Schwingungen des Pendels. So gewiß wie ein Pendel, der sich auf der einen Seite hoch erhoben hat, endlich zurückschwingt und dann, ehe er zur Ruhe kommt, auf der andern Seite eben so hoch hinausfährt, so gewiß und bestimmt greifen auch die Reactionen um so weiter nach der einen Seite hinaus, je mehr zuvor die Revolutionen nach der andern hinaufgedrängt hatten.

Ebenso pflegt auch der Kreislauf, den mächtige Despoten und Gewalthaber durchlaufen, im Ganzen der nämliche zu sein. Sie fangen klein an. Sie thun sich bei kriegerischen Unternehmungen hervor. Sie wollen das Vaterland beschützen oder befreien. Dann machen sie Eroberungen, gelangen zu Ruhm und Einfluß. Sie greifen endlich wie Cäsar, Crom=

well, Napoleon nach der Krone und werden aus Befreiern die absoluten Gebieter ihres Volkes.

Nun sind aber diese Despoten, obgleich sie sich im Ganzen so ähnlich sehen, doch im Einzelnen wieder so außerordentlich verschieden. Ebenso ist es bei den Völkern. Sie haben alle ihren eigenthümlichen Charakter. Was bei dem einen bald und schnell geschieht, erfüllt sich bei dem andern nur langsam und spät. Revolutionen machen sie alle, das ist gewiß. Aber die phlegmatisch gestimmten Völker lassen sich viel gefallen und ermannen sich sehr spät zur Erhebung. Die Neger Afrikas können sogar bis auf's Blut geplagt werden, ohne sich zu widersetzen, und thun sie dies endlich, so ist es doch keine durchgreifende Umwälzung, sondern nur eine Conspiration, die höchstens einen Thron- und keinen Systemwechsel bewirkt.

Den Diplomaten und Staatslenkern kommt es aber gerade darauf an, genau zu wissen, was es eben an der Zeit ist, zu welcher Minute diese oder jene zu erwartende Begebenheit kommen wird. Sie möchten die besonderen Umstände, unter denen sie eintreffen und verlaufen wird, kennen. Und auf diese ihnen so wichtigen speciellen Fragen, bei deren Beantwortung sie eine Menge völlig neuer Dinge zu berücksichtigen haben: den individuellen Charakter der jeweiligen Gebieter, mit denen sie zu thun haben, die Eigenheiten des betreffenden Volkes, den eben waltenden Zeitgeist &c. giebt ihnen die Geschichte der Vergangenheit keine Antwort. Dies muß der Politiker selbst Alles erst aus der gegenwärtigen Lage der Dinge heraustasten. Es ist der Gegenstand seines Studiums, aus dem seine Praxis hervorgehen soll.

Man sieht daraus, daß der theoretische Geschichtsforscher dem praktischen Staatsmanne doch im Ganzen nur wenig an die Hand gehen kann. Dieser, wenn er die Geschichte befragt, bekommt als Antwort ungefähr nur solche allge=

meine Orakelsprüche, wie die Könige des Alterthums sie in Dodona und Delphi erhielten.

Es geht den Politikern mit den Wahrheiten der politischen Geschichte ähnlich wie den Feldherren mit der Kriegsgeschichte. Die feindlichen Armeen haben sich zwar von alten Zeiten her fast immer mehr oder weniger in denselben unvermeidlichen Thälern, längs derselben Flußläufe ergossen, und haben auch ihre Kämpfe mehr oder weniger auf denselben großen Schlachtfeldern ausgekämpft. Wenn z. B. Frankreich gegen Deutschland losbricht, so giebt es ganz bestimmt einen Rhein- und einen Donaufeldzug, oder wenn es Italien gilt, so marschirt Hannibal oder Cäsar, oder Napoleon über die Alpen in's Po-Thal hinab, und sie folgen im Großen und Ganzen denselben von der Natur ausgearbeiteten Bahnen. Dies zu wissen, nützt jedoch dem gegen sie operirenden feindlichen Feldherrn im Ganzen nicht viel. Er müßte genau denjenigen Bergpaß kennen, den Cäsar diesmal wählen wird, dessen Wahl aber von allerlei unberechenbaren Zeitumständen, von der Jahreszeit, von dem gerade herrschenden Wetter, von den jetzt eben zu Gebote stehenden Transportmitteln 2c. abhängt. Er müßte auch nicht nur im Allgemeinen das große Schlachtfeld kennen, auf dem der Kampf entschieden werden wird, sondern auch die specielle Mühle oder Brücke, um die der Streit diesmal entbrennen und wirbeln wird. Und über diese Details, auf die es jedesmal eben vorzugsweise ankommt, kann wieder die Kenntniß der Vergangenheit und Geschichte keine Auskunft geben.

Jugendfrische der Menschheit.

Goethe preist in seinem Faust die unveränderte uralte Frische und Schönheit der Schöpfung:

„Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.“

Der Dichter nennt dort nur Sonne, Mond und Sterne. Man könnte aber dasselbe auch mit Recht von dem Menschengeschlecht aussagen und Aehnliches an ihm preisen. Auch ihm ist eine wunderbare und fast unsterbliche Herrlichkeit und Jugendlichkeit eingehaucht, vermöge deren es wie der Mond nach zuweilen eintretenden partiellen oder totalen Verfinsterungen sich aus eigener Kraft wieder in vollem und rundem Glanze herstellt, vermöge deren es trotz aller eingerissenen Verderbniß wie die Morgenluft sich wieder abklärt und wie ein tausendjähriger Baum neue, schöne, an Leib und Seele tadellose Blüthen und Früchte erzeugt.

Wie kläräugig und tugendsam, wie rosenwangig, wie frisch und gesund an Geist und Leib schreitet diese hübsche im 19. Jahrhundert zur Welt gekommene Jungfrau, die mir hier in dem Erdenwinkel, in welchem sie haust, zuweilen begegnet, einher! Erscheint sie nicht so untadelhaft wie Eva im Paradiese, als sie im Schooße des Schöpfers zum ersten Male die Augen aufschlug? — Und doch! wenn man den knorrigen Ast, an dem sie als letzte Blüthe erschienen ist, ich meine ihren uralten Stammbaum, die lange Reihe ihrer Vorväter, die Geschichte des Volkes oder der Stadt, der sie angehört, näher untersucht, wie viel Krankheit und Sünde zeigt sich da in seinen Säften! Wie viele von ihren Ahnen waren elende Krüppel und siechten dahin. Wie viele waren vergiftet und geschwächt an Leib und Seele. Und dennoch erhob sich dieses fröhliche Mädchen aus ihrem Schooße, wie eine schöne Blume aus dem Sumpfe.

Pest, Blattern, schwarzer Tod, Cholera, Geistesverwirrung und Sittenverderbniß aller Art sind von jeher zu Zeiten auf die Menschheit eingestürmt, und es schien, daß sie den ganzen Baum aushöhlen und faul machen müßten. Doch wie das

zu Zeiten von Stürmen aufgeregte Meer zeigte sie sich hinterdrein wieder völlig beruhigt, glatt und hell wie zuvor, und fuhr fort, untadelige Perlen an's Ufer zu werfen. Die Gesundheit der Menschen, ihr moralisches Bewußtsein, ihr Verstand, ihre Vernunft, ihr Gewissen sind noch nie im Allgemeinen zerrüttet und geschwächt worden. Und dies ist in der That bei aller der krassen Verirrung, Verblendung und Verkümmerung im Einzelnen wunderbar genug!

Auch jenes Alles sind unbegreiflich hohe Werke, „herrlich wie am ersten Tag".

Gedanken, die noch Niemand gehabt hat.

Wie jeder einzelne Mensch für sich in einen gewissen Kreis von Ideen gebannt ist, über den er nicht hinauskommt, so ist dies auch wieder die ganze Menschheit.

Schon seit den Zeiten Salomo's, der bereits vor 3000 Jahren versicherte, daß es nichts Neues unter der Sonne gäbe, ruminirt sie an denselben Vorstellungen, kleidet die alten Wahrheiten immer wieder auf etwas neue Weise heraus, spricht und prägt sie wieder in einer andern Sprache um.

So recht was Funkelnagelneues, Etwas, das noch nie dagewesen ist, ein Gedanke, den noch kein Mensch gehegt, von dem bisher noch Niemand eine Ahnung gehabt hätte, taucht aber fast gar nicht unter uns auf.

Die Lyriker hatten von jeher nichts Anderes zum Besingen und werden auch in alle Ewigkeit hienieden nichts Anderes haben, als die Blumen, den Frühling, die Liebe und noch einige andere solche anmuthige Hauptthemas.

Die Komiker unter den Dichtern geißelten in Athen wie in Rom und dann in Paris und London dieselben Thoren:

den Geizigen, den Eitlen, den Jähzornigen und ihre Verwandten. Nur brachten sie dieselben mit denjenigen Modificationen und Vermummungen auf die Bühne, wie sie im Süden oder im Norden national und hergebracht waren.

Die Bildhauer und Maler haben noch keine anderen Gegenstände für Pinsel und Meißel gefunden, als die menschliche Physiognomie und Gestalt, oder das Antlitz der ewig in derselben Weise um uns her bald lächelnden, bald zürnenden Natur.

Und die Philosophen und großen Denker zerbrechen sich noch immer den Kopf über dieselben Räthsel der Schöpfung und hüllen, was sie darüber zu sagen haben, gleich der alten Sphinx bald in diese, bald in jene von ihnen erfundene, mehr oder weniger mysteriöse Sprache, ohne der Auflösung der Grundgeheimnisse näher gekommen zu sein.

Auch die Helden, die Staatsrevolutionen, die Kriegszüge, welche für die Beobachtung und Feder der Historiker auftauchen, sind immer wieder von demselben nur ein wenig variirten, widerwärtigen, blutigen und egoistischen Genre.

Für diese kleine Erde und die pygmäische Menschheit mag dies hingehen. Sollte dies aber auch unter den Bewohnern der anderen Planeten und aller der zahllosen Fixsterne und übrigen Welten ebenso sein, so wäre das doch wirklich sehr ermüdend.

Ich vermuthe und hoffe daher, daß dort jenseits unseres Horizonts eine völlig andere Natur, eine ganz neue Ordnung der Dinge herrscht, daß man dort sich frischer Bilder bedienen, ganz überirdische Themas behandeln wird, und daß die Geister sich dort in ihrem Ideenschwunge näher zur Gottheit erheben. Ich grüße Euch, Ihr wundervollen Denker, Forscher und Künstler der jenseitigen Welten, die ich nicht kenne und nicht verstehe, zu denen ich mich nicht erheben kann, deren Vorhandensein ich aber doch zu ahnen glaube!

Excusez du peu.

Unsere Erdrinde ist ein kolossaler geologischer Bau. Wie haben die Titanen und auch die kleinen Gnomen geschwitzt, um den Ossa auf den Pelion zu heben! Aus wie vielen zertrümmerten und in Schichten abgelagerten und aufgehäuften Schöpfungen ist sie gebildet! Welche tausendjährige Vorbereitungen waren nöthig, damit endlich, was damit erzielt werden sollte, der Mensch, „der Herr der Schöpfung", über sie hinwandern und auf ihr wohnen könne!

Und wenn ich mir nun auf der Oberfläche eines so mächtigen und künstlichen Piedestals dies bischen niedriges Haferfeld ansehe, das die armen Gebirgsbewohner, unter denen ich wohne, darauf anlegten, so erscheint mir dies als ein wahres Much ado about nothing. Die ganze große geologische Arbeit als Unterlage für die wenigen rohen bäuerischen Hüttenbewohner, die darauf kümmerlich leben? Es ist wie ein Paar Mäuschen, zu deren Geburt die Berge kreisten. Hunderte von Meilen muß man über diese innerhalb zahlloser Jahrhunderte gestaltete Erdrinde hinreisen, ehe man einmal auf etwas recht Remarkables stößt, sei es auf ein Kunstwerk, das verdient angeschaut zu werden, wie der Kölner Dom, oder auf einen guten und großen Mann, der der Bewunderung und Huldigung werth ist. Unermeßlich sind noch die leeren Räume, welche dazwischen liegen, und auch die unbewohnten Striche und Wüsten, welche Völker trennen, und hat man endlich die Freude, auf einen Haufen Bewohner, auf „ein Volk" zu stoßen, so sind es neunmal unter zehnmal ganze oder halbe Barbaren.

Und sogar die „Gebildeten", wie viel bleibt an denen noch zu wünschen übrig! Die Erde ist ein kolossaler, höchst wundervoll gestalteter Globus mit einem ganz dünnen An=

fluge von Menschheit, die ihn nur ein wenig und sehr schwach vergoldet. Sie ist wie ein weitläufiges Schloß, wo man hie und da in den weiten Räumen und Winkeln ein Paar lebendige Spinnen oder Vögelchen eingenistet findet.

Noch großartiger stellt sich die Arbeit, welche die Natur für uns Lilliputer aufgeboten und an uns verschwendet hat, dar, wenn wir bedenken, daß diese nur schwach beseelte Erde zu bequemer Bewegung eine Bahn von fast 50 Millionen Meilen im Durchmesser nöthig hatte, und daß von ihr zum Monde und zur Sonne und zu den nächsten wieder — vielleicht — von athmenden Wesen bewohnten Gestirnen weite, unbelebte, kalte, öde Räume bleiben mußten. Da kommt Einem denn wiederum auch das ganze Weltall vor wie ein unermeßliches Vacuum, in dem nur hie und da in immensen Abständen einige kleine belebte Stäubchen (die Sterngruppen) um einander kreisen und schwirren.

Wie wir Menschen überall in der Mitte sitzen, ohne Anfang und Ende zu sehen.

„Nous apercevons quelque apparence du milieu des „choses dans un desespoir éternel d'en connaître ni le „principe, ni la fin.“

(„Wir Menschen nehmen einen schwachen Schimmer des Mittelstücks aller Dinge wahr, sind aber dabei in einer steten Verzweiflung darüber, daß wir weder einen Anfang noch ein Ende erblicken.“)

Dieser kurze Ausspruch Pascal's trifft erstlich zu in Bezug auf die Localität, welche die Menschheit mit ihrem kleinen Wohnorte, der Erde, und mit ihrem Sonnensysteme in dem unermeßlichen Weltall einnimmt. Wir bewegen uns

mit ihm da irgendwo in einem Winkel dieses großen Alls, wissen aber nicht zu sagen, in welcher Partie des Gebäudes wir denn eigentlich stecken, ob im Centrum, oder am Rande, oder an welcher Seite. Unsere Sonne ist wie eine kleine Nachtlampe in der Mitte eines unermeßlich weitläufigen Gebäudes aufgehängt. Sie beleuchtet uns unsere Erde und die allernächsten Körper, den Mond und die Planeten. Aber ihr Schimmer verliert sich in den weiten Räumen.

Wie in Bezug auf den Raum, so sitzen wir auch in Bezug auf die Zeit „irgendwo in der Mitte, ohne den Anfang und das Ende zu erblicken". Unser Geist erkennt, daß die Welt von Ewigkeit her gewesen sein müsse und daß sie auch nie ein Ende nehmen könne, und doch wiederum begreift er Beides nicht. Wir wissen nichts von der Chronologie des Universums und vermögen die Stunde nicht anzugeben, welche es dort eben geschlagen hat. Die ganze erdbewohnende Menschheit ist wie eine kleine Colonie von Bienen, die sich in der Mitte eines kolossalen Waldes an dem Aste eines Baumes aufgehängt sehen, aber nicht sagen können, wie und wann sie dahin kamen und ob und wann sie von dort wieder weggenommen werden. — Viele Völker, die diesen Gedanken nicht ertragen konnten, haben sich ihre eigene kleine Chronologie gemacht und rechnen nun „seit Erschaffung der Welt" 6000 oder 100,000 Jahre oder etwas mehr oder weniger. Aber dies ist so, als wenn Eintagsfliegen, die am Morgen geboren werden und am Abend sterben, sich eine Weltzeitrechnung erfunden hätten.

Fassen wir alle die im Weltall lebenden Wesen in's Auge, so erblicken wir als Naturforscher auch hier nur „ein Stückchen in der Mitte" ohne Anfang und Ende. Wir kennen etwas von dem Menschen und von seinen hier auf unserem Globus ihm beigesellten Gefährten, den Thieren. Aber es sind nur aus der Mitte heraus ein paar Glieder

der großen Wesen- und Geisterkette, die sich durch das ganze Weltall schlingt, und wir sind in Bezug auf unsere zahllosen Mitgeschöpfe auf den anderen Sonnen und Sternen in vollkommener Unwissenheit.

Untersuchen wir analysirend die Naturproducte um uns her und dringen wir in ihr Wesen ein, so finden wir auch sie nach jeder Seite hin unergründlich. Die extremste Kleinheit (die Atome) und die extremste Größe (die Gränzen des Alls) entfliehen in gleicher Weise unseren optischen Instrumenten, ja sogar unserer Einbildungskraft. Wir sehen die Gegenstände und ihre Umrisse mit menschlichen Augen, und fangen von ihrem Wesen nur das auf, was gerade diese Augen aufzufangen im Stande sind: „ein Stück aus der Mitte".

Selbst von unserer eigenen Geschichte, sowohl von der Geschichte der Menschheit überhaupt, als von der jedes Individuums, erkennen wir nur ein gewisses Stück aus der Mitte heraus, während Anfang und Ende uns entschwinden. Einige tausend Jahre von Abraham's oder Noah's Zeit her werden uns von unseren Chroniken mehr oder weniger hell beleuchtet. Die Geologen aber lassen uns schon jetzt ahnen, daß dies nur ein Brocken der ganzen Menschheitsgeschichte ist. Ihre langen Anfänge und endlosen Wurzeln stecken in unergründlichem Dunkel. Und wie es mit unserer Geschichte weiter gehen, wie es mit dem Menschengeschlecht endigen wird, das weiß auch Niemand sich vorzustellen.

Ist demnach auf diese Weise all' unser Erkennen und Wissen nichts als Stückwerk, ja, ist die ganze Welt eine räthselhafte und poetische Aphorisme, so dürfen die Leser auch einem Autor nicht grollen, wenn er sie mit seinen fliegenden Blättern und aphoristischen Meditationen ebenfalls ein wenig in der Mitte ohne Anfang und Ende stecken läßt.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. d. S.